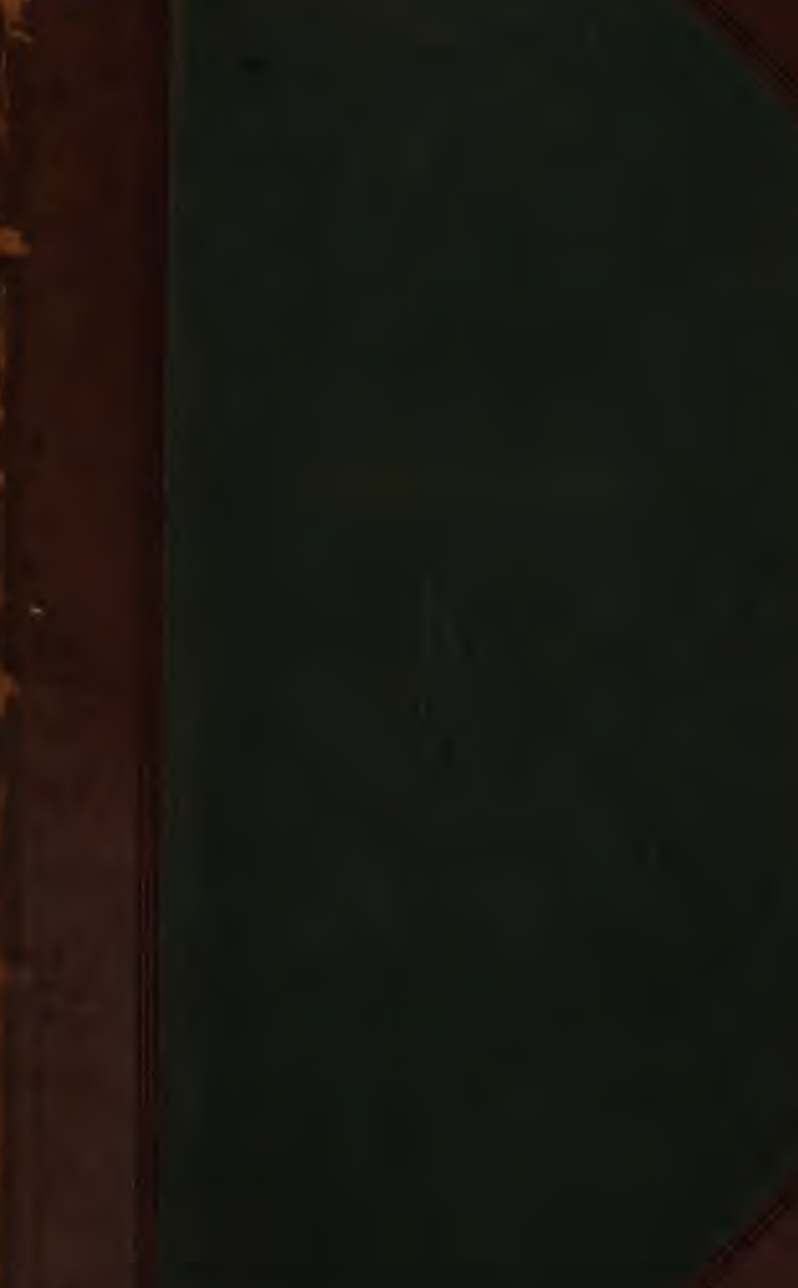
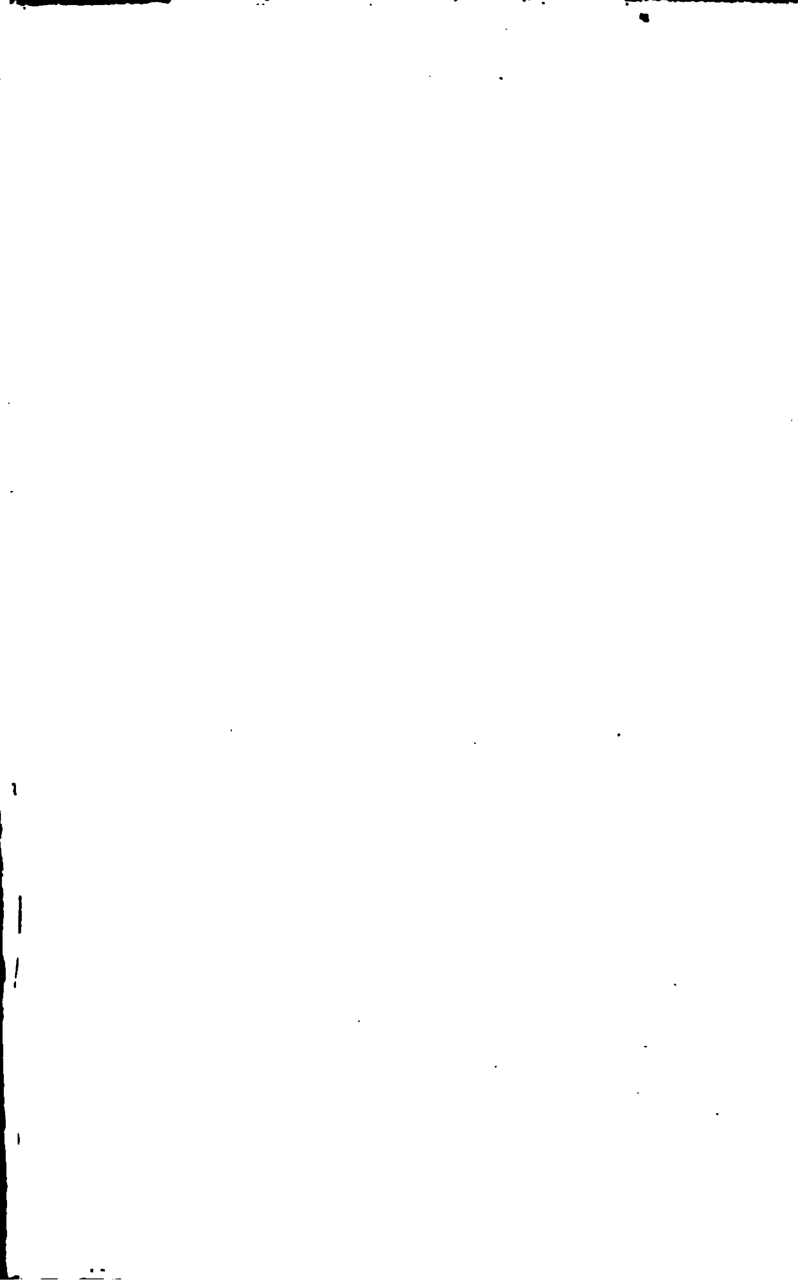
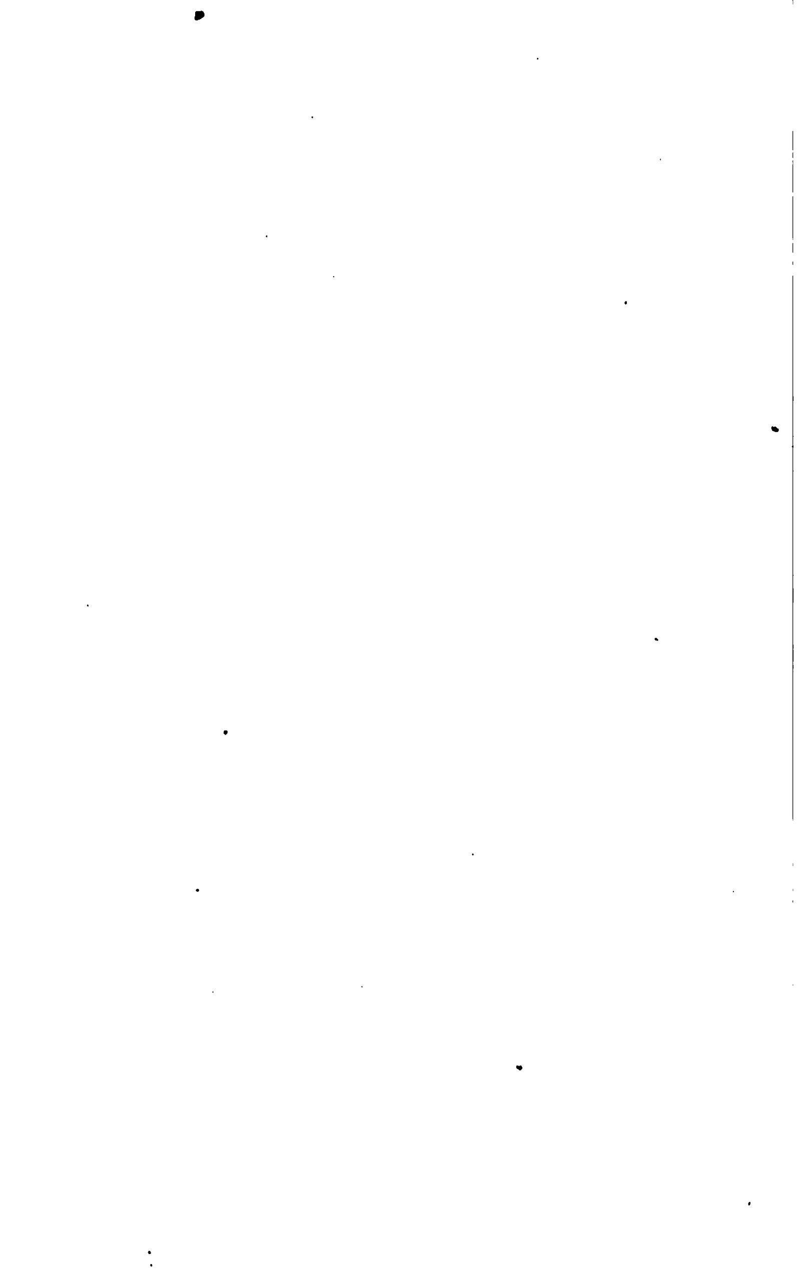



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





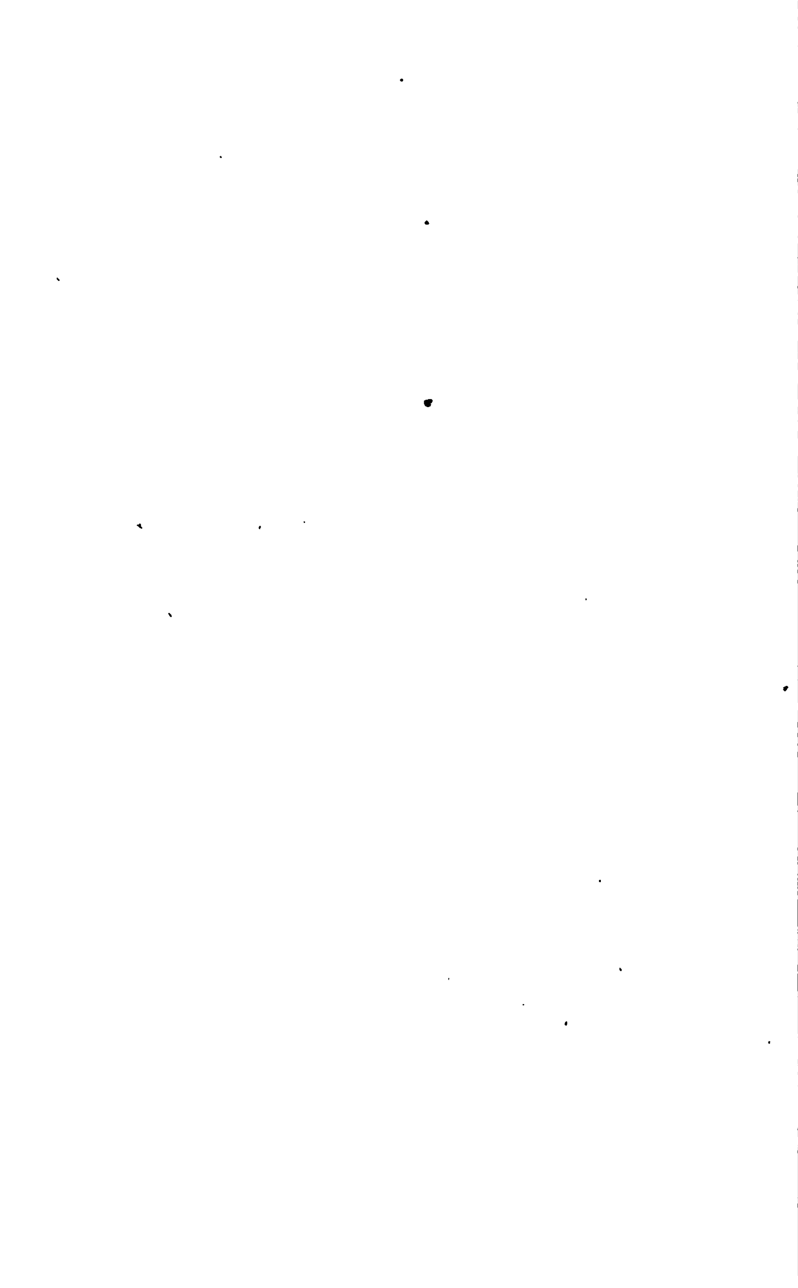




Historisches Taschenbuch.

Dritte Folge.

Fünfter Jahrgang.



Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge.

Fünfter Jahrgang.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1854.

Inhalt.

Der Indische Archipelagus und die Engländer.

Von

Karl Friedrich Neumann.

Die riesige Masse Asiens hat gegen Südosten eine Strecke Landes hinausgeschoben, welche, unter dem Gewässer des Indischen und Stillen Oceans fortlaufend, durch Wasser- und Feuerkraft sich bald mehr, bald weniger erhebt und ausbreitet. Eine Anzahl Inseln bezeichnet diese Bahn. Würde bei den steigenden und sinkenden Bewegungen, denen die Gegenden noch jetzt ausgesetzt sind, das Land nur um ein Geringes sich heben, die seichten Seen würden vertrocknen, die Bergketten von Sumatra, Borneo und Java würden, gleich denen der malayischen Halbinsel, sich ans Festland anschließen und große Ströme durch die weite Niederung des chinesischen Meeres, sowie durch die tiefen und schmalen Päße von Sunda in den Indischen Ocean fließen. Die asiatische Halbinsel wird in den dichten Insel- und Felsenketten fortgesetzt, welche sich von Singapor nach Banka erstrecken und Sumatra berühren. Borneo und Celebes bilden den breiten östlichen Theil des südasiatischen, indochinesischen Landes, wovon sie durch den Einbruch des Chinesischen Meeres getrennt wurden. Dieser Archipelagus ist endlich von einem großen vulkanischen Kranze umgeben, welcher durch seine unterirdische Verbindung beweist, daß die Inseln und der gegenüberliegende Theil des Continents auch geologisch zu einem Ganzen gehören.

1 *

Die Form und Lage dieser Inseln zeugen von einem größern Alter, als irgend eine andere kleinere oder größere Hebung jener Gegend. Sie wurden von derselben Kraft gebildet, welche das Stufenland selbst hervorbrachte; es war nur eine Fortsetzung der unterirdischen Gewalt, die den Himalaya in die Höhe des ewigen Schnees erhob und das unterseeische Bett ausbreitete, an welches dann später die Ströme vermittelst Anschwemmungen die heißen Ebenen Bengalens ansetzten. Es ist dieselbe Kraft, welche die Oberfläche der Südgegend gebildet, bei deren Hebung und Senkung Luft, Wasser und Land in ein so glückliches Verhältniß kamen, daß, während das Land sich vermittelst der Luft der Reife und Schönheit des Sommers erfreut, es der benachbarten See die Frische und Fruchtbarkeit des Frühlings verdankt. Daher kommt es, daß, während die schwarzlehmigen, von den Fluten täglich überspülten Ufer mit dichten Wäldern bedeckt sind, während die Zasergewächse, kaum daß sie über die Oberfläche des Meeres emporragen, sich schon in grüne Inseln verwandeln, die höchsten Granitfelsen und der Rauch vulkanischer Gipfel sich mitten aus der üppigen, mannichfaltigen Pflanzenwelt erheben. Das reiche, immer grünende, immer sich erneuernde Pflanzenleben ist das charakteristische Merkmal der östlichen Inselgruppe; es übt einen bedeutenden Einfluß auf die Sitten und die Geschichte der Bewohner. Sobald wir in die Gewässer des Archipelagus kommen, befinden wir uns in einer neuen Welt. Land und Wasser wechseln in wunderbarer Weise. Große Inseln sind durch schmale Meerengen getrennt, welche wie jene von Sunda aus dem wilden, undurchdringlichen Wall äußerer Küsten in sanfte, grüne

Uferlande führen. Wir fahren von Binnensee zu Binnensee und kommen hier an so kleinen Eilanden vorbei, daß wir deren in kurzer Zeit eine Menge sehen; dort umschiffen wir die Küsten so großer Inseln, daß Monate erfoderlich sind, um den Weg zurückzulegen. Das wunderbar frische Grün, wovon Alles bedeckt ist, macht einen unauslöschlichen Eindruck und zeichnet jene Länder aus vor allen andern auf Erden. Die südliche Wärme der Luft ist gemildert; sie ist befruchtet durch beständige Ausdünstung, sie ist gereinigt durch die zeitlich wiederkehrenden Winde. Von solcher durchdringenden, belebenden Kraft ist sie erfüllt, daß unter ihrem Einflusse selbst der Felsen fruchtbar wird. Aus diesem Grunde erscheinen die Gruppen kleiner Inseln, welche die größern wie ein Gefolge umgeben oder den Weg bezeichnen, den diese unter dem Meere weiter nehmen, namentlich dann, wenn ein weißes, lebhaftes Licht sie umstrahlt und ihre Küsten verdunkelt, wie schattige, auf der weiten See schwimmende Gärten, deren glänzende Oberfläche zu blendend wäre, würden nicht Wolken ihren Schatten darauf werfen oder Winde mit unaufhörlichem Spiele von Licht und Schatten darüber schweben.

Ganz verschieden von diesen anmuthigen Scenen wirken die hohen Bergrücken und Gipfel, welche an andern Theilen jener Länder sich in die Luft erheben. Hier sieht man dieselbe Großartigkeit, wie in den Gebirgen Europas; aber anstatt mit düsterer Wildniß, ist sie mit sanfter Schönheit umgeben. Schnee und Gletscher sind durch mächtige Wälder ersetzt, die milden Schatten verbreiten und Gipfel und Rücken der Berge mit schimmerndem Licht bedecken. Sogar die eigenthümlichen

Schönheiten, welche die Alpengipfel von der Luft erhalten, finden sich zuweilen hier entfaltet. Der Schweizer, wenn er die luftige, majestätische Gestalt eines Vulkans betrachtet, wird staunen, daß bei Aufgang der Sonne die Gipfel in derselben rosigen Glut erglänzen, wie der schneeige Monte Rosa und Montblanc bei deren Untergang; er wird staunen, wenn er beim Herabsteigen in den mittlern Regionen sieht, wie der Rauch in goldenen Farben glänzt gleich den Wolken des Himmels. Wie herrlich und prachtvoll aber auch diese Gebirge erscheinen, sie bergen in ihrem Innern Elemente des Schreckens und der Zerstörung, mit deren Gewalt verglichen selbst die verheerendsten Ausbrüche des Vesuv und Aetna verschwinden. Wenn man diese Berge von außen betrachtet, kann man die Geschichte ihrer Entstehung kaum glauben, und doch sind die innern Gewalten, obwol gefesselt, nicht verschwunden! Dieselbe innere Kraft, welche sie bis zu den Wolken erhebt, breitet sich im dunkeln Schoos der Erde aus und fördert von Zeit zu Zeit ihre Geburt zu Tage. Der Boden öffnet sich, er strömt zerstörendes Feuer auf die lebenden Wesen und schließt sich, um sie zu ersticken. Von der Lava werden Wälder überschwemmt oder von schwefligen Dünsten vernichtet; die Sonne birgt sich am hellen Mittag hinter dem schwarzen Dampf, welcher die Luft verdichtet; über hundert Meilen weit regnet es Asche. Zum Glück sind so gewaltige Erschütterungen selten, obgleich fast kein Jahr vergeht, ohne daß ein Vulkan ausbricht.

Nicht minder reich und prachtvoll ist die Thierwelt. Gleich am Eingange werden wir von den zahlreichen Liedern der Vögel empfangen, welche bald laut, bald leise

durch die Gegend hinklingen. Insekten mit schrillendem Geschrei erfüllen beständig die Lüfte, und die Klagen der Ankas, welche immer lauter ertönen, erhöhen das Gefühl der Einsamkeit. Dringen wir tiefer in den Wald, dann sehen wir erst, wie reich das Land an Thieren ist. Harmlose Schlangen hängen an den Bäumen, wie zarte Zweige; andere gefährlichere liegen zusammengerollt umher; erschreckt durch die Erscheinung eines Menschen nehmen sie einen wilden, drohenden Blick an und verschwinden. In jenen Wäldern ziehen Heerden von Elefanten herum, Rhinocerosse, Tiger verschiedener Art, Tapire, Orangutang und Faulthiere. Von Vögeln sieht man den herrlich geschmückten Paradiesvogel, den Lori, den Pfau und Argusfasan. Die zahlreichen Flüsse und Buchten sind von riesigen Alligatoren bewohnt. Verschiedenartige, farbenreiche Muscheln liegen an den sandigen Gestaden umher und sind von einer Masse Insekten angefüllt, die jeden zurückgebliebenen Nahrungsstoff aussaugen. Von den zahlreichen Fischarten erregt der Dugang oder die malayische Seejungfer am meisten unsre Aufmerksamkeit.

Wie die Inselwelt eine Fortsetzung des Festlandes bildet, so ist auch ihre Bevölkerung nur eine Fortsetzung der südasiatischen; die Richtung, welche die unterirdische Kraft in der Bildung der Inseln nahm, bezeichnet auch den Weg der Wanderung. Einzelne Personen oder Familien, die zufällig diese oder jene Straße einschlugen, wurden die Gründer ganzer Stämme. Die Bevölkerung, durch das Meer von den großen Ebenen und langen Thälern des Festlandes abgeschnitten, durch hohe Berge und dichte Wälder eingeschlossen, konnte sich nur wenig

vermehren. Ebenso beschränkt und zufällig waren auch die Wanderungen von einer Insel zur andern. Wir können in der Geschichte dieser Inselwelt zwei große Perioden unterscheiden. Die erste, in der die Bewohner des asiatischen Tafellandes, durch die südöstlichen Thäler und Berge wandernd, an den Grenzen des Archipelagus erschienen, wo sie unter dem Einfluß ihrer neuen Heimat Nomaden wurden. Die zweite, in der sie sich an den Ufern und über das Innere der zahlreichen Inseln ausbreiteten, dort eine Menge kleiner Stämme bildeten, die trotz der Familienähnlichkeit zu besonderer Sprache und Sitte emporwuchsen. In diesem Zustande der Einsamkeit und Verlassenheit wurden sie von den Reisenden der civilisirten Völker aufgefunden, die hier ihre besondere Bildungsweise zu verbreiten suchten und verbreiteten. Aber dieselben Ursachen, welche die rohen Bewohner getrennt hielten und in viele Stämme sonderten, hinderten auch die allgemeine Verbreitung der fremden Civilisationen. Viele eingeborene Nomaden der See und des Waldes bieten dem europäischen Beobachter heutigen Tages noch die Eigenthümlichkeit einer Zeit dar, wo seine eigenen Vorfahren so roh und noch wilder waren. Wir begegnen im Innern der Wälder Menschen, die spärlich mit Baumrinde bedeckt sind. Sie leben von wilden Früchten und Thieren, die sie mit scharfem Auge gleich einem Raubthiere erspähen und mit vergifteten Pfeilen erlegen.

Wir sehen Leute in einsamen Buchten und Wasserstraßen auf kleinen Barken; sie sind ihre Wiege, ihr Haus und Todtenbette. Die mehr cultivirten Stämme trennten sich von den übrigen und benutzten nicht selten ihre geistige Ueberlegenheit zur Unterdrückung der Bar-

baren. Sie verwandeln die fruchtbaren Flächen in Reisfelder und beschatten die niedlichen Hütten aus Bambus, Nibong und Palmblättern mit dem schönen Cocosbaum. Rings um seine Wohnung baut der gebildete Pflanzer Früchte, um deren Mannichfaltigkeit und Wohlgeruch ihn der europäische Luxus beneidet. Hier stehen blühende Bäume und Stauden, wie sie kein Treibhaus des Westens besitzt. Ist die Ernte vorüber, dann sucht der Malaye den Wald durch und forscht nach indianischem Rohr, nach wohlriechenden Hölzern, Oel, Wachs, Gummi, Kautschuk und Guttapercha, nach Farben, Kampher, wilden Muskatnüssen und Elefantenzähnen. Der Küstenbewohner sammelt Fische, Fischmöven, Schnecken, Seegras, Schildkröten, seltene Korallen und Perlmutter. Sie machen jährlich große Reisen an die australischen Küsten, um den Trepang zu fangen. In vielen Gegenden gedeiht Pfeffer, Kaffee, Betel in sehr großer Menge, dann Taback, Ingwer und andere Gewächse. Da, wo die eßbare Schwalbe lebt, wird in Bergen und Höhlen eifrig nach ihrem Neste geforscht. In vielen Theilen gräbt man Zinn, Spießglas, Eisen, Gold und Diamanten. Die gebildeten Völker machen auch Kleider und Waffen, sowol zum eigenen Gebrauch als zur Ausfuhr. Die Bugis, das erste Seevolk im Archipelagus, sowie viele malayische Handelsleute führen die Erzeugnisse ihres eigenen Landes und diejenigen, welche sie von benachbarten Stämmen und wilden Völkern eintauschen, zu Markte. Obwol dem Bewohner des Archipelagus jener unermüdliche Fleiß mangelt, der den Europäer und Chinesen auszeichnet, so gewährt seine Industrie doch einen mannichfachen, erfreulichen Anblick. Er arbeitet aber nur so

viel, als die Natur seines Landes erfodert; er braucht die Welt in keine Werkstätte zu verwandeln, wie der Chinese, noch bedarf er großer Schätze, um sich gegen die rauhe Witterung und misliche Zeiten zu schützen.

Während in den vulkanischen Gegenden von Java, Celebes und andern Theilen des Archipelagus die Bevölkerung zunahm, eine der Natur angemessene Industrie sich bildete und verschiedene Völkerschaften sich entwickelten, wurden andere von der Natur weniger begünstigte Inseln der Sitz großer Räuberhorden, die von Zeit zu Zeit bedeutende Flotten aussenden, um die Seefahrer ihrer Güter und Freiheit zu berauben und Frauen und Kinder der Heimat zu entführen. Aus den Buchten und Strömen von Borneo und Johor, von den zahlreichen Inseln zwischen Singapor und Banka, sowie von andern Theilen des Archipelagus werden Jahr für Jahr solche Fahrten ausgerüstet. Keine Küste ist so dicht bevölkert, kein Hafen so gut geschützt, um vor ihnen sicher zu sein; wo Kraft nicht hinreicht, nehmen sie zur List ihre Zuflucht. Es werden Leute am hellen Tage in den Häfen von Pinang und Singapor gestohlen. Erst vor kurzem befreiten Holländer Leute aus der Sklaverei, die aus ihrer Wohnung in der Provinz Wellesley weggefangen, dann durch den Hafen von Pinang und die Straße von Malacca gegen Süden geführt wurden. Der gewöhnliche Aufenthalt dieser Seeräuber ist nicht weit von den europäischen Niederlassungen; sie werden aber in der nächsten Zeit dem mächtigen Arme Großbritanniens ebenso unterliegen, wie mit den Landräubern in Hindostan geschehen. Die Niederlassung der Engländer auf Borneo und die Colonisirung der Insel Labuan bildet einen neuen

Abschnitt in der Culturgeschichte der 70 — 80 Millionen Insassen der südasiatischen Inselwelt.

In den persönlichen und geselligen Verhältnissen dieser Völkerschaften findet man eine wunderbare Mischung von Einfachheit und Kunsttüchtigkeit, von Roheit und Verfeinerung. Doch überwiegen die Tugenden bei weitem ihre Fehler. In sittlicher Beziehung unterscheiden sie sich sehr und zwar zu ihrem Vortheile von den Chinesen und Hindu. Anziehend ist die eigenthümliche Verbindung von Höflichkeit und Ungezwungenheit, welche sie auszeichnet. Nirgendwo als in Piratenländern oder in jenen Gegenden, welche mit dem Europäer, dem gemeinen Chinesen und Hindu in Verbindung stehen, sieht man, auch nicht bei dem Aermsten, eine unverschämte Miene oder einen frechen Blick, nirgendwo eine Unbescheidenheit. Fluchen und Schimpfen ist den Eingeborenen fremd. In ihrem gegenseitigen Verkehr sind sie höflich, munter und offen, dabei klug und bedächtig. Ihre Unterhaltungen sind verschiedener Art. Sie lieben Musik, Poesie und Romane; sogar im gewöhnlichen Leben bringen sie gehaltvolle Bemerkungen, Sprüchwörter oder poetische Anspielungen vor. Wie die Pflanzen, so kommen auch die Menschen des Archipelagus dem Europäer eine Zeit lang ganz fremd vor; Farbe, Gesichtszüge, Kleidung und Gewohnheiten, Sitten und Sprache scheinen die einer neuen Welt zu sein. Aber mit dem Reiz der Neuheit schwindet auch diese Ansicht. Täglich erkennt man mehr, wie trotz der großen äußerlichen Verschiedenheit, trotz einer andern Natur und Geschichte die wesentlichen innern Merkmale mit denen der Europäer übereinstimmen. Je tiefer wir eindringen, desto mehr zeigt sich diese

Uebereinstimmung. Es sind nicht blos allgemein menschliche Eigenschaften, es sind eigenthümliche Sitten und Gebräuche, eigenthümliche abergläubische Ansichten, die mit den unserigen übereinstimmen. Und gerade in den entlegensten Gebirgen des Archipelagus, wo die Menschen seit Jahrtausenden fern von allem fremden Einflusse leben, gerade dort finden wir die größte Aehnlichkeit mit den Bewohnern Europas. So sehen wir bei dem Jakun, ist auch seine Hüfte blos mit Baumrinde bekleidet, ist er auch mit dem Sampitan und den vergifteten Pfeilen bewaffnet, dennoch dieselben schlichten und muntern Sitten, dieselben einfachen Ideen, wie der ungebildete Landmann in den entlegenen Gegenden unsers Erdtheils sie hat. Wenn er von seinen Tänzen, seinen Liedern erzählt, so erinnert dies unwillkürlich an die heitern, freien, wenn auch etwas rohen Sitten der untern ländlichen Classen des Westens. Frei von den zurückstoßenden Vorurtheilen und dem gekünstelten Schmucke des Hindu und Muselman, stimmen ihre Gebräuche mit denen des ungebildeten Europäers in vielen Beziehungen überein. Eine gleiche Stufe der Cultur erzeugt gleiche Sitten und Gewohnheiten.

Die ursprünglichen Zustände der indochinesischen Bevölkerung, der Bewohner des östlichen Inselreiches und Australiens — welche großentheils zu einer einzigen Menschenrace gehören — vor ihrer Berührung mit den verschiedenen Culturvölkern der Erde, mit den Chinesen, den Hindu, Arabern und Europäern, erkennt man heutzutage noch an den nicht unbedeutenden Resten der Berg- und Waldbevölkerung. Sie blieben, innerhalb der Querthäler und Schluchten, innerhalb der Moore

und Urwälder geschützt, frei von dem Andrange der auf die Küstenstriche und Flachlande eindringenden Bildungsweisen. So die Nagas in Assam, die Kukis nordöstlich von Tschittagong, die Ahong der Insel Nias und mehre andere Barbaren innerhalb der malayischen Halbinsel und der australischen Inselwelt, gemeinhin Arafura oder Harafura, richtiger Alforas oder Alforias, was Freie Leute bedeutet, geheißen. Wilde Kraft und körperliche Ueberlegenheit gelten ihnen als die einzigen Vorzüge des Menschen. Nur die Köpfe erschlagener Feinde oder wenigstens ein einziger befähigen zur Heirath. Diese Wilden machen Einschnitte in ihre Körper, welche wie Ordenszeichen sich mehren im Verhältniß zum Verdienste, zur Zahl der Ermordeten. Den bösen Geistern opfern sie Menschen, Schweine und Geflügel, um Unheil abzuwenden. Malt sich doch auch sonst Jeder den Gott nach seinem eigenen Bilde. Die Gesittung, welche Mariner auf Tonga und Cook auf Tahiti gefunden haben, gehört schon zu einer vorgerücktern Stufe einheimischer Bildung.

Andere Stämme geben Zeugniß von der Berührung mit einer fremden Civilisation, obgleich sie noch auf dem breiten Grunde der Barbarei stehen, wie die Korinschi und Singpho zu Assam, die Batta auf Sumatra und die Dajak in Borneo. Sie besitzen Schriftzeichen, gebrauchen Sonne, Mond und die fünf Planeten zur Bezeichnung der Wochentage; sie haben Vor- und Zunamen, führen Ehrenbenennungen und andere Auszeichnungen. Auch werden in den Gemarken dieser Barbaren Ruinen einzelner nach Indien weisenden Gebäude vorgefunden und viele an indische Religionen erinnernde Namen und Gebräuche. So verehren die Dajak neben

ihrem einheimischen unsichtbaren Gotte Tuppa den Battara oder Awatara der Hindu. Die Wochennamen der Batta und Javanen, auf Bali und in Siam sind, mundartige Verschiedenheiten abgerechnet, dieselben und stimmen bis auf zwei mit denen der Telugu im Süden der Indischen Halbinsel zusammen.

Eine dritte Classe lebte in dauernder Verbindung mit den gebildeten Völkern; es sind sogar Spuren vorhanden von einer auf dem Grunde der indischen Civilisation fortschreitenden Entwicklung. So die Malayen zu Menangkabo auf der Westküste Sumatras und das Reich Madjapahit in Java. Selbst der Name Malaye kann auf indischen Ursprung zurückgeführt werden. Ansiedler aus Malayala, d. h. dem Gebirgslande der Indischen Halbinsel, haben sich auf Sumatra niedergelassen; von diesen Malayal oder Malabaren mögen anfänglich blos die Küstenbewohner, dann eine ganze Abtheilung der Polynesier den Namen Malayen erhalten haben. Sind doch die Völkerbenennungen gewöhnlich fremden Ursprunges. Die Einheimischen ersinnen keinen allgemeinen Namen; sie nennen sich nach ihren Stämmen und Wohnsitzen. Sitten und Gesetze der Malayen geben heutzutage noch lebendiges Zeugniß von diesen indischen Ansiedlungen, worunter wol das unter den malayischen Muselman geltende Erbrecht der Nair am auffallendsten ist. Wegen der gewöhnlich stattfindenden Vielmännerei erben nämlich bei dem Stamme der Nair auf der Indischen Halbinsel nicht die für eigene Kinder geltenden Söhne und Töchter des Hauses, sondern die Schwesterkinder. Dasselbe Gesetz gilt in allen den verschiedenen Fürstenthümern, Stämmen und Familien der Malayen,

obgleich hier der andere malabarische Brauch, aus welchem dies Erbrecht hervorgegangen, der größte Gräuel wäre. Die Wohnungen in vereinzelten Höfen, ringsum von Aeckern und Wiesen umgeben, wie sie in echt germanischer Weise bei den Malayen stattfinden, sowie die Gemeindeverfassung scheint ebenfalls aus Malayala entlehnt zu sein.

Wann diese indischen Colonisationen begonnen und wie weit sie sich in östlicher Richtung verbreitet haben, wird wol niemals mit Sicherheit bestimmt werden können. Ihre Anfänge fallen sicherlich bereits in die Jahrhunderte kurz vor unserer Zeitrechnung. Die reichen Naturerzeugnisse dieser Länder, worunter auch die häufig vorgefundenen edeln Metalle, haben wol bereits in sehr frühen Zeiten die Chinesen und Hindu herangezogen. Ein chinesisch-buddhistischer Mönch Fahien landet auf der Rückkehr von Indien in sein Vaterland (414 u. Z.) zu Jesoti oder Java-Dwipa und findet die Insel von ketzerischen Brahmanen bewohnt. Buddhisten wurden hier keine gefunden. In den folgenden Zeiten des Herrscherhauses Tang wanderten die Chinesen in zahlreichen Haufen nach Java und werden deshalb hier immer noch Tangleute genannt. Der verständige, auf Gewinn und Wohlleben sinnende Bewohner des Mittelreichs hält sich aber fern von jedem Fanatismus; fremde Völker zu bekehren, ist seine Sache nicht; die zahlreichen chinesischen Ansiedler sind deshalb nirgendwo umgestaltenden Einflusses gewesen, obgleich sie hier und da, wie auf Borneo, sogar selbständige Reiche gegründet haben. Ganz anders der Hindu, vorzüglich der Hindu buddhistischen Glaubens. Die heilbringende Lehre des Schakiamuni

allenthalben zu verkünden, ist ihm, wie dem Christen die Verbreitung des Evangeliums vorgeschrieben. Von Kalinga auf der Ostseite der Indischen Halbinsel — das Talingana unserer Tage — scheint vorzüglich die Verbreitung der Cultur und Religionen über die ostasiatischen Inselgruppen selbst bis zu den Papuas ausgegangen zu sein. Kling heißen jetzt noch die Hindu bei den Javanen, Malayen und Bugis.

Die griechischen Kauffahrer hörten in den Häfen Malabars von dieser ausgedehnten, nach Osten sich erstreckenden Welt aus 13—1400 Inseln und haben uns mehre hierauf bezügliche, jetzt erst vollkommen verständliche Nachrichten und Namen überliefert. Sie kennen Javadiv und wissen, daß das Wort Gersteinsel bedeutet; sie kennen Theile Sumatras und Borneos, Banka und die Sundainseln, Sindä bei Ptolemäus. Die im äußersten Osten gelegenen Maniola erinnern sogar an Manilla der Philippinen. Ihre fischessenden Aethiopier, die wilden, schwarzen Leute östlich des goldenen Chersonnes sind die Papua oder Negritos Australiens. Es nahm wol der Grieche Aethiops, Land der Aethiopier, in demselben ausgebreiteten Sinne, wie wir Schwarze und Land der Schwarzen. Diese auch den Arabern des 9. Jahrhunderts bekannten Schwarzen — Papua, d. h. Krauslockige, nennt sie der Malaye — erstrecken sich von der malayischen Halbinsel durch die Louisiaden und Salomons zu den Neuen Hebriden bis nach den Fidschiinseln, — ihre äußerste Grenze im Osten. Die Fidschi sind die gebildetsten der ganzen östlichen Negerrace; sie stehen nicht weit hinter ihren Nachbarn auf den Freundschaftsinseln zurück. Solche Nachrichten berechtigten zu der Annahme einer

grenzenlosen Ausdehnung Asiens nach Osten und Mittag, welche, wie Marcian sich ausdrückt, selbst ein mit göttlicher Kenntniß versehener Mann nicht bestimmen könne. Sie wurde von den arabischen und europäischen Reisenden des Mittelalters, namentlich durch die Berichte Marco Polo's, bestätigt und gab die nächste Veranlassung zu dem folgereichen Irrthum des Weltentdeckers Colon.

Seit dem 8. und 9. Jahrhundert besuchen arabische Kaufleute und Geistliche die südöstlichen Länder und Inseln Asiens. Sie gründen Ansiedelungen an den Küsten und gewinnen dem Islam zahlreiche Anhänger, welche sich gegen die indische Civilisation, gegen die indischen Religionen — Brahmanismus und Buddhismus standen hier in gleichem Ansehen — erheben und sie bis auf wenige sprechende Reste zu Boden schlagen. Java wurde erst gegen 1374 zum Islam bekehrt. Stumme Zeugnisse in den Literaturen und Schriftformen, in den Bauwerken und Gesetzgebungen sind in großer Masse vorhanden. Die Inseln Lombok und Bali, deren Name selbst indisch ist und die Mächtige bedeutet, wurden am wenigsten von den muselmanischen Einflüssen berührt. Das Hinduwesen hat sich hier so ziemlich erhalten; selbst Bruchstücke der epischen Dichtungen und Vedas wurden in den letzten Jahren vorgefunden. Die östlichen Malayen bewahren noch einen Kastenunterschied, wovon unter den westlichen keine Spuren mehr vorhanden sind. Man unterscheidet dort drei Kasten: die Herrscher, Bauersleute und Hörige, welche Frohndienste zu leisten haben und mit den Namen Marna, Ahar und Ahka, Worte ungewisser Bedeutung und Abstammung, bezeichnet

werden. Die Araber kämpften und kämpfen ohne Unterlaß gegen diese Reste des Heidenthums. Sie hatten kurz vor der Ankunft der Portugiesen die Molukken erobert und ihren Einfluß bis nach Neuguinea und vielleicht noch weiter gegen Südosten verbreitet. Ein Theil der Papua bekennt sich zum Islam.

Mit Ausnahme der Philippinas, wo die spanische Zwingherrschaft das, was man dort Christenthum nennt, mit unerbittlicher Grausamkeit aufnöthigte, wurde kein Land, keine Inselgruppe des östlichen Asien zum Evangelium bekehrt. Die verschiedenen christlichen Nationen, welche seit dem Beginne der neuern Zeit in diesen Gegenden der Erde erscheinen, bezwecken blos die Herabwürdigung und Knechtung ihrer Bewohner. Selbst die Verbreitung des Christenthums ist nur eine andere Form der Knechtschaft. Aus ihren blutigen Kämpfen, aus den Kämpfen zwischen den Portugiesen und Spaniern, zwischen Engländern und Holländern im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts ragen endlich die Letztern als herrschende Nation hervor im östlichen Archipelagus. Die Portugiesen müssen sich mit wenigen Besitzungen in den Molukken, die Spanier mit den Philippinas begnügen, und die Engländer halten es für geeignet, ihre Niederlassungen innerhalb der östlichen Gewässer bis auf das unbedeutende Benculen zu Sumatra ganz aufzugeben. Nun wurde aber der Handelsverkehr Großbritanniens und seiner indischen Besitzungen nach dem östlichen Archipelagus und dem Mittelreiche im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer bedeutender. Die Einfuhr des Opium in China und die Theeausfuhr stiegen in gleichem Maße. Man fühlte

das Bedürfniß einer Niederlassung auf der großen Wasserstraße von Indien nach China, wo die englischen und indischen Seefahrer landen und die Einheimischen in Borneo, Celebes und andern östlichen Ländern ihre Erzeugnisse gegen europäische oder indische Fabrikate vertauschen könnten. Die Malayen der nach ihnen benannten Halbinsel haben sich ehemals gleichwie heutzutage noch die nördlich über ihnen wohnenden Siamesen und Birmanen zum Buddhismus bekannt, der von Ceylon aus weiter gegen Osten verbreitet wurde. Siam nimmt, zum Theil dieser alten religiösen Verhältnisse wegen, eine Art Oberherrlichkeit in Anspruch, welche von mehren Fürstenthümern der Halbinsel, unter diesen namentlich Keddah, anerkannt werden mußte. Die Fürsten des kleinen, längs der Westküste über zwei Breitengrade sich erstreckenden Landes strebten jedoch immerdar, dieser Unterthänigkeit los zu werden. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hoffte der Sultan Abdallah Schah (1778—98) das langersehnte Ziel, vermittelst einer Verbindung mit den Engländern, zu erreichen. Eine seiner Töchter wird mit Capitain Francis Light verheirathet und Pulo Pinang, d. h. die Insel der Arekawurzel, unter der Bedingung, daß ihn die neuen Freunde gegen Siam schützen, als ein Theil der reichen Mitgift dem Engländer übergeben. Light verkauft (1786) die Insel, jetzt Prince of Wales geheißen, an die indische Hansa und wird zum ersten Statthalter in dem neuen Stapelplatz des Zwischenhandels von Indien und China erhoben. Pinang, damals nur von einigen armen Schiffern bewohnt, hebt sich bald zu einer zahlreichen, wohlhabenden Bevölkerung. Die Engländer suchen jetzt noch

mehr Land in der Nähe zu erwerben und gelangen leicht zum Ziele. Barbarische Fürsten verstehen es nicht, ihr Besitzthum einträglich zu machen, und sind deshalb zum Verkauf von Grund und Boden immer bereit. Sultan Muda, der Nachfolger des Abdallah (1798—1804), überläßt die Pinang gegenüberliegende Strecke der Halbinsel, in einer Länge von 35 englischen Meilen, gegen eine jährliche Rente von 10,000 Dollars, die, zur Ehre des Oberstatthalters im angloindischen Reiche, Provinz Wellesley genannt wird.

Von Pinang und dem Malayenlande wird der Gürtel der Besitzungen, mit welchen England die Erde umspannt, weiter gen Osten nach der Javagruppe und den Molukken gezogen. Der Krieg gegen Napoleon und seine Verbündeten gibt hierzu die passende Gelegenheit. Der Reichthum dieser Länder an kostbaren Naturerzeugnissen war von jeher ihr Verderben; die Gewinnsucht der Holländer drückt noch härter als der Fanatismus der Portugiesen, am meisten aber auf die Gruppen Amboina, Banda und Ternate, welche man unter dem Namen der Molukken zusammenfaßt. Insassen, welche sich nicht unbedingt dem niederländischen Monopolienwesen fügten, werden vertrieben, werden ermordet. Die Krämerei hat selbst der Natur Schranken gesetzt. Gewürzbäume wurden ausgerissen und von reichlichen Ernten ein Theil vernichtet, damit der andere größern Gewinn abwerfe. Die Auflösung der Holländisch-ostindischen Compagnie, nach einem beinahe zweihundertjährigen Bestande (1602—1795), ändert nichts an diesen schrecklichen Zuständen. Die unglücklichen Bewohner haßten von ganzem Herzen ihre Peiniger, und wenn sie auch dem fremden Eroberer,

erschlafft durch lange Knechtung, keine unmittelbare Hülfe leisteten, so enthielten sie sich doch jeder Theilnahme am Kampfe. Eine kleine zu Madras ausgerüstete Expedition nahm nach kurzem Widerstande (October 1809) Amboina und bald darauf alle zur Gruppe gehörigen Inseln. Die Holländer ließ der britische Anführer nach Java bringen, und die malayischen Truppen nahmen Dienst bei den neuen Landesherren. Der Commandant Amboinas wird auf Befehl des Oberstatthalters zu Batavia, General Daendels, wegen lässiger Vertheidigung als Verräther an Fürst und Vaterland erschossen. Im folgenden Jahre fallen auch Banda und Ternate, Inseln, welche sämmtlich schon vor einigen Jahren (1796) von den Engländern genommen, aber in Folge des Friedens von Amiens wieder herausgegeben waren. Jetzt ist den Holländern blos Java geblieben.

Marquis Wellesley dachte bereits an einen Zug gegen diese reiche Besitzung; die strengen Gegenbefehle der Obern und die Kosten des Unternehmens vermochten jedoch den Oberstatthalter, von diesem Plane abzustehen. Jetzt gestattete aber die Einverleibung Hollands ins Kaiserreich (1810) keine längere Zögerung. „Napoleon könnte die Javagruppe zum Mittelpunkt seiner asiatischen Bestrebungen machen; in ihren Häfen möchten sich zahlreiche Schiffe sammeln zum Verderben der englischen Kauffahrer und des Weltverkehrs; im Innern könnten große Truppenmassen angeworben werden, die, von Franzosen unterstützt und angeführt, leicht dem ganzen Bestand des angloindischen Reiches Gefahr bringen." Die Expedition ist beschlossen und dem Befehlshaber von Madras, Sir Samuel Auchmuty, übertragen. Die Flotte, unter dem

Contreadmiral Stopford, zählt über 90 Segel und führt an 12,000 Mann Landungstruppen an Bord, zur Hälfte Europäer, zur Hälfte Sipahis. Wäre General Daendels, ein Mann unbeugsamer Willens- und schneller Thatkraft, der ungescheut zu allen Mitteln, auch den härtesten und schlechtesten, griff, Statthalter geblieben, hätte er die Vertheidigung geleitet, die Engländer würden vielleicht Java gar nicht erobert, in jedem Falle einen hartnäckigen Widerstand gefunden haben. Napoleon hegte Mistrauen gegen den General. Ihm ward berichtet, Daendels gedenke seine Unabhängigkeit zu erklären; der ehemalige Bürgermeister und Freund Pichegru's wolle sich als König der holländischen Besitzungen in Asien ausrufen lassen. Daendels wird zurückberufen und General Janssens, Statthalter im Vorgebirge zur Zeit der englischen Eroberung, an dessen Stelle ernannt (16. Mai 1811). Die Expedition von Madras geht am 4. August 1811 in der Bucht Batavias vor Anker und schifft einige Meilen östlich der Stadt ihre Truppen aus, ohne irgend Widerstand zu finden. Die verlassene Stadt muß schnell von den Engländern besetzt werden, um sie vor dem drohenden Untergange zu retten. General Janssens hatte sich nämlich mit den vorzüglichsten Einwohnern innerhalb befestigter Linien zurückgezogen und die Residenz des niederländischen Colonialreichs dem malayischen und javanischen Diebsgesindel preisgegeben; ein Theil stand bereits bei dem Einzuge der Engländer in Flammen. Diese eilen jetzt rasch vorwärts gegen den Feind. Die Cantonnirungen von Weltevreden werden, nach einem tapfern Widerstand, umgangen und genommen; 300 Kanonen, viele Munition und anderes Kriegsgeräth

ist die Beute des Siegers. Die Linien Cornelis, wo Janssens selbst ein befestigtes Lager bezogen hatte, werden nicht ohne bedeutenden Verlust durch den tapfern Oberst Gillespie erstürmt; es ließen die Engländer an Verwundeten und Todten 900 Mann auf dem Platze, worunter 85 Offiziere. Der Verlust der Holländer und Franzosen war viel größer. Die Zahl der Gefangenen, zum großen Theile europäische Soldaten, wobei ein ganzes, vor kurzem erst angelangtes Regiment Voltigeurs, belief sich auf 6000 Mann. Janssens sucht sich jetzt an einigen befestigten Stellungen auf der Ostseite der Insel längere Zeit zu halten; ein Beginnen, das schnell an der Treulosigkeit einheimischer Truppen scheitert. Java und alle dazu gehörigen Inseln müssen (11. Sept. 1811) an Großbritannien überlassen werden; die Soldaten sind Kriegsgefangene und kehren auf englischen Schiffen nach Europa zurück.

Sir Stamford Raffles, von der Regierung zu Pinang, benutzte seine günstige Stellung zu vielseitigen Forschungen über die olivenfarbige Race der Malayen und sämmtlicher Bewohner im südasiatischen Meere. Diesem kenntnißreichen, einsichtsvollen und menschenfreundlichen Manne vertraute Earl Minto, der Oberstatthalter des angloindischen Reiches, in hohem Grade; seine Rathschläge und Anweisungen sind maßgebend für die ganze Expedition. Die ostindische Hansa scheute, der Unkosten wegen, den neuen Länderbesitz. Ist Java genommen, dann sollen alle Festungswerke geschleift und die ganze Gruppe den einheimischen Fürsten zurückgegeben werden: so lauteten die Verhaltungsbefehle des Directoriums im Indischen Hause. Minto, welcher nach seinem Ausdruck

die Heerfahrt als Freiwilliger begleitete, erkennt alsbald den Unverstand und die Grausamkeit dieser Maßregel. Die ganze einträgliche Niederlassung wäre verwüstet und sämmtliche europäische wie chinesische Ansiedler höchst wahrscheinlich ermordet worden. Der Oberstatthalter hielt für angemessen und nothwendig, die Verhaltungsbefehle des Hofes zu beseitigen und auf eigene Verantwortung in selbständiger Weise zu verfahren.

Eine englische Regierung wird zu Java eingerichtet, worin Raffles die erste Stelle in bürgerlichen Angelegenheiten erhält und der entschiedene Gillespie den Oberbefehl über die Besatzung. Alsbald zeigt sich der große Gegensatz zwischen dem holländischen und englischen Colonialwesen in aller Macht und Stärke. Handelsfreiheit wird eingeführt. Mit alleiniger Ausnahme der beiden Regentschaften Batavia und Priangen, wo die Umstände einige besondere Maßregeln erheischen, darf jeder Javane seine Erzeugnisse verkaufen, an wen und wo er will. Alle sind gleich vor dem Gesetze; über die Schuld des Beklagten urtheilen Schwurgerichte; der Grundbesitz ist ein freies, ludeigenes Gut; Jeder baut, was er will; der Eigenthümer entrichtet, im Verhältniß zu seinem Besitze, eine durch besondere Uebereinkunft festgesetzte Grundsteuer; Frohndienste und andere Feudallasten sind ohne alle Entschädigung aufgehoben.

Durch diese und andere ähnliche Maßregeln ward die Macht der einheimischen Aristokratie, der Magistrats- und Ortsvorsteher, sowie der mannichfache Druck, den sie ausübten, vollkommen gebrochen. Die ehemalige holländische Regierung war gewohnt, sich mit diesen bevorrechteten Classen über die Steuersumme zu verständigen; ihnen blieb dann die Ver-

theilung und Eintreibung überlassen, wobei sie starke Gewinnste erzielten. Solche Reformen erregten natürlich das Miswollen der Großen und führten in einigen Fällen zu gefährlichen Aufständen. Der Sultan von Djokjokarta oder Yodhyakarta ruft seinen ganzen Heerbann ins Feld — es sollen 100,000 Mann gewesen sein — und versucht der englischen Macht zu trotzen. Seine Hauptstadt und der befestigte Palast werden (20. Juni 1812) mit Sturm genommen, der gefangene Fürst geht ins Elend nach Pinang, und der Sohn regiert an des Vaters Stelle. Raffles war glücklich in der Wahl dieses Fürsten. Hangku Buwano III. wird als Muster eines väterlichen Regenten geschildert; er huldigt der europäischen Civilisation und bleibt den Engländern ein treuer Freund. Nicht so den Niederländern und ihrem drückenden Regimente. Dhipo Negoro, der einen fünfjährigen Vernichtungskrieg gegen Holland führte (1825—30) — er kostete dem Staate 25 Millionen Gulden — ist der Sohn des Sultan Buwano.

In ähnlicher Weise verfahren die Briten mit dem Sultan von Palembang auf der Nordküste von Sumatra. Auch hier wird der Sohn an die Stelle des Vaters erhoben und erkauft seine Würde durch Abtretung der Insel Banka, welche von den zinnreichen Minen ihren Namen führt. Ebenso ist es mehren andern Fürsten der zum Gouvernement Java gehörigen Inseln ergangen. Der Versuch, von Java aus, unter niederländischer Flagge, mit Japan Verbindungen anzuknüpfen (1814), ist nicht von ähnlichem Erfolge begünstigt. Die holländische Factorei auf Desima tritt den Engländern feindlich entgegen. Ihr Vorstand, Herr Doeff, übergibt

die Erkennungsflagge, welche Holländer, wenn sie nach Desima kommen, aufstecken müssen, nicht den Briten, sondern einem vertrauten Landsmann, der die Herausgabe verweigert.

Java und alle holländischen Colonien im östlichen Archipelagus werden, vermöge einer besondern Uebereinkunft zwischen England und dem neuen Königreich der Niederlande, den frühern Besitzern im blühenden Zustande zurückgegeben (24. Juni 1816). Die britische Regierung verabsäumte sogar, an diese Rückgabe besondere Bedingungen im Betreff eines freien Handelsverkehrs zu knüpfen; nur sollte Holland alle Macht aufbieten, um dem argen Unfug der Seeräuber zu steuern. König Wilhelm I. sandte drei Commissaire nach Java, die sich alsbald beeilten, die Ordnungen des Sir Stamford aufzuheben und den alten Druck zu erneuern. Das Schwurgericht wird abgeschafft und der javanischen Aristokratie ihre Sonderrechte zurückgegeben; selbst in Betreff der Gerichtsbarkeit ist, wie ein Holländer sich ausdrückt, die strenge europäische Form zu ihren Gunsten gemildert. Die Niederländer wollten dadurch eine einheimische Stütze des neuerweckten despotischen Regiments gewinnen. Der Anbau bestimmter Erzeugnisse, Kaffee und Thee, Indigo und Zucker, dann, in welcher Menge dies geschehen müsse, wird befohlen und mit rücksichtsloser Härte durchgeführt. Diese Frohnarbeiten, eine Erfindung des Statthalters van der Bosch, heißt man (1832), zur Verhöhnung der Sprache und der Unterdrückten, freiwillige Culturen. Die hörigen Knechte erhalten Vorschüsse zur Speise und Kleidung, welche vom Ertrage der Erzeugnisse abgezogen werden, die um bestimmte Preise an die (1824) neu

errichtete sonderrechtliche Handelsgesellschaft eingeliefert werden müssen. Hierdurch allein war es möglich, die jährlichen Einnahmen des niederländischen Indiens auf 81—82 Millionen Gulden zu steigern, wovon die Erträgnisse des erzwungenen Landbaues mehr als die Hälfte ausmachen, und die durch den Krieg mit Belgien zerrütteten holländischen Finanzen in Ordnung zu bringen.

Der faule Javane, sagen die Niederländer, findet sich vortrefflich bei diesem Zwange. Ohne Zwang wird er nicht arbeiten und in keinem Falle gewinnreiche Erzeugnisse anpflanzen. Baut der Mann eine hinlängliche Menge Reis zum Lebensbedarf, so sind alle seine Wünsche erfüllt. Es hängt die todte Masse am Herkommen; sie kann nur durch Gewalt davon abgebracht und zu neuen Culturen genöthigt werden. Warum sollte man auch das herrliche, für alle tropischen Erzeugnisse geeignete Land brach liegen lassen? Noch im Jahre 1830 waren blos zwei Neuntel des Grund und Bodens angebaut. Und ein Gleiches findet man in allen diesen fruchtbaren Ländern und Inseln des südöstlichen Asiens, China und Japan allein ausgenommen. Wie trefflich die erzwungenen Culturen wirken, erkennt man an der raschen Zunahme der Bevölkerung, die sich innerhalb der letzten Jahrzehnde (1824—45) um zwei Millionen vermehrte. Die letzte Zählung oder, was wol richtiger ist, ungefähre Schätzung (1845) stellte die Einwohnerschaft der Javagruppe auf achteinhalb Millionen; sie wird jetzt (1852) auf zehn Millionen angegeben. Wenn aber diese Lobredner noch hinzufügen, solche Frohnden bieten das sicherste Mittel zur Abschaffung des Sklavenhandels, weil auf Java allein sechs Millionen Bauern für die

Regierung arbeiten, so haben sie wol die Bedeutung dieses Lobes nicht ermessen. Die sechs Millionen Bauern — die Anzahl der Frohnknechte wird sicherlich von Temminck zu hoch angegeben — sind natürlich dem „väterlichen Zwange", wie das System unter Anderm genannt wird, nicht gewogen, und die Knechtschaft der Insassen ist an die Stelle der eingeführten Sklaven getreten. Konnte doch Dhipo Negoro vermittelst dieser Frohnknechte einen fünfjährigen Krieg gegen ihre Unterdrücker führen, und kein Jahr vergeht ohne gefährliche Aufstände, wovon freilich bei der Schweigsamkeit und dem Geheimnißwesen der Niederländer nur wenig verlautet.

Der Verkehr mit andern Nationen wird, seit der erneuerten Herrschaft der Holländer, nur dem Namen nach aufrecht erhalten. Hohe Zölle auf fremde Schiffe und fremde Waaren traten an die Stelle eines eigentlichen Verbots, und die englischen Kauffahrer sahen sich, bis auf die nutzlose Besitzung Bangko Hulu oder Benculen, von dem Indischen Archipelagus und namentlich den östlichen Gruppen, wo die Holländer die Ausschließung früherer Jahrhunderte unbedingt erneuerten, gänzlich abgeschnitten. Der Zutritt zu den Molukken ist noch heutzutage gleichwie ehemals allen andern Nationen untersagt. Natürlich, daß die Eingeborenen unter solchen Umständen die Herrschaft der Engländer zurückwünschen; man bedarf hierzu keiner geheimen Aufwieglerkünste. Der britische Handelsstand und die angloindischen Behörden suchen nun ihrerseits das Versäumniß der Regierung zu ersetzen und innerhalb des Archipelagus andere Stapelplätze zu gewinnen. Der kundige Raffles schien hierzu der geeignete Mann; seine Wahl Singapors zur neuen

Niederlassung ist die glücklichste, die getroffen werden konnte.

Im Jahre 1818 erhielt Raffles von der indischen Regierung den geheimen Auftrag: er möge sich mit den Sultanen der malayischen Halbinsel und umliegenden Inseln in Verbindung setzen, in der Absicht, eine in Handels- und schifflicher Beziehung gut gelegene Strecke Landes zu erwerben. Sir Stamford war, wie seine Abhandlungen in den „Denkschriften der Asiatischen Gesellschaft zu Bengalen" und die „Geschichte Javas" zeigen, ein großer Kenner der malayischen Sprache und Literatur. Ihm konnte die Bedeutung Singapors in frühern Jahrhunderten der malayischen Geschichte, sowie die in jeder Beziehung günstige Lage der Insel nicht entgangen sein. Der britische Resident tritt alsbald mit dem Sultan von Johor in Verbindung und gelangt schnell zum Ziele. Nach dem ersten Vertrag (26. Juni 1819) erhält die ostindische Hansa für eine monatliche Pension blos einen Theil der Insel; in einem spätern (19. Nov. 1824) wird ihr ganz Singapor überlassen. Der Sultan empfängt sogleich 33,200 spanische Thaler und 1300 monatlich als Leibrente, sein Tamagong oder erster Seeminister auf einmal 26,800 Dollars und monatlich 700. Raffles pflanzt am 26. Februar 1819 zu Singapor die englische Flagge auf und nimmt Besitz von der Insel im Namen Großbritanniens.

Ursprünglich, so erzählen die malayischen Jahrbücher, sind auf Erden drei Reiche gewesen: Rom, China und Menangkabo auf Pulomas oder der goldenen Insel, in der Folgezeit nach einer großen Ameise — Sumat heißt Ameise und raya groß — Sumatraya oder Sumatra

genannt. Menangkabo, fügen die Jahrbücher hinzu, sei von einem Nachkommen Alexander's des Großen gegründet und bevölkert worden. Zu dieser Wiege des weitverbreiteten Volkes unter dem Winde, wie sich die Malayen selber nennen, blicken jetzt noch mit Ehrfurcht die Bewohner aller Inseln und Länder des östlichen Meeres empor; in Menangkabo, erzählen sie, entstanden die Regierungsformen, die Sukus oder Stammeintheilungen, die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung aller Völker des Malayenlandes.

Radschah Sangsapurba, ein Nachkomme Sekander's Sulkarnein, stieg herab auf den Berg Sagautang und ward durch einstimmige Wahl der Großen von Menangkabo zum Herrn des Landes erhoben. In dieser Zeit war der Radschah von Bintang oder Rhio ein gewaltiger Herr; er führte zuerst die königlichen Trommeln ein, — eine Sitte, welche von allen Fürsten unter dem Winde nachgeahmt wird. Der Radschah zieht gegen das Ende seiner Tage nach Siam, und die Königin regiert an seiner Stelle. Weise regierte die Königin Paramisuri, und ihre Tochter, Van Sri Bini geheißen, war außerordentlich schön wie keine andere jemals unter dem Winde. Sie heirathete den Sohn des Radschah von Menangkabo, Sang Nila Utama. Der Vater gibt ihm eine königliche Krone, deren Gold vor der Menge Perlen, Diamanten und Gemmen nicht gesehen werden konnte, so auch das königliche Siegel Gampa. Sang Nila Utama wird Radschah von Bintang und lebt daselbst eine geraume Zeit in beglückender Liebe zu seinem Weibe Van Sri Bini. Eines Tages wird der Herrscher von Sehnsucht ergriffen, sich auf Tanjong Battam — eine kleine Insel Singapor

gegenüber — zu ergötzen. Er will die junge Gemahlin mitnehmen und fragt um Erlaubniß bei seiner Schwiegermutter Paramisuri. Was habt Ihr nöthig, spricht die Königin Mutter, nach Battam zu gehen, um Euch dort zu ergötzen, dort, wo es weder Elennthiere, noch Wildschweine und Rehe gibt, wo man weder die vielen Seefische, noch Seeblumen an den Felsen findet; hier im Garten zu Bintang wachsen ja Blumen und Früchte in Menge. Sagt, entgegnet der Radschah, was Ihr wollt, Königin, ich habe mir genug an Bintang; ich habe alle Bäche der Insel bis zum Ueberdrusse gesehen, und gebt Ihr mir nicht die Erlaubniß, Tanjong Battam, das ein gar schönes Land sein soll, zu besuchen, so möchte ich gleich lieber sitzen und sterben, sterben in jeglicher Weise. Was bedarf's, spricht wieder die Königin Paramisuri, des Sterbens; gehet hin und vergnüget Euch!

Sang Nila Utama und seine Gemahlin besteigen ein Fahrzeug von drei Masten — eine Kajüte und ein Lager mit Musquitovorhängen war darin — und fahren nach Battam, begleitet von einer Menge Prahus, mit Küchengeräthe und Nahrungsmitteln mancherlei Art versehen. Wie sie fröhlich landen, wie sie auf dem Sande sich ergötzen, wie sie Seeblumen pflücken auf den Felsen, das war Alles gar lustig anzusehen. Unter einer Aloë saß die Fürstin, umgeben von den hochgestellten Frauen ihres Hofes, und blickte vergnüglich auf das Treiben ihres Gefolges. Die Einen sammelten Austern, die Andern allerlei Kräuter zu einem Salate; diese schmückten sich mit Blumen, jene liefen einander nach scherzend und spielend. Mehre verwickelten sich zur

allgemeinen Belustigung im Gestrüppe, fielen nieder und sprangen schnell wieder auf die Beine.

Sang Nila Utama ging mit den Seinen auf die Jagd, und Wild gab es in Menge. Ein Reh sprang auf; Nila Utama durchbohrt den Rücken des Wildes, das noch davonrennt, und ihm nach der Radschah von Bintang. Sang Nila Utama erreicht auf dem Wege einen Stein großer Höhe, steigt hinauf und sieht das jenseitige Ufer mit Sandbänken, weiß wie Baumwolle. Was sind dies für Sandbänke, weiß wie Baumwolle? fragt er den Begleiter Jedra Bhupala. Das sind die Sandbänke des großen Landes Tamasak, antwortet dieser. Sang Nila Utama machte nun den Getreuen den Vorschlag, das Land zu besuchen, und gleich gehen sie Alle zu Schiffe. Unterwegs überfällt sie ein Sturm. Alles, selbst die goldene, mit den kostbaren Edelsteinen, Perlen und Diamanten besetzte Krone wird über Bord geworfen; dann und dann erst landen sie glücklich an der Mündung des Flusses Tamasak. Hier sehen sie alsbald ein sehr schönes, schnell dahin eilendes Wild, dessen Körper röthlicher Farbe, dessen Kopf schwarz und die Brust weiß war wie Baumwolle. Obgleich nicht größer wie ein Ziegenbock, war es doch außerordentlich stark. Das Thier, die Masse des Volkes erblickend, läuft ins Land hinein und verschwindet. Was für Thier ist das? spricht Nila Utama. Ein Begleiter spricht: Dieses Thier gleicht ganz dem Singha oder Löwen, beschrieben in alten Geschichten; sicherlich das ist ein trefflicher Ort, der solch ein muthiges und mächtiges Thier ernährt. Der Radschah befahl dem Jedra Bhupala, hinzueilen zur Schwiegermutter und ihr zu verkünden: Sang Nila Utama kehrt nicht mehr zu-

rück. Wenn sie ihn liebe, so möge sie Volk, Elefanten und Pferde senden, damit er im Lande Tamasak eine Niederlassung gründen könne. „Sehr gut“, sagt die Königin, als sie die Botschaft vernimmt, „wo immer mein Sohn leben will, ist's mir recht.“ Sie schickt Volk, Elefanten und Pferde, und Sang Nila Utama bewohnt das Land Tamasak, nennt es, sowie die neue Niederlassung, nach dem wundervollen Thier, Singhapura, Löwenstadt. In folgenden Jahrhunderten ward Utama vom Sänger Bath besungen, der ihm die Ehrenbenennung Sri Tribuana beilegte. Das Land Singhapura oder, nach der jetzigen Schreibart, Singapor ist sehr groß, wird von unzähligen Kaufleuten aus allen Weltgegenden besucht und seine Häfen sind voller Menschen.[1])

Nun geschah's, so fährt die malayische Chronik fort, daß Madschapahit ein sehr mächtiges Reich ward auf Java. Der Watara oder Patriarch von Madschapahit beherrschte nicht allein alle Gegenden des Landes Java; auch alle Radschah der umliegenden Inseln sind ihm Lehensleute. Er hört auch von Singapor, daß es ein großes Land sei, und hört, der Radschah wolle sich nicht als Lehensmann bekennen. Dies verdroß Java gar sehr, und lange und oft kriegt Watara gegen Singapor. Nun trifft sich's, daß Radschah Sekander Schah von Singapor einen Minister hatte, Sang Randschuna Tapa geheißen. Der Minister hat eine außerordentlich schöne Tochter, welche der Radschah heftig liebte und als Gemahlin heimführt. Den andern Frauen war dies gar nicht recht; sie verschworen sich gegen sie und bezüchtigten die Schöne der Untreue. Sekander Schah ergrimmt gar heftig, läßt die geliebte Gattin mit Pfählen durch-

stechen, und der Vater Minister sinnt auf Rache. „Ist's wahr, was Ihr meine Tochter bezüchtiget, so tödtet sie; wozu aber die Schmach?“ Und er sendet Boten nach Madschapahit mit dem Briefe: „Wenn der Patriarch Singapor erobern will, so komme er eilenden Fußes herbei, es herrscht Uneinigkeit in der Stadt.“ Madschapahit kommt mit einer großen Menge Schiffe herbei, die 200,000 Javaner führten, und belagert Singapor. Der Minister öffnet die Thore der Stadt; Java dringt ein; das Volk wird hingeschlachtet und das Blut fließt in Strömen. Sekander Schah entflieht, irrt eine Zeit lang auf der Halbinsel herum, unterjocht oder vertreibt die kraushaarigen, schwarzen Eingebornen des Landes und gründet endlich 1252 u. Z. eine neue Niederlassung, nach dem in der Gegend zahlreich wachsenden Malakkabaum, Malakka genannt. Malakka ist bald so mächtig, daß die meisten Fürsten der Halbinsel seine Oberherrlichkeit anerkennen müssen. So weit die einheimischen Jahrbücher des Volkes.

Nach der Einnahme Malakkas durch die Portugiesen (1511) mindert sich alsbald der Handel, sowie die Bevölkerung des Ortes. Der Sultan, ebenfalls Muhammed geheißen, entflieht mit den angesehensten Männern nach Johor, das bald der mächtigste einheimische Staat wird der Halbinsel, sodaß alle Fürsten des Malayenlandes und der umliegenden Inseln sich zu einer Art Lehensabhängigkeit verpflichten. Obgleich nun Johor, so viel man weiß, niemals die Oberherrlichkeit der Portugiesen anerkannte, so behaupteten doch die Gebieter Malakkas, ihnen gebühre von Rechts wegen die Herrschaft über alle Länder der Malayen und auch über Johor.

In derselben Weise sprachen und handelten die Holländer, welche sich 1640 des Platzes bemächtigen und ihn bis zum Jahre 1795, wo Malakka in die Hände der Engländer fällt, behaupten. „Ihnen gehöre, allen Tractaten gemäß, die Herrschaft über die Staaten der malayischen Halbinsel; kein anderes Volk habe das Recht, in diesen der niederländischen Compagnie zinspflichtigen Gebieten eine Niederlassung zu gründen, mit ihren Lehensträgern Verbindungen anzuknüpfen oder gar Tractate zu schließen.“ Diese Ansprüche sind jedoch von den Engländern niemals anerkannt worden. Nach Gutdünken handelten sie, nach Gutdünken schlossen sie Bündnisse mit den verschiedenen Sultanen der malayischen Halbinsel. Und so misachtete auch Raffles die wiederholten Einreden Hollands bei der Gründung seiner neuen Pflanzstadt Singhapura.

Drei Jahre lang verweigert die Staatsregierung Großbritanniens, eben dieser holländischen Ansprüche wegen, die Niederlassung öffentlich und förmlich anzuerkennen. Nun wächst aber das neue Singapor ebenso schnell unter Raffles, wie das alte unter Sri Tribuana; die ganze englische Handelswelt ist rege und die Regierung wird durch die öffentliche Stimme zu entschiedenen Schritten gezwungen. Die ganze große Verantwortlichkeit der Unternehmung liegt während aller dieser Zeit auf der indischen Regierung, besonders aber auf Raffles, dem Statthalter von Benculen. Jetzt (1823) werden die Unterhandlungen mit den Niederländern ernstlich betrieben, die endlich den Handels- und Tauschvertrag vom 17. März 1824 herbeigeführt haben. Der König der Niederlande entsagt aller Widerrede wegen der Besitznahme Singapors; er überläßt die Besitzungen auf dem

Festlande an England und verpflichtet sich, mit keinem der einheimischen Fürsten der malayischen Halbinsel Bündnisse zu schließen. Hingegen verspricht England, weder südlich der Straße Singapors eine Niederlassung zu gründen, noch mit den einheimischen Fürsten der südlich gelegenen Länder und Inseln Verträge einzugehen. Alle Beamten der beiden Regierungen werden angewiesen, ohne ausdrückliche Vollmacht des betreffenden Staates auf keiner der Inseln im östlichen Meere Pflanzstädte anzulegen oder mit den einheimischen Fürsten Bünde zu schließen, wodurch mittelbar oder unmittelbar die Unterthanen des einen oder andern Reiches vom Handelsverkehr mit diesen einheimischen Staaten ausgeschlossen werden möchten. Die vorhandenen Verträge der Art sind und bleiben aufgehoben.[2])

Die Insel Singapor, an der Südwestküste der Halbinsel Malakka und von ihr nur durch eine schmale Straße getrennt, erstreckt sich in ihrer größten Ausdehnung 27 englische Meilen der Länge, 15 der Breite, und im Umfange 206 englische Quadratmeilen. Auf dem wellenförmigen Flachlande ragen mehre Hügel empor von kaum 200 Fuß — der Bukit Tima oder Zinnhügel allein steigt zu 519 —, welche wie das übrige Land mit Bäumen, Gestrüpp und Gräsern überzogen sind, die einerseits nach Indien und andererseits nach Australien zeigen. Der Boden ist allenthalben sehr fruchtbar. Die betriebsamen chinesischen Ansiedler bebauen das Erdreich in der Nähe der europäischen Stadt, ziehen Früchte und Gemüse, welche sie um theures Geld den Seefahrern und den Einheimischen, namentlich den Telinga und Malabaren, die sich einzig und allein vom Handel und

Taglohn ernähren, verkaufen. Man versprach sich anfangs sehr viel von Anlegung der Gewürzplantagen; doch sind die Versuche, der mit Pfeffer ausgenommen, ungünstig ausgefallen. Hingegen wurden in den Pfefferpflanzungen bereits im J. 1833 auf 1834 8—10,000 Pikul geerntet. Jetzt (1852) ist von den 144,000 Morgen Landes ein Viertel mit Muskat-, Gewürz- und andern Bäumen, mit Cacao, Gambier, Pfeffer, Zucker und Reis angebaut.

Die Bevölkerung des Ortes ist so bunterlei, wie die Länder und Inseln, mit denen Verkehr stattfindet, und so verschieden die Waaren sind, welche hier zu Markte gebracht werden. Es sind Europäer, Indobriten, Armenier, Juden, Araber, Malayen, Chinesen, Hindu, Javaner und andere Bewohner der verschiedenen Inselgruppen des östlichen Archipelagus. Ebenso mannichfach sind die Religionen, zu denen sie sich bekennen.

Nach ihrem Bekenntnisse trennte sich 1850 die Bevölkerung:

	Christen.	Juden.	Parsen.	Mahomm.	Brahm.	Buddhisten.	Zusamm.
Europäer	358.	—	—	2.	—	—	360.
Indobriten	921.	—	—	1.	—	—	922.
Armenier	50.	—	—	—	—	—	50.
Araber	—	—	—	194.	—	—	194.
Balinesen	—	—	—	4.	145.	—	149.
Boyanen *)	—	—	—	763.	—	—	763.
Bugis	—	—	—	2269.	—	—	2269.
Kaffern	3.	—	—	—	—	—	3.
Chinesen	487.	—	—	6.	—	27,495.	27,988.
Cochin-Chin.	—	—	—	—	—	27.	27.
Javaner	1.	—	—	1648.	—	—	1649.
Juden	—	22.	—	—	—	—	22.
Malayen	1.	—	—	12,205.	—	—	12,206.
Hindu	39.	—	—	4915.	1307.	—	6261.
Parsen	—	—	23.	—	—	—	23.
Siamesen	1.	—	—	—	—	4.	5.
	1861.	22.	23.	22,007.	1452.	27,526.	52,891.

Es steigt die Einwohnerzahl in regelmäßiger Zunahme, um 1—2000 Seelen jährlich, sodaß die Colonie, noch bevor sie fünf Jahrzehnde erreicht, von 3—400 armseligen malayischen Fischern und Seeräubern auf eine Bevölkerung von 100,000 Seelen angewachsen sein wird. Diese Bevölkerung, so schnell sie steigt und wie groß sie auch sei, steht aber nur in einem geringen Verhältniß zu ihrem Einflusse. Singapor ist das Alexandria der Alten Welt. Alle Erfindungen und wissenschaftlichen Einrichtungen, wie Sternwarte und magnetisches Observatorium, finden hier einen leichten und schnellen Eingang. Nicht blos ein Mittelpunkt des Handelsverkehrs für die Völker des südöstlichen Asiens und der zahlreichen Inselwelt ward hier errichtet, sondern es berühren und mengen sich auch die Religionen und Bildungsformen, die Einrichtungen und Literaturen des Morgen- und Abendlandes. Hier tauscht der Chinese und Anamese, der Malaye und Bugis, der Siamese und Javaner und die zahlreichen ursprünglichen Insassen, Binua geheißen, ihre heimischen Erzeugnisse gegen fremde Waaren und lernen nebenbei die Sprache, die Sitten und Institutionen der meerbeherrschenden angelsächsischen Race. Bereits sind in malayischen und chinesischen Werken, in Botschaften aus Anam und Siam überraschende Zeugnisse enthalten von der bedeutenden Wirkung der folgenreichen Schöpfung des edeln Sir Stamford Raffles. Alle diese Einflüsse sind aber in unermeßlichem Maßstabe gesteigert, seitdem Singapor ein Knotenpunkt ist der Dampfschiffahrt in den östlichen Meeren. Dies war auch die Absicht. „Malayen sind es, welche mich", so schreibt Raffles, „auf die glückliche Lage dieser von der Natur zur Me-

tropole des Indischen Archipelagus bestimmten Insel hingewiesen haben. Ohne meine malayischen Studien wäre mir selbst der Name Singapor fremd geblieben; er war verschollen bei den einheimischen Völkerschaften wie bei den Europäern. Und doch schreibt De Baros: Einstens war Singapor ein Sammelplatz der östlichen und westlichen Seefahrer; sie kamen aus Indien, Siam und China, aus Anam und Kambodscha.[4]) Sie soll wieder zu ihrem alten Glanz erhoben werden."

Bereits hundert Jahr und noch länger vor Raffles, was dieser nicht wußte, hatte ein Sultan von Johor die Insel Singapor einem Engländer als Geschenk überlassen. „Im Jahre 1703", erzählt Capitain Hamilton, „landete ich auf meinem Wege nach China zu Johor. Ich ward vom Sultan sehr gütig aufgenommen, sodaß er mir die Insel Singapor schenkte. Ich bemerkte, die Insel sei für einen Privatmann von keinem Werthe, daß sie aber für eine Gesellschaft ein passender Platz wäre, um daselbst eine Niederlassung zu gründen. Die Insel befindet sich im Mittelpunkte des Welthandels, hat gute Flüsse und solche treffliche Ankerplätze, daß die verschiedensten Winde der Aus- und Einfuhr günstig sind. In den Wäldern ist Ueberfluß an Bäumen aller Art; man findet hier Maste für Schiffe so gut wie nur immer in Europa und allerlei anderes Bauholz."

Nach dem Sinne des Gründers sollte Singapor ein Lichtpunkt werden, wovon europäische Civilisation und christliche Religion über alle Länder und Völker des östlichen Asiens ausströmen. „Wahr ist's, Malayen und Chinesen bilden beinahe die einzige Bevölkerung meines neuen kleinen Staates", schreibt Raffles, „aber weder die

malayische noch die chinesische Gesetzgebung entspricht unsern Begriffen von Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Der Chinese kennt keinen Unterschied zwischen Mord und Todtschlag. Blut fodert er für Blut; gleich bestraft er den unschuldigen Zufall und die mit Vorbedacht verübte That. Der Malaye, findet er seinen Dieb innerhalb 24 Stunden, so kann er ihn tödten gemäß den Verordnungen seines Radschah. Hier wenigstens auf diesem kleinen Punkte der Erde trete das Recht an die Stelle willkürlicher Meinungen und ererbter Vorurtheile."

Singapor erhielt ein Stadtrecht, das von dem Bestreben ausging, Gesetz und Moral in Uebereinstimmung zu bringen. Die Sklaverei ist abgeschafft; kein Gläubiger soll ferner seinen Schuldner zum Hörigen machen können. Eine Sitte ist's der Malayen und Bugis: wer seinen Gläubiger nicht befriedigt, wenn weder Blutsfreunde noch Bekannte für ihn einstehen, der ist mit seinem Leibe verfallen; auch Kinder, unvermögend die Schulden des verstorbenen Vaters zu zahlen, werden die Sklaven der Gläubiger; sie müssen nur für Kleidung und Nahrung so lange arbeiten, bis die Summe abgetragen. Schuldsklaven stehen zwar höher als erkaufte, die ohne den guten Willen des Herrn niemals frei werden; sie können jedoch nach dreimaliger vergeblicher Warnung, Trägheit und andere Gebrechen zu lassen, auf die Stufe eines wirklichen Sklaven herabsinken.

Das Schwurgericht wurde eingeführt, damit, wie Raffles sich ausdrückt, mit dem Verlauf der Jahre die Rechtsbegriffe im Herzen der Bevölkerung Wurzel schlagen mögen. Aus demselben Grunde blieben die Verwaltung und Besorgung ihrer innern Angelegenheiten den Gemeinden der verschiedenen

Völker in selbständiger Weise überlassen. Raffles wählte selbst (1820) 12 angesehene und einflußreiche Männer, aus welchen, neben den Europäern, Mehre als Geschworene zugezogen werden und zugleich die Stellung eines Stadtrathes einnehmen sollten. Zwei dienten auch als ständige Schöffen bei allen polizeilichen und gerichtlichen Verhandlungen. Zu gleicher Zeit ward eine Liste aller unbescholtenen Einwohner Singapors entworfen, wovon der Resident im folgenden Jahre die Ersatzleute für die abgehenden Zwölf entnehmen könnte. Spiele und Hahnengefechte sind verboten und die privilegirten Opium-Rauchstuben aufgehoben. Die Ursachen des Müßigganges, der vielfachen Unordnungen und blutigen Händel, der körperlichen und geistigen Verkrüppelung sollen dadurch entfernt und die chinesische wie malayische Bevölkerung zur Arbeit, Mäßigkeit und Ordnung, zur Menschenwürde emporgerichtet werden.

Alle diese weisen Ordnungen wurden von Crawfurd, dem auf Raffles folgenden Residenten — es ist dies der Verfasser der „Geschichte des östlichen Archipelagus", des Hauptwerkes über diese Gegenden der Erde — aufgehoben. Vergebens hat die ganze Versammlung der zu Geschworenen befähigten ehrenwerthen Männer gegen diese aus Gehässigkeit und gemeiner Finanzerei unternommene Abschaffung des Stadtrechtes sich erhoben. Herr Crawfurd war nicht zu bewegen, die Verwaltung im Sinne seines edeln Vorgängers zu führen. Die Besitzer der Spielhäuser und Opium-Rauchstuben erhielten nun für einen bestimmten Pachtschilling die Erlaubniß, ihr Geschäft von neuem zu beginnen. Auch die Schuldsklaverei ward gestattet, was zu den größten Misbräuchen führte. Unter dem Namen Schuldsklaven ist

nämlich ein förmlicher Menschenhandel betrieben worden, wogegen später (9. März 1830), als der Misbrauch zu schreiend wurde, ein Verbot ergangen ist.

Raffles ertheilte allen Einwohnern gleiche Rechte; in Singapor weiß man nichts von den Verordnungen gegen die sogenannten Indobriten, Eurasier oder Halbkaste, d. i. gegen die von einheimischen Müttern durch Vermischung mit Europäern entstandene sehr zahlreiche und intelligente Bevölkerung im neuen Hindostan. Jeder ist frei und frei im vollen Sinne des Wortes, nach dem Begriffe der englischen Verfassung und Gesetzgebung. Es konnte nicht fehlen, daß diese kühne Verpflanzung des britischen Bürgerthums in die Nähe des nach andern Principien regierten Indiens Raffles eine feindliche Partei in Bengalen und der Heimat erregte, welche ihn für einen Schwärmer und gefährlichen Menschen erklärte. Vom imperialistischen englischen Standpunkt freilich mit gutem Grunde. Wird wol der Eingeborene und Mischling des benachbarten Indiens nicht wünschen, seinem Bruder in Singapor gleichgestellt zu werden, und könnte er nicht, wird ihm Gelegenheit hierzu, Alles aufbieten, die vorenthaltenen Rechte ungestüm zu verlangen oder gar mit Gewalt an sich zu reißen? Natürlich ist es, daß man von diesem Standpunkte mit den Bestrebungen des menschenfreundlichen Mannes nicht zufrieden sein konnte. Seine Nachfolger im Amte ließen deshalb alle culturfördernde Plane, alle im Sinne der Religion und Civilisation begonnene Unternehmungen fallen, welche einstens der englischen Herrschaft in Indien Gefahr bringen und jetzt schon manche Ausgaben oder wenigstens finanzielle Beschränkungen herbeiführen könnten. Selbst

der botanische Garten ward vernachlässigt und verwilderte. Ich sah ihn (1830) als Weideplatz, beschattet von den gigantischen Blättern der üppigen hierher verpflanzten tropischen Gesträuche. Um jede misliebige Maßregel der Statthalter Singapors auch für die Zukunft zu beseitigen, wurde die Insel Prince of Wales und Malakka zu einer Regierung vereinigt und der Präsidentschaft Bengalen untergeordnet. Singapor erhielt ein Admiralitätsgericht, sowie einen Gerichtshof für bürgerliche und peinliche Fälle.

Nach dem Sinne seines Schöpfers sollte zu Singapor auch eine Bildungsanstalt emporragen, worin neben europäischen Wissenschaften die mannichfachen Sprachen des östlichen Asiens und Oceaniens gelehrt und vermittelst derselben, wie von einem Brennpunkte, Religion und Bildung über Asien und Oceanien verbreitet werden. Raffles hatte, um diesen Zweck zu erreichen, bereits seit längerer Zeit mit Dr. Morrison Unterhandlungen angeknüpft. Dieser berühmte Sendbote und Sinolog, gleichwie Raffles darauf bedacht, Religion und europäische Cultur unter den Völkern des östlichen Asiens anzupflanzen, sah bald ein, daß alle Arbeiten für die Zukunft erfolglos bleiben würden, wenn er nicht eine Anstalt zu begründen vermöchte, worin Leute aller Nationen zu Missionären des östlichen Asiens erzogen werden könnten. Es sollte hier mit gleicher Sorgfalt der Unterricht in den Sprachen des Ostens, der Chinesen, Malayen, Javaner, Japanesen und der Bewohner der zahlreichen Inselgruppen Oceaniens, wie in den classischen Studien und europäischen Wissenschaften betrieben werden. Diese Anstalt sollte den Vermittelungspunkt zwischen dem Orient und Occident bilden;

der Orientale möge hier mit allem Großen und Schönen, das Europa darbietet, bekannt gemacht und der Europäer in die Idiome und Literaturen Asiens eingeweiht werden. Die nothdürftigsten Mittel zur Errichtung dieses nach dem Sinne des edeln Begründers so großartigen Institutes waren bei den reichen Hülfsmitteln der verschiedenen Missionsgesellschaften, mit denen Morrison in Verbindung stand und die ein unbedingtes Vertrauen hegten zur Redlichkeit und Einsicht des vielfach erprobten Mannes, sowie der reichen Privaten in China und Indien bald beisammen. Es fragte sich nun, welcher Ort am füglichsten erwählt werden, und wo die Anstalt die meisten Früchte tragen könnte? In Kanton und Macao war dies wegen der Eifersucht sowol der Chinesen und Portugiesen, als der katholischen Missionäre durchaus unmöglich. Morrison dachte gleich anfangs, als er im Jahre 1812 den Plan zu solch einem Institute faßte, an Malakka, welches damals, wie jetzt wiederum — in der Zwischenzeit war es einige Jahre unter der Herrschaft der Holländer — sich in den Händen der Engländer befand. „Ich wünsche", heißt es in dieser Beziehung in einem ausführlichen Schreiben an die Londoner Missionsgesellschaft vom 22. December 1812, „wir hätten eine Anstalt in Malakka zur Bildung christlicher Sendboten, Europäer sowol als Einheimischer, für alle Länder jenseit des Ganges. Hier mögen für die verschiedenen Sprachen Pressen errichtet werden, — es ist dies der mächtigste Hebel der Civilisation." Die Ausführung dieser Unternehmung verzögerte sich aber noch einige Zeit. Erst im Jahre 1818 war Morrison im Stande, diese Idee seines Lebens verwirklichen zu können.

Von der Londoner Missionsgesellschaft und mehren andern seiner zahlreichen Freunde, namentlich von Staunton, unterstützt, gründete der Sendbote das Anglochinesische Collegium zu Malakka, wozu er selbst, außer einem jährlichen Beitrage von 100 Pfd., 1000 Pfd. als Stiftungscapital beisteuerte.

Diese Studienanstalt fand bald, sowol bei Einzelnen wie bei Corporationen, namentlich der ostindischen Hansa, die jährlich 1200 Dollars zahlt, bedeutende Unterstützung; sie erfreute sich nicht minder in wissenschaftlicher Beziehung eines guten Fortganges. Eine große Anzahl Chinesen erhielt hier unentgeltlichen Unterricht in der englischen Sprache und in den Anfangsgründen der europäischen Wissenschaften, der Geographie, Geschichte, Moral und christlicher Theologie. Auch wurden hier in der zum Collegium gehörigen englisch-chinesischen Druckerei viele Werke zu Tage gefördert, wodurch unsere Kenntniß des östlichen Asiens mannichfache Erweiterung erhielt. Man bemerkt Milne's „Heiliges Edict", seine „Geschichte der ersten zehn Jahre der protestantischen Mission im östlichen Asien", Prémare's ausführliches „Lehrgebäude der chinesischen Sprache", die Zeitschrift, der „Indochinesische Sammler" genannt, und mehre Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen. Ueberdies gingen aus der Missionspresse zu Malakka mehre chinesische Werke, namentlich die vollständigen Uebersetzungen der heiligen Schriften, Broschüren und Flugblätter christlichen Inhalts in Menge hervor, welche nach allen Seiten im Lande der Mitte und auf den Inseln des östlichen Asiens verbreitet wurden. Allein in dem Jahre 1835 erschienen hier 54,728 Tractate geistlichen und andern Inhalts; hierbei sind 11,970 Bände der

Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments in chinesischer Sprache nicht mitgerechnet. Der ehrwürdige Begründer besuchte die Anstalt mehrmals von Macao aus und gab von Jahr zu Jahr in einem eigenen Berichte Rechenschaft über die Verwendung der eingegangenen Gelder und über das Gedeihen der Bildungsschule. Nach dem Friedensschlusse zu Nanking ward die Anstalt nach Hongkong verlegt, wo sie sich im blühenden Zustande befindet.

Im Jahre 1822 machte Morrison eine Inspectionsreise nach Malakka, landete zu Singapor und trat mit Raffles in Verbindung, um hier ein Collegium ähnlicher Art wie das indochinesische zu begründen. Diese Anstalt sollte, nach dem Wunsche Sir Stamford's, auf einer breitern Basis errichtet werden. Raffles wünschte, daß in den vorzüglichsten europäischen Sprachen und Wissenschaften, dann im Chinesischen, Arabischen, sowie in allen andern Idiomen Oceaniens und der Halbinsel jenseit des Ganges Unterricht ertheilt werden möchte. Am 1. April 1823 ward zu diesem Endzweck in Singapor eine Versammlung zusammenberufen, wobei Raffles präsidirte; es wurden dem neuen Institute 100 Acker Landes, das Eigenthum der englischen Nation, angewiesen, sowie 50 für Dr. Morrison selbst, wenn es ihm genehm sein sollte, seinen Wohnsitz zu verlegen. Morrison dachte nämlich daran, in Bälde seine Anstalt zu Malakka mit der neubegründeten zu vereinigen und dann selbst die Oberleitung zu übernehmen. Eine Subscription ward eröffnet, bedeutende Summen wurden unterzeichnet und am 4. August 1823 der Grundstein zu dem großartigen Gebäude der Singapor-Anstalt gelegt. Dieses

im italienischen Geschmack errichtete Gebäude war schon ziemlich weit vorgerückt, als Raffles abgerufen wurde und Herr Crawfurd erschien, um jeden Samen des Edeln, den die hochherzige Seele des Gründers in reichlichem Maße ausgestreut hatte, im Aufkeimen zu ersticken. Der Bau der Singapor-Anstalt ward alsbald eingestellt; man ließ die Gebäude absichtlich in Ruinen zerfallen, die jetzt, vom Meere her gesehen, die Aufmerksamkeit eines jeden nach dem Freihafen Segelnden auf sich ziehen und einen melancholischen Anblick gewähren. Der mit den Verhältnissen unbekannte Fremde begreift nicht, wie und warum in einer solchen neuen Niederlassung ein steinernes, großartig gedachtes und in einem so schönen Stile aufgeführtes Gebäude in Schutt und Trümmer hat zerfallen müssen. Crawfurd's Name wird auch, wovon ich mich an Ort und Stelle überzeugte, von Niemanden zu Singapor mit Liebe und Achtung erwähnt, während Raffles hoch und unvergeßlich dasteht im Andenken der Bewohner. Bereits im Jahre 1834 traten die Kaufleute Singapors zusammen, um dem Begründer ihres Handels und Reichthums ein würdiges Monument zu setzen. Welch ein anderes, herrlicheres Monument könnte wol dem edeln Manne werden, als die Verwirklichung seiner großen Idee, als die Vollendung der Singapor-Anstalt zur Verbreitung der europäischen Civilisation und des Christenthums unter der Bevölkerung Oceaniens und der Halbinsel jenseit des Ganges! Es würde diese Anstalt sicherlich für beide Zwecke erfolgreich wirken; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Bevölkerung Oceaniens, deren Geist und Gemüth noch nicht in einer seit Jahrtausenden bestehenden religiösen und bür-

gerlichen Verfassung ein besonderes Gepräge erhalten haben, leichter der europäischen Bildung und dem Christenthume entgegengeführt werden kann, als der in seiner Denk- und Fühlweise versteinerte Hindu und Chinese.

In gleicher Weise wie zu Singapor erhoben sich die englischen Niederlassungen ringsum an den Gestadelandschaften Australiens zu schneller Blüte. Der Verkehr mit dem Mutterlande, mit Indien und den andern englischen Besitzungen wird mit jedem Jahre häufiger und wichtiger. Die Einfuhr von Neusüdwales und Vandiemensland stieg, selbst bevor noch die großen Goldfunde gemacht wurden, in jedem Jahrzehnd wenigstens um das Dreifache und die Ausfuhr sogar auf das Zehnfache. Dampfschiffe bringen die Länder näher aneinander und verbinden sie in bleibender Weise durch gegenseitige Interessen. Aus Singapor schaute man nun immer weiter nach Osten, sann auf frische Niederlassungen und neue Verbindungsglieder zwischen den entfernten Theilen des angloasiatischen Reiches. Auch erheischt die übermäßige Production Großbritanniens frische Märkte, vermehrte Absatzkanäle. Englische Kaufleute und Abenteurer begründen eine Gesellschaft zur Erforschung der unbekannten östlichen Inselgruppen unfern der Molukken und Neuguineas. Kaum hat man hiervon Kunde erhalten, so glauben die Holländer ihre Besitzungen gefährdet und suchen den Engländern in Besitznahme der unabhängigen Inseln und Länder zuvorzukommen. Sie treten aus dem dichten Geheimniß, mit welchem alle niederländischen Besitzungen umzogen sind, hervor und zerbrechen sogar einen Theil ihres starren Monopolienwesens. Rhio (1828) und Makassar (1846) auf Celebes werden in Nach-

ahmung Singapors zu Freihäfen erklärt, jedoch nur mit geringem Erfolge für die Niederlande. Englische Kaufleute lassen sich in den Freihäfen nieder und bemächtigen sich des Handels. Holländer nehmen (1828) die westliche Küste Neuguineas, von den Einheimischen, die am meisten den Bewohnern des östlichen Afrika gleichen und auch in Sprache, namentlich in den Zahlwörtern, viele Aehnlichkeit haben, Ukar Bena, das große Land, geheißen. Durch diese Maßregeln wollte man die Molukken, sowie die andern östlichen Inselgruppen gegen Angriffe von dieser Seite her schützen.

Auch in anderer Weise bestrebte man sich in Holland, den britischen Unternehmungen nachzueifern. Es wurden auf Kosten der niederländischen Regierung See- und Landreisen unternommen, um die Länder zu erforschen, die mittelbar oder unmittelbar zu ihrem Colonialreiche gehören. Zwei Jahrhunderte war Holland die herrschende Macht in der östlichen Inselwelt, und sie blieb, trotz der 1781 gegründeten Batavischen Genossenschaft für Künste und Wissenschaften, mit dem Schleier des Geheimnisses umzogen. Die Werke der Prädicanten und einiger deutschen Aerzte im Dienste der Compagnie, wie Valentyn und Kämpfer, bilden rühmliche Ausnahmen. Wenige Jahre der englischen Herrschaft auf Java und den Molukken genügten, die Kenntniß der Naturreiche und des Geistes anzubahnen. Die „Geschichte Sumatras" von Marsden und verschiedene Schriften Leyden's, die Sammlungen über Java von Raffles und die „Geschichte des östlichen Archipelagus" von Crawfurd haben Malayen, Javaner und Bugis in die Weltgeschichte eingeführt. Leyden's Bestrebungen bewegten sich in einem

weit größern Kreise; sie liefen nach allen Richtungen aus auf dem Gebiete morgenländischer Literaturen. Eine grenzenlose Sucht nach Kenntnissen und Ruhm — der Schotte John Leyden wollte den Engländer William Jones übertreffen — trieb (1803) ihn nach Indien, vielleicht der erste Brite, der nicht aus Liebe zu Geld und Macht nach diesen fernen Ländern zieht. Leyden verachtet alle Genüsse, die Reichthum und Herrschaft gewähren, und schreibt Briefe voller Klagen über das gemeine, selbstsüchtige Getriebe der Landsleute. „Die Engländer in Indien zerfallen in zwei Abtheilungen; die Einen sind Kaufleute, richtiger die gemeinsten Krämer auf Erden, welche blos Geld erwerben wollen und für Worte, wie Ehre, Vaterlandsliebe, Gemeingeist, gar keinen Sinn haben. Menschen solcher Art stehen bei der Hansa im höchsten Ansehen und haben den größten Einfluß. Die andere Classe sieht zwar ebenfalls auf Gewinn, zeigt aber größere Vorsicht und staatsmännischen Blick. Sie haben doch wenigstens begriffen, daß wir nicht mehr als bloße Handelsleute nach Indien kommen, sondern als Machthaber und Gesetzgeber, und wollen nun die Regierung in politischer, finanzieller und staatswirthschaftlicher Beziehung so einrichten, daß unsere Herrschaft von Bestande sein und auch den Unterthanen zum Vortheil gereichen könne. Diese einsichtigen Männer werden aber als gefährliche Leute geschildert, die zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und Selbstsucht allerlei Neuerungen erzielten." Lord Minto, selbst ein Freund und Kenner der Wissenschaften, erfreute sich der Tüchtigkeit seines nächsten Landsmannes, des schottischen Grenzlers; er verhalf ihm zu einträglichen Stellen, die Mittel und Wege dar-

boten, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Leyden begleitet den Oberstatthalter nach Java, um die Sprachen, Gesetze und Sitten der Bewohner des östlichen Archipelagus zu erforschen. Hier hat ihn unbesonnener Eifer schnell dem Tode entgegengeführt. Seine Darstellung der Sprachen und Literaturen der indochinesischen Nationen, die Uebersetzung der „Denkwürdigkeiten Baber's" und „Malayischer Jahrbücher", von seinen Freunden Raffles und Erskine herausgegeben, haben unsere Kenntniß des Morgenlandes nach verschiedenen Richtungen hin bereichert und dem Verfasser unsterblichen Ruhm erworben.

Die Bestrebungen der Holländer unserer Tage, um es den Briten, um es solchen Männern gleichzuthun, bleiben im Staatsleben, wie auf dem geistigen Gebiete, weit hinter den Erwartungen zurück. Die Thatkraft Einzelner wie ganzer Gesellschaften ist gelähmt unter den beschränkenden Maßregeln einer despotischen Regierung; die Seele wird immer enger und kleiner; man kann Einem nicht nach Gutdünken befehlen, Einsicht und Kenntniß, Witz und Verstand zu haben. Handel und Industrie können sich, wie die Geschichte lehrt, nur in freien Staaten, nur in nicht unterbundenen Verhältnissen zu großer Blüte emporschwingen. Holland muß deshalb auch im östlichen Archipelagus immer mehr hinter Großbritannien zurücktreten und am Ende wol, gleichwie schon lange die andern monarchischen Staaten Europas, seine ganze Colonialherrschaft verlieren. Ein Beispiel der Energie eines freien angelsächsischen Mannes gegenüber den Banden, welche jeden Unterthan der übrigen europäischen Reiche fesseln und der Entwickelung seiner Willenskraft hemmend in den Weg treten, haben wir bereits

in den folgenreichen Thaten des Sir Stamford Raffles dargestellt. Ein zweites liefert die Geschichte eines andern Dieners der Ostindischen Compagnie, Sir James Brooke.

James Brooke besucht (1830), auf einer Reise von Kalkutta nach China, mehre Inselgruppen zwischen Asien und Australien und erkennt bald, daß man hier durch besonnene Thätigkeit große Verdienste und unsterblichen Ruhm erwerben könne. Die Bestrebungen Raffles' dienten dem tapfern Hauptmann — er hatte sich im Kriege gegen Birma ausgezeichnet und den Dank der Regierung erworben — zum Vorbild. Der indische Archipelagus bleibt von nun an der Leitstern seines Lebens. Ein Aufruf erging an die englische Nation, in jugendlicher, begeisternder Sprache abgefaßt, um den schlummernden Geist der Civilisation auf den östlichen Inseln zu erwecken. „Raffles' Maßregeln zu Java und Singapor sollen zur Herrschaft über den ganzen Archipelagus erhoben werden. Für diesen Zweck wolle er gern alle Glücksgüter und selbst das Leben opfern. Borneo und Celebes, die Sulu und Molukken, Neuguinea und die Inseln der Südsee, sind sie nicht Namen ohne Sinn, Namen, woran noch keine Begriffe haften? Welch ein reiches Feld für Entdeckungen! Muth und Ausdauer können hier unsterblichen Ruhm erringen." Wiederholte vergebliche Versuche, um die Mittel zur Ausführung des Vorsatzes zu erreichen, schrecken nicht zurück, und so gelangte Herr Brooke nach jahrelangen Bemühungen in der Weise tüchtiger Männer zum Ziele. Brooke konnte endlich (1838) im 35. Jahre seines Alters nach den Gegenden seiner Thätigkeit abgehen und seine neue Laufbahn antreten.

Singapor ward zum Ausgang und Mittelpunkt des Unternehmens erkoren. In der Zeit waren die barbarischen Fürsten und Bewohner im Westen Borneos, nach Neuholland die größte Insel der Erde, wie gewöhnlich in allen unabhängigen Ländern dieser Gegenden im Kampfe begriffen. Muda Hassim, Onkel des Sultan von Burni und Radschah zu Sarawak, sucht den englischen Gastfreund zu bewegen, auch seine Mittel und Kräfte gegen die Aufständischen zu richten. Herr Brooke macht Schwierigkeiten. Er könne mit feigen und widerspenstigen, mit verrätherischen und schlecht bewaffneten Heerhaufen wie die Malayen — die Chinesen seien bessere Leute — der Meuterei, welche bereits vier Jahre dauert, nicht Meister werden, in keinem Falle aber eine geordnete Regierung herstellen und erhalten. Muda-Hassim, ein schwacher, arbeitsscheuer Mann, erwidert: Hätten die Engländer erst die Gegner unterworfen, dann würde er gern Herrn Brooke die Regierung des Landes Sarawak übertragen unter der einzigen Bedingung eines bestimmten Abzuges von der Einnahme für den Sultan und seinen Bruder. „Ich erkundigte mich alsbald", so lauten die klingenden, listigen Worte des Sachsen unserer Tage, „ob der Radschah auch hierzu berechtigt wäre?" Allerdings, antwortet die malayische Umgebung, und Brooke glaubt jetzt gerne den Leuten, welche er kurz vorher als Lügner und Verräther erkannt und geschildert hatte. Der gewissenhafte Mann wollte jedoch zuvor die Ruhe herstellen, ehe er in die Annahme des geschenkten Fürstenthums willigte. Könnte es doch scheinen, man wolle von der Verlegenheit des Freundes Muda Vortheil ziehen, was ein Mangel an Großmuth und Zartsinn, dessen der

Capitain in keiner Beziehung, unter keinen Verhältnissen fähig wäre. In demselben Augenblicke haben sich aber, wie er uns selbst erzählt, die beiden Freunde zu einem lügnerischen Vertrage geeinigt, um den Landesherrn in Burni zu betrügen. Herr Brooke, hieß es darin, wolle blos als Kaufmann des Gewinns wegen zu Sarawak verbleiben.

Die Mittel zur Bekämpfung des Aufstandes kamen in Verbindung mit Kaufleuten zu Singapor, welche sich große Vortheile von einem Verkehr mit Borneo versprachen, schnell zusammen. Nun gebrauchte der Radschah Ausflüchte; er schien gar nicht gesinnt, das gegebene Wort zu erfüllen. Muda Hassim mochte vielleicht, wie Brauch ist der Malayen, blos eine höfliche Rede gesprochen oder zu spät die Tragweite seines Unternehmens erkannt haben. Die Mittel des Zwanges stehen bereit und der Capitain begibt sich aller nutzlosen Zartheit und heuchlerischen Großmuth. Die Kanonen der Schiffe sind scharf geladen, und Matrosen, bis zu den Zähnen bewaffnet, ziehen gegen die gebrechlichen Hütten des Radschah, seines Harems und übrigen Gesindels. „Da geht Alles“, nach dem naiven Ausdrucke im Tagebuche des Sir James, „mit freudiger Eile von statten; der Vertrag wird aufgesetzt; Herr Brooke ist Statthalter von Sarawak; seine Macht ist unbeschränkt und Muda Hassim der Schatten des fremden Gebieters. Kanonen werden gelöst und Flaggen aufgezogen; die Genossen des neuen Flibustierhäuptlings huldigen ihrem Gebieter und ergeben sich der Freude. So ist's geschehen am denkwürdigen Tage des 24. September 1841.“

Fürst James sann nun in vollem Ernste auf Ord-

nung und Gesetz. Gleichberechtigung und Arbeitsamkeit sind die Grundlage der neuen Regierung; der Malaye darf den Dajak nicht mehr unterdrücken; es nähre sich ein Jeder im Schweiße seines Angesichts; Alle zahlen eine bestimmte, auf Jahre zum voraus festgesetzte Abgabe. Kurz nach der Besitzergreifung wird (10. Januar 1842) in malayischer Sprache ein vollständiges Grundgesetz erlassen, das verdient, seinem wesentlichen Inhalte nach mitgetheilt zu werden.

James Brooke Esqu., Radschah des Landes Sarawak, verkündet allen Leuten folgende Ordnung:

Mord, Raub und andere schändliche Verbrechen werden nach dem Gesetzbuche des Landes bestraft; kein überwiesener Schuldiger entgeht der bestimmten Strafe.

Allen Leuten ist gestattet, seien es Malayen, Chinesen oder Dajak, Handel zu treiben und zu arbeiten nach eigenem Gutdünken. Der Gewinn gehört dem Arbeiter.

Die Straßen sind frei. Sämmtliche Einwohner können Gewinn suchen zu Wasser und zu Land; die Boote mögen kommen und gehen ohne Aufenthalt, ohne Hinderniß.

Der Handel mit allen Gegenständen ist frei, Spießglas allein bleibt ausgenommen; nur der Radschah handelt mit diesem Metall, er zahlt dafür einen geeigneten Preis; Niemand ist gezwungen, es herbeizuschaffen.

Niemand darf die Dajak beunruhigen, sie unter dem oder jenem Vorwand des Besitzes berauben. Steuern werden von öffentlich bestellten Einnehmern erhoben; außer den Staatslasten kann ihnen nichts und von Niemand abverlangt werden.

Die Regierung wird die Umlage bestimmen, damit Jeder wisse, wieviel er jährlich dem Staate schuldet.

Gewicht, Maß und Münze soll ebenfalls bestimmt werden. Zum Vortheil der Armen ist eine geringe Scheidemünze eingeführt.

Der Radschah hält streng auf Ordnung und Zucht; die Widerstrebenden entgehen sicherlich der Strafe nicht; Bösgesinnte sorgen nur für sich, wenn sie schnell das Land verlassen und andere Heimat aufsuchen.

Diese Ordnung stand in vollkommenem Widerspruch zu dem altmalayischen barbarischen Herkommen. Hiernach stehen Grund und Boden, selbst seine Bewohner zur unbedingten Verfügung der Sultane und ihrer nächsten Knechte. Vor den Leidenschaften dieser Herren, vor ihrem wechselnden Gelüste schwinden alle geschriebenen Gesetzbücher, alle die Undang Undang oder Ordnungen, deren in Menge vorhanden sind auf den Inselgruppen wie auf dem malayischen Festlande. Und selbst diese Gesetze, würden sie auch gehalten, dienten großentheils blos zur Knechtung des Volkes. „Wer ohne Erlaubniß des Fürsten gelbe Kleider trägt, ist dem Tode verfallen; vor seiner Wohnung darf man die Augen nicht erheben. Den Geboten der Fürsten, seien sie nun gerecht oder ungerecht, muß der Unterthan unbedingt gehorchen; er setze grenzenloses Vertrauen in seine Gebieter. Wer im Gespräche mit Andern ohne sultanische Ermächtigung folgende fünf Worte gebraucht: Befehl, Sklave, Zorn, Gnade und Erlaubniß, der ist dem Tode verfallen. Nur der Sultan befiehlt, nur ihm ist man Sklave; nur der Sultan ist zum Zorne, zur Gnade berechtigt, nur er kann Erlaubniß ertheilen."

Der Sultan von Brune oder Bruni, was die Ta-

pfern bedeuten, und wovon die ganze Insel bei den Fremden den Namen Borneo erhalten haben soll — die Einheimischen nennen sie nach einer sauern Frucht Kalamantan — war zu der Zeit noch selbständiger Gebieter der ganzen Küste von Tondschong Datu, d. h. der Landspitze im Westen bis zum Flusse Kimanis im Osten, — eine Strecke von 700 englischen Meilen in nordöstlicher Richtung. Auf den andern Theil der Insel machen die Holländer Anspruch und stützen sich hierbei auf sogenannte Verträge oder den erzwungenen Gehorsam der Theilfürsten. Sarawak war blos eine Provinz des Reiches Brune und Muda Hassim Statthalter; ein Beamter kann aber keinen andern einsetzen, viel weniger das Land wegschenken oder verkaufen. Muda wird wol zum Lohne der Treulosigkeit große Summen erhalten haben, deren Angabe absichtlich unterlassen wird in den veröffentlichten Tagebüchern. Herr Brooke, das Mangelhafte seiner Ansprüche erkennend, fährt nach Brune und erreicht, man erkennt nicht durch welche Mittel, die nothwendige Ergänzung zum rechtmäßigen Besitze. Der Sultan überträgt ihm (1. August 1842) in einer mit seinem Siegel versehenen Urkunde das Land als Lehen, und der Lehensbrief wird bald hernach zu Sarawak in feierlicher Weise vor den Großen und dem Volke verkündet. Als dies geschehen, richtet Radschah Muda, in der einen Hand ein blankes Schwert und in der andern die Urkunde haltend, zu der Versammlung in feierlichem Tone folgende Worte: „Wer will diesen Brief des Sultan nicht anerkennen; wer hat etwas einzuwenden?" Alle schwiegen und standen da mit gebücktem Haupte. Hierauf wendet sich der Radschah nochmals zu den Großen und

spricht: „Wer nicht gehorcht, dem will ich mit diesem guten Schwerte die Hirnschale spalten." In solcher Weise werden die malayischen Lehensfürsten in ihrem Amte eingewiesen. Das Fürstenthum des Capitano Sir James erstreckt sich jetzt 60 englische Meilen längs der Küste, von Tondschong Datu bis zur Mündung des Samarahan, und in einer Breite von ungefähr 50 Meilen. Das Land ist, wie durchgängig in Borneo, vortrefflich und äußerst reich an mineralischen und vegetabilischen Erzeugnissen. Diamanten, Gold, Zinn, Eisen, Kupfer und Spießglas werden hier gefunden; die reichsten Minen sind aber im Innern der Insel; an Gold allein wird jährlich über eine halbe Million Pfd. St., vorzüglich nach Singapor, ausgeführt.

Die cultivirten Inselbewohner des südlichen Asien sind seit Menschengedenken ein seefahrendes, handeltreibendes Volk. Sie bringen die eigenen Erzeugnisse auf den Markt und betreiben einen Zwischenhandel mit den entfernten Stapelplätzen. Dies konnte aber seit dem Erscheinen der Europäer in den indischen Gewässern nur noch in sehr geringem Grade geschehen. Die gewaltsamen Fremden rissen die Länder an sich, knechteten zum Theil die Bewohner, errichteten allenthalben ausschließende Sonderrechte und bemächtigten sich der Handelschaft. Blühende Inseln und Städte verarmten, sie versanken in Barbarei wie Tyrus und Sidon, wie Alexandria und Karthago. Seeraub allein blieb den Nachkommen in Tunis und Borneo, auf den arabischen wie auf den indischen Gestadelandschaften. Noth und Rache treiben sie seit Jahrhunderten zu diesem Geschäfte, und jetzt ist ihnen das Piratenthum ein liebes ererbtes Gewerbe der Väter; nur

Religion und Cultur kann sie, wie ehemals Dänen und Normänner, zu friedlichen Insassen umgestalten.

Die Räuber in den indochinesischen Meeren gleichen vollkommen denen früherer Jahrhunderte am Gestade der Ost- und Nordsee. Auch sie sind zu einer staatlichen Ordnung verbunden und betreiben das Geschäft nach bestimmten Normen. Gewisse Monate gehören den Vorbereitungen zur Herbeischaffung der Waffen und Lebensmittel. Die Seekönige der östlichen Inselwelt, bei den stolzen Ehrennamen Matari und Bulan, Sonne und Mond, glänzender Stern und sieghafte Kraft, geheißen, bestimmen die von regelmäßigen Winden geleitete Richtung des Zuges — der Südost-Monsun heißt auf Borneo der Piratenwind —, bestimmen die Buchten und Schluchten, wo der Raub geborgen, wo die Gefangenen verkauft werden. Dies geschieht gewöhnlich in Gauen unter Herrschaft der Häuptlinge, welche sich der Abstammung vom Propheten berühmen und deshalb Seriff oder Scheriff heißen. Die Piratenflotten sind doppelter Art. Sie gehen bald, wie die nach ihrer Heimat genannten Illamin und Balaguini, zwischen Borneo und den Philippinas — Illaum ist eine Bucht der Insel Magindano — in großen, starkbemannten und schwerbewaffneten zahlreichen Schiffen auf lange Fahrten, bald machen sie auch in kleinen, schnellsegelnden Booten, wie die Dajak und Badschu, mit geringer Mannschaft kurze Ausflüge. Die Badschu sind, so lautet wenigstens eine Sage, mit vielen andern Völklein der Malayen und Bugis einstens von Menangkabo auf Sumatra ausgezogen. Goa oder Makassar auf Celebes ward ihnen angewiesen; doch fanden sie das Land bald zu enge und überzogen zigen-

nerartig die benachbarten Gewässer. Sie haben eine besondere Sprache und schreiben eine eigene Schrift. Die großen Flotten haben nicht selten 2—3000 Mann am Bord; sie sind mit Schießgewehr aller Art trefflich versehen und blasen vergiftete Pfeile vermittelst Rohre, die sie Sambitan nennen. Beginn der Raubfahrt wird ringsum im Lande durch chinesische Gong verkündet; jede Gemeinde liefert bestimmten Zuzug oder zahlt als Wehrgeld für den Mann 30—40 Gulden.

Die Piratenflotten sind die Furcht der einheimischen Kauffahrer; selbst mehre europäische Schiffe haben sie im offenen Kampfe genommen. Ohne gründliche Beseitigung dieses Uebels ist ausgedehnter Handel, ist Verbreitung europäischer Cultur nicht möglich. England und die Niederlande haben sich, vermöge einer Bestimmung im Tauschvertrage, zur Ausrottung des Räuberwesens verbunden; Holland hat aus kleinlicher Sparsamkeit seine Verpflichtung nur mangelhaft erfüllt, England hingegen die Aufgabe in großem Maßstabe aufgefaßt und zum Theil schon ausgeführt. Kriegsschiffe erhielten in den indochinesischen Gewässern ihre Stationen angewiesen, und von Zeit zu Zeit gehen ganze Geschwader gegen die Seeräuberstaaten, um das Unheil von Grund auszurotten. Sir James Brooke tritt als englischer Radschah von Sarawak mit den Capitainen dieser Kreuzer in Verbindung, und sie haben sich, wol nicht ohne Weisung der heimatlichen Regierung, allen seinen Wünschen bereitwillig gefügt. Diesem Umstande verdanken wir die unserer Darstellung zu Grunde gelegten Reisewerke der Capitaine Keppel und Mundy, welche außer den Tagebüchern des „großen Mannes", wie Herr Brooke bei den Eingebore-

nen heißt, noch vielen andern lehrreichen Stoff enthalten. Capitain Keppel vernichtet die von Scheriffs regierten Dajak längs der beiden Flüsse Sarebas und Sakarran; Admiral Cochrane erobert Brune; Capitain Mundy zerstört die Dörfer Illaum und Farguhar, züchtigt zum zweiten male die Piraten von Sarebas und Sakarran, — und dies Alles geschieht auf Betrieb des englisch-malayischen Radschah.

Was Brooke bis jetzt vollführte, brachte er als Privatmann zu Stande; die englische Regierung benahm sich gleichwie bei Raffles äußerst vorsichtig und mistrauisch; sie zögerte lange, dem muthigen, rastlos thätigen Manne eine amtliche Stellung anzuweisen. Man wollte im voraus der Sache ganz sicher sein. Hieß es: Hier ist eine herrliche Insel, reich an Erzeugnissen jeder Art; England hat bereits großen Einfluß und kann mit leichter Mühe noch mehr erwerben, so lautete die Antwort: Was werden wir dabei gewinnen? Brooke entgegnet: Zuvor muß man alle Hülfsquellen kennen; dann erst mag vom Gewinn die Rede sein. Was wird das kosten? fragte wiederum die Regierung, und so ging es fort mit andern zahllosen Fragen und Schwierigkeiten. Der kühne Sachsen-Häuptling war entschlossen, wenn die heimische Regierung ihn abweise, sich an die Spitze der Dajak zu stellen und einen selbständigen Staat auf Borneo zu gründen.

Brooke hielt es für angemessen, Sarawak immer noch im Namen des schwachsinnigen Muda Hassim regieren zu lassen. Dieser Muda, welcher sich wol lieber selbst beim Seeraub betheiligt hätte, mußte Briefe unterzeichnen, worin die englischen Capitaine zur Vernichtung des Piratenthums aufgefodert werden; er mußte

Schreiben nach England abgehen lassen, um sich zahlreichere Hülfe gegen das scheußliche Räuberwesen auszubitten. Diese vorgeblichen Gesuche dienten zum Vorwand einer vorgeblichen Gesandtschaft; Herr Brooke wird zum geheimen Agenten der britischen Majestät auf Borneo ernannt und erhält den Auftrag, die Antwort Lord Aberdeen's dem Sultan und Muda Hassim persönlich in Brune zu überreichen (Februar 1845). Der Radschah war nämlich sammt der ganzen Familie schon vor längerer Zeit nach der Reichshauptstadt übergesiedelt und hatte dem Engländer die Regierung überlassen, welcher jetzt ganz nach Belieben im Lande Sarawak schaltete.

Um dieselbe Zeit wünschte Großbritannien noch einige Zwischenstationen auf der Weltstraße von Indien nach China, nach Neuseeland und den andern australischen Besitzungen in den südasiatischen Gewässern zu erwerben. Im Frieden zu Nanking war nämlich Hongkong abgetreten und hiermit der Grund zu einem künftigen anglochinesischen Reiche gelegt worden. Man bedurfte nun, schon der neueingerichteten Dampfschiffahrt wegen, einiger Ruheplätze, wo man auf der Reise von Bombay und Ceylon nach Hongkong und Schanghai landen und auf allen Bedarf, namentlich Kohlen, mit Sicherheit rechnen könnte. Die neuen Niederlassungen sollten zu gleicher Zeit als Stapelorte eines erweiterten Handelsverkehrs im östlichen Archipelagus dienen. Die Wahl schwankte lange zwischen den Inseln Labuan und Balambangan an der nordwestlichen und nördlichen Küste Borneos, wo die Englisch-ostindische Compagnie bereits früher (1774, 1776, 1803) Niederlassungen begründet und theils freiwillig, theils gezwungen wieder aufgegeben hatte. Der

Zustimmung des machtlosen Herrschers von Brune war man sicher; im Nothfalle konnte sie auch mit leichter Mühe erzwungen werden. Eine Kundschafterfahrt des geheimen Agenten an den Hof des Sultan (1844) gab für Labuan, seines Klimas und der centralen Lage wegen, den Ausschlag. Auch fanden sich hier wie längs der gegenüberliegenden Küste Borneos reiche Kohlenlager, äußerst ersprießliche Entdeckungen für die Schiffahrt in den indochinesischen Gewässern und dem Stillen Ocean. „Dies ist ja nur ein Anfang. Später können auch Balambangan und noch andere Inseln colonisirt werden, bis man endlich das so umschlossene große Land Borneo selbst in Angriff nehmen und hier im östlichen Archipelagus ebenfalls den überwiegenden Einfluß Englands begründen würde. Erstreckt sich doch Labuan in einem Umfange von 40 englischen Quadratmeilen und beherrscht die ganze Nordwestküste Borneos." Mit dem Gebieter von Brune wird nun ein Abkommen getroffen: er solle und wolle auch — so wenigstens heißt's in englischen Berichten, die malayischen mögen ganz anders lauten — für eine genügende Entschädigung die Insel an Großbritannien abtreten.

Mitten unter diesem listigen und gewaltsamen Getriebe fielen zu Brune Ereignisse vor, wie nicht selten an barbarischen Höfen. Muda Hassim, mehre seiner Kinder und Verwandten, dann andere Freunde der Engländer werden auf Befehl des Sultans ermordet. Auch Herrn Brooke sucht man, so wird wenigstens angegeben, aus dem Wege zu räumen; der Sultan und die Großen streben nämlich, die ehemalige Selbständigkeit wieder zu erringen. Und wer könnte sagen, hätten sie die Macht

gehabt, sie seien nicht in ihrem vollen Rechte! Die Malayen verfuhren gegen eindringende Fremdlinge, die ihnen als eine neue Gattung Räuber erschienen und in Wahrheit nicht anders erscheinen konnten, und gegen deren Freunde gleichwie die Engländer mit dem Piratenthum der Balagnini und Dajak, der Unterthanen des Reiches Brune. Von Verrath und Treulosigkeit kann hier nirgendwo die Rede sein; Gewaltthätigkeit und Hinterlist werden in gleichem Grade bei den Europäern wie den Asiaten gefunden. Verhältnisse dieser Art werden nur durch Macht entschieden, und der Gott der Gerechtigkeit steht immerdar auf Seiten der Macht.

Herr Brooke schreibt nach Singapor, die Sicherheit in Sarawak sei gefährdet; es habe Sultan Omar zu Brune feste Werke aufführen lassen und drohe allen Engländern Tod und Vernichtung; einige Hindu, englische Unterthanen, wären bereits festgenommen und in harter Gefangenschaft gehalten. Solch ein Beginnen, fügte man hinzu, müsse alsbald und in scharfer Weise gezüchtigt werden. Admiral Thomas Cochrane segelt schnell mit einem ganzen Geschwader nach Sarawak, nimmt den geheimen Agenten an Bord und fährt nach Brune, um, wie die europäische Phrase lautet, Erklärungen zu fodern. Die Antwort genügte nicht und sollte wol auch nicht genügen. Der Krieg beginnt. Die Burgen und Batterien längs des Flusses werden durch schweres Geschütz, durch die andern kunstreichen Zerstörungswerke der Civilisation auf den englischen Schiffen schnell zum Schweigen gebracht, und die Engländer besetzen ohne weitere Hindernisse das vom Sultan und allen Bewohnern verlassene Brune (8. Juli 1846). Die

Mordinstrumente hatten so fürchterlich unter den Malayen gewüthet, daß alle einsichtsvollen und einflußreichen Großen getödtet und die unter dem Schutze des Feindes heimkehrenden Bewohner vollkommen rathlos und gar nicht im Stande waren, eine provisorische Regierung einzurichten. Bei solchen Umständen gestattete man dem flüchtigen Sultan gern die Rückkehr. Ueberdies schreibt Omar, der Nachkomme des einst so mächtigen, im 13. oder 15. Jahrhunderte gegründeten Königsgeschlechts von Brune, gar demüthige Briefe nach allen Richtungen und verspricht unbedingten Gehorsam für alle Zukunft. Seit der Zeit ist der Sultan von Brune in der Weise vieler andern indischen Fürsten ein willenloses Werkzeug in den Händen britischer Agenten.

Sieben Jahre sind kaum verflossen, seit Brooke, vorgeblich in Kaufmannsgeschäften, zu Sarawak landete. Muda behandelt den Kundschafter als Freund und fragt unter Anderm, wer wol mächtiger sei, England oder Holland, nach seinem Ausdrucke, wer Katz oder Ratte sei. „Die Holländer haben hier zwar mehr Land", erwidert der Gastfreund, „und doch sind wir Engländer die Rattenfänger." Der Radschah hat das Wort in seinem ganzen Umfange entweder nicht verstanden oder aus Freude an den Geschenken, worunter auch eingemachte Früchte, Süßigkeiten aller Art und nürnberger Spielsachen für die Kinder nicht fehlten, wieder vergessen. Jetzt hatte Muda und seine ganze Familie, die Freunde und Tausende der Unterthanen im Namen der Civilisation ihren Untergang gefunden, und der neue Hengist ist Beherrscher des Reiches Brune von der Landspitze Api im Südwesten bis zur perlenreichen Bucht Maladu, den Suluinseln gegen-

über, — eine Gestadelandschaft von mehr als 700 englischen Meilen. Die längs der Küste liegenden Orte Maladu, Sarang, Tambassak sind bereits genommen. Auch die Dajak und Chinesen innerhalb der Insel werden wol in der Folge gezwungen sein, sich der englischen Herrschaft zu fügen, wenn sie nicht an Nordamerika einen Schutz und Halt finden sollten; denn diese, auch hier den Fußstapfen der Engländer folgend, haben bereits (1850) mit dem Sultan von Brune einen Vertrag abgeschlossen ähnlichen Inhalts mit den britisch-malayischen Tractaten.

Sultan Omar hatte sich (November 1844) zur Abtretung von Labuan blos unter gewissen Bedingungen verpflichtet, die später festgesetzt werden sollten. Jetzt weigern die gebietenden Herren jede Entschädigung und wollen, wenn der Fürst nicht gehorcht, zur Gewalt greifen. Das Benehmen des englischen Agenten, Capitain Mundy, wie er's selbst erzählt, gleicht vollkommen dem der angelsächsischen Seeräuber, der spanischen und portugiesischen Abenteurer früherer Jahrhunderte. Es ist nur gemildert nach den menschlicheren Formen unserer Tage. Der Sultan will Geld haben, sagt der Dolmetsch, sonst wird er Labuan nicht lassen. Hierzu habe ich keinen Auftrag, erwidert Mundy.

Freitag ist's, ein Tag heilig dem Propheten; heute kann ich das Papier nicht unterschreiben.

Als ich Freitag vorschlug, hat man keine Einrede erhoben.

Der Sultan nach einer langen Pause: Der frühere Vertrag war ganz verschieden; ich muß Geld haben.

Eure Hoheit ließ auf die englischen Schiffe feuern. Der Vertrag ist aufgehoben.

Nun redeten der Sultan und die Großen noch einige Zeit untereinander. Der Capitain wird ungeduldig und wirft dem Sultan mit drohender Miene die malayischen Worte hin: Schnell unterzeichnen. Omar Ali erschrickt und setzt sein Siegel zum Vertrag, der ihn einer schönen Insel beraubt. Das Versprechen, England würde zum Danke alle Kräfte aufbieten, um die Seeräuberei zu unterdrücken und den gesetzlichen Handelsverkehr zu schützen, wozu auch die Behörden Borneos hülfreiche Hand leisten müßten, klingt wie neuer Hohn für die halbbarbarischen Muselman und ihren schwachen Sultan, dessen Ahnen einstens so große Macht entwickelten, auf deren Herrlichkeit die europäischen Seeräuber, als sie vor mehr als drei Jahrhunderten zuerst in den östlichen Gewässern erschienen, mit Neid und Habsucht hinblickten.

Der König von Polo oder Borneo, erzählen chinesische Jahrbücher, denen wir die ältesten Berichte über die Insel und den ganzen Archipelagus verdanken, hat seit den Zeiten der Tang Verbindungen mit dem Mittelreiche unterhalten. Die Bewohner bekennen sich zum Islam und sind menschenfreundlicher Art. Später haben die Franken ohne allen Grund Feindseligkeiten begonnen und sich der Küsten bemächtigt. Der König und seine Unterthanen zogen ins Innere und vergifteten die Flüsse, wovon dann eine große Menge dieser Franken hinstarben. Die Uebrigen wendeten sich nach Luzon, den Philippinas. Die Spanier fanden (1521) nach ihren eigenen Berichten Borneo in blühendem Zustande; ein mächtiger Fürst regierte im Lande, von einem üppigen Hofe umgeben; die Hauptstadt zählte, nach übertreibenden Angaben, 25,000 Familien, die in guten, von Holz erbauten Häusern

wohnten. Jetzt sind die Malayen Borneos wie so vieler anderer Inselgruppen in Armuth und Elend versunken. Die Habsucht und Grausamkeit der Europäer, die hier noch ärger wie die Türken in Asien und Europa hausten, hat unsaglichen Jammer über diese herrlichen Gegenden ausgegossen.

Labuan gehört nun den Engländern. Die Inschrift des Granitsteins auf einer Anhöhe unfern der Flaggenstange verkündet der Nachwelt: Diese Insel wurde am 24. December 1846, im Namen der Königin Victoria, von Capitain Mandy in Besitz genommen, auf Befehl des Contreadmirals Thomas Cochrane. Den zahlreich versammelten Eingeborenen, welche an diesem Tage aus Brune herüberkamen, um dem Treiben ihrer Feinde zuzusehen, wurde bedeutet, sie stünden jetzt auf britischem Grund und Boden, der gesetzliche Handel werde von englischen Kriegsschiffen beschützt, das Räuberwesen zu Wasser und zu Land unerbittlich verfolgt und ausgerottet. Die Masse der Bevölkerung, die ehrenwerthe Classe der Hachodas oder Kauffahrer, sammt allen thätigen und ordentlichen Leuten hörten diese Worte sicherlich mit Vergnügen. Denn die Bewohner des östlichen festländischen Asiens und seiner Inselgruppen finden sich, bei den bestehenden Verhältnissen, viel besser unter englischer Herrschaft, als unter dem furchtbaren Regimente ihrer Radschah und Sultane. „Wenn doch nur die Engländer bald kommen, wenn sie doch unser Leben und Eigenthum unter ihren Schutz nehmen möchten!“ Solche Aeußerungen hört man in den verschiedenen malayischen Fürstenthümern auf den Inseln und dem Festlande, zu Kalantan wie in Patani, zu Tringanu wie in Johor.

Die Häuptlinge hausen der Art, daß die Bevölkerung der ganzen fruchtbaren malayischen Halbinsel, in einem Umfange von wenigstens 45,000 englischen Quadratmeilen, blos zu 370,000 Seelen gerechnet wird und eher in Abnahme als im Zunehmen begriffen ist.

Die Verdienste des Herrn Brooke für die Erweiterung der Herrschaft und des Handelsverkehrs seines Vaterlands wurden jetzt auch von der Regierung wie vom Volke Großbritanniens anerkannt und gefeiert. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Heimat, wo er mit großen Ehren empfangen wurde (1847), kehrt der englisch-malayische Radschah als Statthalter und Befehlshaber von Labuan, als Commissair und Generalconsul bei dem Sultan und allen unabhängigen Häuptlingen Borneos mit reichen Besoldungen in sein neues Vaterland zurück.[5]) Zu Sarawak und Labuan liegen immerdar einige Schiffe, um dem Piratenwesen längs der Nordwestküste zu steuern und verheerungsvolle Züge gegen die Seeräuberstaaten im Innern des Landes zu unternehmen. Die Sarabas und Sakarran-Räuber hatten sich von ihren Niederlagen schnell erholt und das Unwesen von neuem begonnen; sie erscheinen in zahlreichen Flotten von mehr als hundert ihrer großen Kriegsschiffe, rauben und morden längs der Küste. Die englischen Dampfer und Boote kommen herbei, die Piraten erleiden neuerdings (31. Juli 1849) eine furchtbare Niederlage, und die britischen Kämpfer erfreuen sich bedeutender Kopfgelder für die getödteten und gefangenen Piraten. Nach amtlichen, (1850) dem Parlamente vorgelegten Nachweisungen zog die englische Marine an solchen Prisengeldern allein während der Jahre 1849 und 1850 nicht weniger als

128,080 Pfd. St. Ausrottung der Seeräuberei und des Sklavenhandels ist mit vollem Rechte die Losung der Engländer im östlichen Archipelagus. Misverstandene Menschlichkeit, einsichtslose Frömmigkeit und Unkunde eifern vergebens gegen dieses wenn auch grausame, im Ganzen aber heilsame Werk. Nur aus den Trümmern der malayischen Herrschaften und räuberischer Gemeinwesen wird und kann sich einstens ein geordnetes Staatsleben und eine arbeitsame Bevölkerung erheben, welche die Grundlage ist jeder Civilisation und der künftigen Erneuerung der ostasiatischen Menschheit.

Als man vor einigen Jahrzehnden zum ersten mal das Wort Weltliteratur, Weltbildung aussprach, dachte man hierbei vorzüglich an die Völker des europäisch-christlichen Staatensystems. Man sah die Zeit kommen, wo alle diese Völker eine einheitliche, dem Wesen nach gleiche Bildung besitzen, an denselben Geisteswerken sich erstarken und erfreuen werden, und bezeichnete diese nicht sehr ferne Zukunft mit den Worten Weltbildung, Weltliteratur. An nichtchristliche, nichteuropäische Nationen, an Muselman und Hindu, an Chinesen und Malayen, mochte wol vor der Hand noch Niemand denken. Und doch naht die Zeit in starken Schritten, wo eine große Anzahl, wo die feinsten Köpfe dieser Menschenabtheilungen in den Kreis der neu-europäischen Bildung gezogen und so, im buchstäblichen Sinne, gleiche Weltzustände angebahnt werden. Dieser künftige Zeitraum der Weltgeschichte sendet jetzt bereits einige, wenn auch matte Strahlen herüber in den Gesichtskreis der Gegenwart. Orientalen beschreiben das Leben der hervorragenden Denker und Forscher des Westens und geben eine über-

sichtliche Darstellung ihrer Werke in ihren verschiedenen Sprachen und Mundarten. Ein des Englischen kundiger, gelehrter Hindu zu Kalkutta übersetzt aus englischen Encyklopädien eine Anzahl Biographien solcher Männer ins Bengalische zur Heranbildung und Nacheiferung für seine Landsleute. Murray's erdkundliche Sammlungen und andere Werke dieser Art werden ins Chinesische übertragen und mit reichen Kartensammlungen ausgestattet. Ein anderes überraschendes Zeichen dieser künftigen Periode der Weltbildung ist die Reise des Malayen Abdallah von Singapor nach Kalantan, — ein östliches Buch, geschrieben im westlichen, im neueuropäischen Geiste, aus dem wir zur Zeichnung der Zustände in den einheimischen malayischen Fürstenthümern einige Auszüge mittheilen wollen.

Im Jahre 1838 sandten Kaufleute verschiedener Nationen, Chinesen und Juden, Engländer und Armenier, vermittelst einer chinesischen Dschonk Waaren aus Singapor nach den Herrschaften Pahang, Tringanu, Kalantan, Patani und Sanggora auf der malayischen Halbinsel, welche sämmtlich von Flüssen ihren Namen führen und von Muselman und Chinesen bewohnt werden. Als die Güter, in Folge einer Fehde, zu Kalantan zurückgehalten wurden, schicken die Betheiligten zwei Personen, einen Engländer und einen Chinesen — dessen Feigheit und Furchtsamkeit der Malaye arg verspottet — dahin, um ihr Eigenthum zu retten. Abdallah wird als Dolmetsch angeworben; er soll das Schreiben des englischen Statthalters von Singapor dem Fürsten von Kalantan übergeben und als gelehrter, gewandter Mann bei seinen Landsleuten, den Malayen, Alles aufbieten, um

das Unternehmen einem glücklichen Ausgang entgegen=
zuführen.

Die Erzählung aller denkwürdigen Vorfälle zu Was=
ser und zu Land, welche Abdallah in malayischer Sprache
verfaßt und zu Singapor dem Drucke übergeben hat, ist
frei von orientalischer Rednerei und allem leeren östlichen
Wortgepränge. Die Thatsachen sind in kurzen, gedrun=
genen Sätzen zusammengefaßt und von Schilderungen
der religiösen, staatlichen und bürgerlichen Zustände in
den malayischen Markgrafschaften umkleidet. Hieran na=
mentlich erkennt man den großen Einfluß der europäi=
schen Bildung, der Triebkraft des Völker erziehenden
Reiches Großbritannien. Von dem Bestreben, seinen
Gebietern und Gönnern zu schmeicheln, mag wol der
malayische Gelehrte nicht ganz frei sein; die Vergleichun=
gen, welche er zu Gunsten Englands angestellt, sind
aber, wie wir von anderer Seite und aus eigener Er=
fahrung wissen, in jedem Falle vollkommen begründet.

Während der Meeresfahrt, schreibt Abdallah, konnte
ich nur an das traurige Bild denken, das mir der
Anblick des Landes Pahang gewährte. Mein Geist
suchte die Ursachen zu ergründen, welche ein ehemals
blühendes Fürstenthum arm gemacht und dem gänzlichen
Verfall nahe gebracht hatten. Dies ist um so auffal=
lender, weil das Land nie Eroberern anheimgefallen, nie
von Feinden verheert wurde. Meine Meinung ist, daß
sein Ruin auch nicht durch Räubereinfälle herbeigeführt
wurde; denn noch nie hat ein Land durch Einfälle der
Art seinen Handel und Reichthum verloren. Das un=
günstige Erdreich trägt auch nicht die Schuld, denn Pa=
hang erfreut sich eines ausgezeichnet fruchtbaren Bodens.

Noch weniger kann ich die trostlosen Zustände als Folge der Nachlässigkeit der Bevölkerung betrachten; denn es gibt keine Gegend der Welt, deren Bewohner ohne Ausnahme dem Laster der Faulheit ergeben wären. Nach meinem Dafürhalten ist der eigentliche Grund des Elends von Pahang in der beständigen Furcht vor der Habsucht des Sultans und seiner Großen zu suchen. Wofür, sagen die armen Leute, sollen wir uns Mühe geben? Der geringste Gewinn würde blos dazu dienen, daß die Gebieter uns berauben. Das Uebel entspringt demnach aus der Verdorbenheit und Unwissenheit der Fürsten, welche diese Länder beherrschen. Wie ganz anders in den Gegenden unter englischer Oberherrlichkeit! Hier ist Jeder einem Könige gleich; Keiner fürchtet den Andern; Niemand ist Plackereien ausgesetzt; denn die Verwaltung und die Gesetze haben nur ein Ziel, — Friede und öffentliche Sicherheit.

„In dem Malayenlande wimmelt's von Prinzen, und jeder besitzt eine Menge Sklaven. Ich sah, mit welchem Uebermuthe sich diese aller Orten und selbst in Privathäusern benehmen. Der Grund dieser zahlreichen Sklaven ist folgender: Hat ein Mann einen andern getödtet oder irgend ein anderes Verbrechen begangen, das ihm die strengste Strafe zuziehen würde, so hält er's fürs beste, Sklave des Radschah zu werden. Er flüchtet zu ihm, gesteht in gebeugter Stellung den Fehltritt und spricht den Wunsch aus, in seine Dienste zu treten. Der Radschah verleiht ihm ein Abzeichen, und dadurch wird der Verbrecher ein Diener im Innern des Palastes. Von diesem Augenblicke heißt der Mann Königlicher Sklave; Niemand wagt es, in ihm die Achtung vor der

erlangten Würde zu verletzen. Wird ein königlicher Sklave getödtet, so fallen sieben Menschenopfer an seinem Grabe, um die Schuld zu sühnen. Deshalb geniessen diese Leute eine Freiheit und üben Willkür ohne Grenzen. Begeht solch ein Königlicher eine Unthat, so wagt Niemand, aus Furcht vor dem Regenten, ihn anzuklagen. Ihre Schreckensherrschaft nimmt zu mit jedem Tage. Wollen sie Jemand schaden, so machen sie ihn zum Gegenstand verleumderischer Anzeigen und Beschuldigungen. Der Fürst, voll blinden Vertrauens zu seinen Dienern, verfolgt den Angeklagten. Viele Edle sind bereits das Opfer dieser schrecklichen Zustände geworden. Welch ein Glück für alle die Leute, wenn sie unter englische Herrschaft kämen, wenn sie von den Engländern zu ordentlichen Menschen herangebildet würden!"

Anmerkungen.

1) Ptolemäus kannte dieses berühmte Emporium und nannte es Sabana, — vielleicht eine aus Singhapura verderbte Benennung. Er setzt es mit Recht an die Spitze des Goldenen Chersones oder der malayischen Halbinsel.

2) Papers relative to the execution of the treaty of 1824 by the Netherland authorities in the East-Indies. Dem Hause der Gemeinen vorgelegt am 28. März 1840.

3) Die Boyanen haben ihren Namen von Bawian, einer kleinen Insel im javanischen Meere, welche vorzüglich viele Taglöhner nach Singapor entsendet.

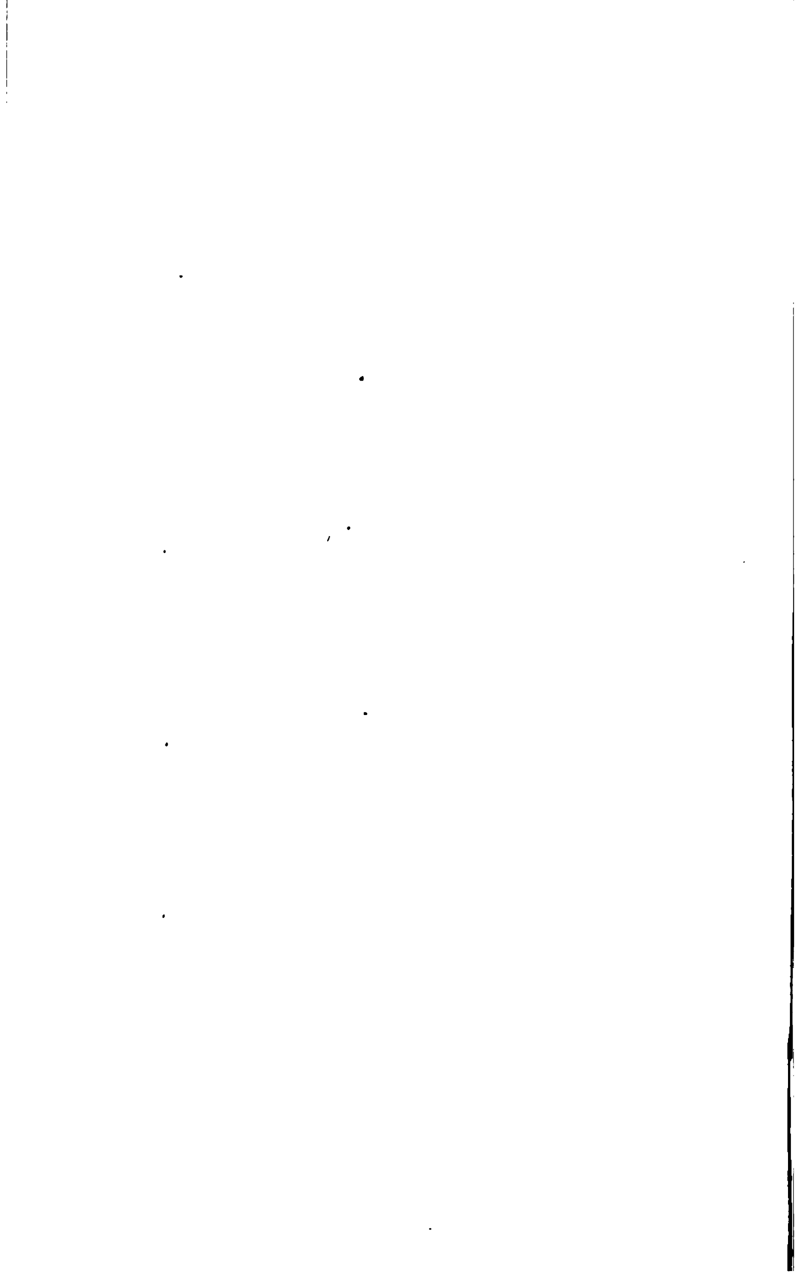
4) Raffles, Memoirs, II, 18. De Barros, Dec. II, P. 2.

5) Jetzt verweilt Herr Brooke wieder in England.

Frankreich und die Bartholomäus-nacht.

Von

Dr. Wilhelm Gottlieb Soldan.



Am 8. August 1570 wurde der Friede von St.-Germain en Laye unterzeichnet, der günstigste unter allen, welche bis dahin die Hugenotten erkämpft hatten. Zwar band derselbe, bei vollständiger Amnestie und Gewissensfreiheit, die Ausübung des reformirten Cultus noch immer an eine bestimmte Zahl von Städten und adeligen Gebieten und schloß ihn von Paris und dem jeweiligen Hoflager ausdrücklich aus; aber er verwilligte den Reformirten nicht nur die Zulassung zu allen Aemtern und das Recht, verschiedene Parlamente, die sich ihnen ungünstig gezeigt hatten, ganz oder theilweise zu recusiren, sondern ließ ihnen auch den Besitz von vier Sicherheitsplätzen (La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac), die erst nach Ablauf von zwei Jahren in die Gewalt des Königs übergeben werden sollten. Was war es — hat man oft gefragt — was den Hof bewegen konnte, den in zwei Hauptschlachten Besiegten solche Verwilligungen zu machen, wenn nicht die geheime Absicht unterlag, sie in Sicherheit einzuwiegen und gegen die Betrogenen dann mitten im Frieden den Schlag der Vernichtung desto sicherer zu führen? War darum jeder nichtkatholische Gottesdienst bei Lebensstrafe und Gütereinziehung verboten gewesen, hatte darum der Papst Geld und Truppen gesandt, war darum bei Jarnac und bei Mont-

contour, zum Theil mit dem Verbote des Quartiergebens, gefochten und gesiegt worden, damit Coligny, der geächtete, nach Parlamentsspruch im Bilde bereits an den Galgen gehängte Feldherr, der von einer schweren Krankheit kaum erst wieder Erstandene, einen Frieden vorschreiben durfte, der, wenn gehalten, die Reformirten höher heben mußte, als sie jemals in Frankreich gestanden? Ist es denkbar, daß Karl IX. ohne Vorwissen seiner Bundesgenossen, des Papstes und Philipp's von Spanien, deren Einfluß in der bisherigen Politik des Hofes überall so scharf hervortrat, einen Vertrag von solcher Wichtigkeit abschloß? und hätten jene beiden Mächte einem solchen Vertrage jemals ihre Zustimmung ertheilen können, wenn sein Inhalt aufrichtig gemeint war?

Diese Fragen geschehen nicht ohne Scheinbarkeit, und der Eindruck des gräuelhaften Verbrechens, das, vom König selbst geboten, in der Bartholomäusnacht 1572 zu Paris über die arglosen Opfer hereinbrach, um mehre Monate lang seinen blutigen Umzug durch Frankreich zu halten, hat es fast zur herkömmlichen, noch immer vielfach vertretenen Ansicht erhoben, als wäre der Friede von St.-Germain nur die Einleitung eines in jenem großen Morden zur Ausführung gebrachten Planes gewesen, welchem alle zwischen beiden Zeitpunkten liegenden Freundlichkeiten gegen die Hugenotten, die Hochstellung Coligny's, die navarrische Hochzeit, die angeknüpften Verbindungen mit England und den deutschen Protestanten, die Unterstützung des Aufstandes in Flandern nur als ebenso viele arglistige Förderungsmittel gedient. Auf den Grund dieser Ansicht ist dem französischen Hofe unendliches Lob gespendet worden von etlichen italienischen

Schriftstellern jener Zeit, die kein größeres Verdienst kannten, als die Vertilgung der Ketzer durch jedes Mittel, und keinen größern Triumph des menschlichen Geistes, als den der feinsten Verstellung und des vollendeten Machiavellismus, wie Camillo Capilupi [1]) und Davila [2]); Abscheu und Brandmarkung dagegen ist demselben Hofe unter gleicher Voraussetzung geworden bei der großen Mehrzahl der protestantischen und französischen Geschichtschreiber, die bald, wie d'Aubigné [3]), vom einfach protestantischen Standpunkte ausgehend, die an ihren Glaubensgenossen verübte Schandthat straften, bald, wie Mezeray [4]) und Gabriel Brizard [5]), vom nationalen Standpunkt aus ihr Recht zu üben glaubten, indem sie die ganze Schmach der Urheberschaft auf die Ausländerin Katharina von Medici und ihre italienische Umgebung wälzten. Auf der andern Seite hat es aber auch nicht an Solchen gefehlt, welche nicht nur zwischen dem Frieden von 1570 und der Bartholomäusnacht keinen ursächlichen Zusammenhang erkennen, sondern auch überhaupt jeden Vorbedacht von langer Hand her bezüglich der letztern in Abrede stellen; jedoch auch hierbei gehen die Meinungen wiederum nach verschiedenen Richtungen auseinander. Während nämlich z. B. Caveirac [6]) die Sache von dem Felde der Religion auf das der Politik und Hofintrigue hinüberspielt und den ganzen Schlag von einer plötzlich beschlossenen Proscription Einzelner gegen Einzelne, die nur unglücklicherweise über die ursprüngliche Absicht hinausgriff, ausgehen läßt, hat noch ganz neuerdings Capefigue [7]) die Behauptung aufgestellt, es sei hierbei von den einzelnen Personen ganz abzusehen und Alles auf die Bewegung der großen ka-

tholischen Volksmasse zurückzuführen. Mit Unwillen, so meint der Letztere, sahen die Hallen, die Zünfte, die Brüderschaften der guten, altkatholischen Stadt Paris die protestantisch-politische Richtung, in welcher Karl IX. durch Coligny sich fortziehen ließ, und die Anmaßungen des zur Hochzeit versammelten stolzen, finstern Provinzialadels, der nicht zur Messe ging und vor den Kreuzen auf den Straßen das Haupt nicht entblößte; die Parteien mußten endlich aufeinander platzen, und dies geschah in der Bartholomäusnacht. „Sich der Hugenotten zu entledigen, war ein der Menge vertraut gewordener Gedanke; man hatte Krieg, Edicte, Verfolgungen versucht, man versuchte jetzt den Mord, und es ist deshalb kein Einzelner anzuklagen: die Bewegung der Parteien, der Fanatismus der Meinungen waren die Motive der Bartholomäusnacht. Bei Revolutionen muß man oft die Eigennamen ausstreichen, um Lob und Tadel zu vertheilen; die Massen thun das Gute und das Schlimme." [8]) Und an einer andern Stelle: „Man wird sich nothwendig überzeugen müssen, daß in dem Ereignisse nichts Vorbereitetes lag, daß eine freiwillige, unbezwingliche Kraft der Dinge, die Meinung des Volkes, Karl IX. nöthigte, die blutigen Tage nicht sowol zu beschließen, als zu genehmigen. In den Berichten über diese Katastrophe hat man die einer vollendeten Thatsache ertheilte Genehmigung und den vorbereitenden Willen nicht gehörig von einander gehalten, und doch ist der Unterschied so unermeßlich." [9]) So Capefigue. Mit Freuden wurde seine Darstellung willkommen geheißen von dem Florentiner Eugenio Albèri [10]), der alsbald noch einen Schritt weiter ging und, in seinem Nationalgefühl ge-

kränkt durch Mezeray, der in der Bartholomäusnacht ein italienisches Verbrechen fand, sich nichts Geringeres zur Aufgabe machte, als nachzuweisen, daß die Mediceerin hinsichtlich ihrer Betheiligung bei dem Blutbade von jeder Schuld freizusprechen sei. Misbilligung dagegen fand Capefigue bei Sismondi [11]), der die Ereignisse der Bartholomäusnacht als das Ergebniß eines Complottes zu betrachten geneigt ist, das seit dem Frieden von St.-Germain, ja vielleicht seit dem Jahre 1565, wo Katharina den Herzog von Alba zu Bayonne sah, mit ebenso feiner Kunst, als tückischer Hinterlist verfolgt wurde.

So sehr gehen noch heute die Meinungen aus einander, selbst nachdem zu der reichhaltigen, längst zugänglichen Quellenliteratur des Gegenstandes noch schätzbare handschriftliche Entdeckungen hinzugekommen sind; denn Capefigue benutzte das Archiv von Simancas und die Register des Stadthauses zu Paris, Albèri hatte Alles, was Capefigue gegeben, vor sich und sah außerdem die ausgedehnten Gesandtschaftscorrespondenzen im florentinischen Archive durch, Sismondi endlich konnte auch noch von den unter Chateaubriand's Vorschub von Mackintosh veröffentlichten Berichten des römischen Nuntius am pariser Hofe Kenntniß nehmen.

Sollte die Bartholomäusnacht bestimmt sein, ewig unter die historischen Probleme zu gehören? Ich glaube nicht; wenigstens ist es nicht schwer zu erkennen, daß nicht ausschließlich der Stoff die Schuld trägt, wenn es den zuletzt genannten drei Schriftstellern bei aller Scheinbarkeit ihres Apparats, wie so vielen frühern, nicht gelungen ist, sich zu einem bessern Einklang zu vereinigen. Capefigue und Albèri stehen auf festem Bo-

den, so lange sie gegen die Annahme einer vieljährigen Prämeditation sprechen; sobald sie aber auf die freiwillige Entladung des in den Hallen, Zünften und Brüderschaften, wie in den Sitzungssälen des pariser Stadthauses genährten Geistes der katholischen Bevölkerung zu reden kommen, sobald namentlich Albèri die Schuldlosigkeit seiner Landsmännin Katharina zu verfechten anfängt, verlieren sie nicht nur allen historischen Grund unter den Füßen, sondern treten auch mit den unmittelbarsten, von ihnen selbst angezogenen, ja sogar mit etlichen von ihnen selbst erst neu entdeckten Quellen in den geradesten Widerspruch. Sismondi aber, der im Uebrigen so achtungswerthe Geschichtschreiber, hat sich bei unserm Gegenstande viel zu wenig an die ursprünglichen Quellen gehalten, läßt hinsichtlich der Genauigkeit in Orts- und Zeitangaben gar Manches vermissen, gibt ein wunderliches Mancherlei in den Motiven der handelnden Personen und hat überhaupt von Schriftstellern ganz entgegengesetzter Ansichten Behauptungen in seine Darstellung aufgenommen, die, als unter einander unvereinbar, gegen die Einheit der Auffassung nicht wenig verstoßen.

In Deutschland hat man seit Wachler[12]) im Allgemeinen einer unbefangenern Ansicht sich zugewendet, aber freilich finden auch unter uns noch sehr abweichende Meinungen ihre Vertreter. Wachler's Verdienst besteht nicht sowol in der tiefern Begründung eines aus umfassender Durchforschung der Zeitgeschichte gewonnenen Ergebnisses, als vielmehr darin, daß er in seiner einfachen Skizze nach Caveirac's Vorgang die entscheidende Wichtigkeit eines längst bekannten, aber wenig beachteten und nach ihm wieder von Manchen verschmähten histo-

rischen Zeugnisses hervorhob, dem freilich ein tieferes Eingehen in die politischen Verhältnisse jener Zeit den Stempel der vollen Glaubwürdigkeit erst noch aufzudrücken hat. Wachler ist gegen die Annahme einer langzeitigen Vorbereitung. Ranke[13]) schlägt einen Mittelweg ein, indem er in Katharina's Wesen eine „Duplicität" annimmt, welche zwei einander widersprechende Richtungen, nämlich die spanische und die antispanische Politik, zugleich, aber mit ungleicher Stärke verfolgt habe, so daß dann die wahrere Natur, die sich auf die spanische Seite neigte, zuletzt den Sieg behielt. Sugenheim[14]) spricht sich wiederum auf den Grund einer umsichtigen Prüfung der staatlichen Verhältnisse gegen die Prämeditation aus, während Eduard Arnd[15]) im Wesentlichen fast ganz auf die Annahme der Vorbereitung von fernher, wie wir sie auch bei Browning[16]), Schiller[17]), Lacretelle[18]) und Audin[19]) finden, zurückgekommen ist. Nur als Curiosität kann hier „Die aufgehellte Bartholomäusnacht" von Wilhelm von Schütz[20]) erwähnt werden. Herr von Schütz, der bekannte Ultramontane, stellt die allerdings ganz neue Ansicht auf, daß die Bluthochzeit eine Verschwörung nicht gegen, sondern für die Hugenotten gewesen sei, gestiftet und ausgeführt von Katharina von Medici und Heinrich von Navarra zur Vernichtung des Katholicismus. Diese von keinem Historiker bisher geahnten Aufschlüsse verkündigt ein Mann, dem das seltene Misgeschick geworden ist, seine eigenen Phantasmen mit solcher Lebhaftigkeit als Geschichte zu schauen, daß er weitere Studien für überflüssig gehalten zu haben scheint. Herr von Schütz meistert mit großem Selbstgefühle Schlosser, Ranke und

Raumer; er selbst hat es indessen nicht so weit gebracht, daß er Heinrich von Navarra von dessen Vater Anton zu unterscheiden wüßte, und chronologische Rücksichten sind ihm so gleichgültig, daß er unter Anderm Katharina eine Intrigue auf die beabsichtigte Verheirathung zweier Personen zu einer Zeit gründen läßt, wo die eine derselben bereits anderwärts verheirathet war, die andere aber schon längst nicht mehr lebte. Das Ganze ist eine misrathene Tendenzschrift voll Unwissenheit und Gespreiztheit.[21])

Ich meinestheils erkläre mich für diejenige Ansicht, welche sich von der Annahme eines von fernher mit allen Künsten der ausgelerntesten Verstellung durchgeführten Vernichtungsplanes ebenso sehr entfernt, als von der andern, nach welcher Alles auf die freiwillige Entzündung des in den Massen aufgehäuften Brennstoffes ankommen soll und dem Hofe fast nur die leidende Rolle des Zulassens angewiesen wird. Jedem das Seine. Wir erblicken einen charakter- und grundsatzlosen Hof, uneinig in seinen Gliedern, arm an Rath und voll von Leidenschaften, herüberschwankend von einer religiösen Partei zur andern, von einem politischen Systeme zum entgegengesetzten, stets nur Ruhe und Genuß suchend, immer nur von heute auf morgen arbeitend, immer empfänglich für die Eindrücke des Augenblicks, dem Richtigen nicht abhold, wenn es einen mühelosen Gewinn verspricht, aber ebenso rasch zum Verkehrten, zum folgenschwersten Verbrechen greifend, sobald dasselbe nur geeignet scheint, über eine erste, augenblickliche Verlegenheit hinauszuhelfen. Dieser Hof findet sich, belehrt durch theuer erkaufte Erfahrungen und gelockt durch gewinn-

verheißende Aussichten, eine Zeit lang bestimmt, den Weg der Religionsduldung und der Versöhnung der Parteien im Innern zugleich mit dem einer nationalern Politik nach außen einzuschlagen; der erste Unfall jedoch, der von außen kommt, wirft Zagen in die Gemüther der Furchtsamen, entzweit die Meinungen der Stimmführer und mit den Meinungen auch die Interessen; die Personen treten einander schroff gegenüber, die Leidenschaften sind entfesselt; ein Meuchelmord soll den Knoten zerschneiden, mislingt aber und droht die Schuldigen der Entdeckung und Schmach preiszugeben; die Verzweiflung treibt sie zur Erfindung einer ungeheuern Lüge, die des Königs Zorn gegen die noch eben erst so einflußreichen Hugenotten in Flammen setzt; die Massen werden zur ruchlosen That aufgeboten, und einmal losgelassen, gehen sie ihren verwüstenden Gang, nicht achtend auf die zurückrufenden Befehle des Königs und des Hofes, die sich jetzt erst besinnen, daß sie vor Europa ein Verbrechen zu verantworten haben, und, in unendlicher Verwirrung aus einem Widerspruch in den andern hineinrennend, zuletzt erkennen müssen, daß sie durch ihre Gewaltthat nichts geerntet als Schande und einen neuen Bürgerkrieg.

Dies sind im Allgemeinen die Ergebnisse, zu welchen unmittelbares Quellenstudium den Verfasser dieses Aufsatzes geführt hat und welche in der folgenden Darlegung ihre nähere Begründung finden sollen. Die Quellen hier im voraus aufzuführen, ist unnöthig, da sie in dem Nachfolgenden sich von selbst kundgeben. Sie fließen, zumal nach den archivalischen Veröffentlichungen der letzten Jahre, reichlich und klar; selten ist man genöthigt, aus Nachrichten zweiter Hand, nirgends, aus

trüben Pfützen zu schöpfen. Wer geprüft hat, wird weder den zwar gleichzeitigen, aber im Auslande abwesenden Serranus, noch den heftigen Hugenotten d'Aubigné an die Spitze der Autoritäten für Thatsachen und Urtheile zu stellen in Versuchung sein, noch weniger den grundverkehrten und verwirrten Davila, der die Beachtung, die er allzu lange gefunden, fast einzig der sehr irrigen Voraussetzung zu verdanken scheint, daß er als Pathe Heinrich's III. und Katharina's von Medici in das innere Getriebe der Parteien besonders tiefe Blicke gethan haben müsse. Er wird ferner die keineswegs authentischen, oft sehr ungenauen Nachrichten in den Memoiren von Tavannes[22]), die Anekdoten eines Brantôme[23]), die Denkwürdigkeiten von Margarethe von Valois, von Montluc und selbst von Sully nur mit Vorsicht gebrauchen; den späten Mezeray und den noch späteren Anquetil wird er nicht mehr, wie das vielfach geschehen ist, heranziehen mögen. Auch auf de Thou werden wir uns nicht berufen. Dieser Geschichtschreiber ist hier nicht selbst Quelle; alle Quellen, die er benutzte, liegen auch uns vor und noch andere dazu. Abgesehen hiervon, ist es bei katholischen Schriftstellern Sitte geworden, sein Zeugniß als parteiisch zu verwerfen; er, der doch nicht Protestant war, soll zu Gunsten der Protestanten die Thatsachen entstellt haben. Das Zurückgehen auf die Quellen aber rechtfertigt ihn glänzend gegen diesen Vorwurf und schützt uns zugleich vor der Gefahr, da, wo er im Einzelnen, wie das auch dem Besten begegnet, geirrt hat, mit ihm zu irren.

Ob der Friede von St.-Germain von Seiten des Hofes ehrlich gemeint war? diese Frage werden wir uns,

indem wir nun auf die Sache selbst eingehen, vor allen übrigen zu beantworten haben. Verhören wir über die Beweggründe jenes Friedens die Gleichzeitigen und Nahestehenden, so verweist uns Tavannes auf den übeln Zustand und die Verluste der kleinen Heere im letzten Feldzuge, auf die Eifersucht des Königs auf seines Bruders Anjou kriegerische Lorbeeren und auf schlimme Berather, die sein Vertrauen gewannen[24]); nach Brantôme hätte, was dem Angeführten zum Theil widerspricht, Tavannes selbst zum Frieden gerathen, um nicht länger das bereits sich abwendende Kriegsglück Anjou's auf gefährliche Proben zu stellen[25]); Capilupi meint, daß der König zu einer Zeit, wo die bisherige Unterstützung Roms und Spaniens wegen eines von diesen Mächten bereits beabsichtigten Türkenkrieges auszubleiben drohte, sich außer Stand geglaubt habe, den Krieg gegen die von England und den deutschen Protestanten unterstützten Hugenotten allein fortzusetzen[26]); Serranus endlich führt an, daß die Rücksicht auf die gewünschte Vermählung Karl's IX. mit der östreichischen Prinzessin Elisabeth den Abschluß des Friedens wesentlich beschleunigt habe.[27]) Sonst finden wir noch öfter auf die Entkräftung der Parteien, auf den Geldmangel und das Bedürfniß der Ruhe hingewiesen.[28]).

Es ist wahr, dieses Alles durfte einen augenblicklichen Frieden wünschen lassen, und dabei konnte dennoch der arglistige Plan einer bequemern Vernichtung der Protestanten durch einen Handstreich im Hinterhalte sein; auch trennen Brantôme und Capilupi einen solchen durchaus nicht von den von ihnen angeführten Beweggründen. Die gute oder schlimme Meinung des Hofes wird sich

so wenig durch die Zeugnisse der Schriftsteller als durch den Nachweis nöthigender Umstände ermitteln lassen. Wol aber wird eine Prüfung der Stellung Frankreichs zum Papste und zu Spanien bei und nach dem Abschlusse des Friedens Licht schaffen müssen. Der Papst war der Urheber und eifrigste Beförderer des Krieges gewesen, er hatte ihm die Bestimmung eines Vernichtungskampfes gegen den Protestantismus gegeben, seinen Soldaten alle Begnadigung Ueberwundener verboten; Spanien hatte als Bedingung seiner Hülfe jeden Frieden ausgeschlossen, und in demselben Sinne hatte der französische Hof sein Septemberedict gegeben, Protestanten an den Galgen hängen, ihre Güter einziehen und ihre Bethäuser schleifen lassen. Welche Umänderung durch den gegenwärtigen Frieden! Die Strafgesetze sind aufgehoben, die Protestanten in ihre bürgerlichen Rechte wiedereingesetzt, in ihrer Religionsfreiheit mehr als jemals begünstigt. War der Friede bei der Verzweiflung an einem vollständigen Kriegserfolge nur die Vorbereitung zu einem desto zermalmenderen Schlage gegen die Verfolgten, so ist es undenkbar, daß er ohne Verständigung mit Spanien und dem Papste geschlossen wurde, — wie man denn in England eine Zeit lang an diese Verständigung auch wirklich glaubte[29]); war er es dagegen nicht, sondern ehrlich gemeint, so mußte er nothwendig zu einem Bruche mit beiden Mächten führen, so hing er mit einer Aenderung des gesammten politischen Systems zusammen.

Und in der That finden wir diesen Bruch, diese Aenderung des Systems so wohl beglaubigt, daß die vielbeliebte Annahme einer langen und fein berechneten Ver-

stellung in Nichts zerfallen muß. Es war ganz einfach das System der sogenannten Politiker oder des Tiers-parti, das, durch Montmorency, Damville, Cossé, Biron und andere Große vertreten, auf eine Zeit lang in Frankreich zur Herrschaft kam und den König auf besserer Bahn leitete; von diesem System ging der Friede aus, und als es um persönlicher Interessen willen, ohne lange Vorbereitung, durch Ueberrumpelung des Königs gestürzt ward, wurde ganz im Schoose des französischen Hofes, ohne Vorwissen und unmittelbares Mitwirken irgend einer auswärtigen Macht, das Ungeheuer der Bartholomäusnacht erzeugt.

Wer als guter Katholik zugleich guter Franzose war, konnte nur mit Kummer ansehen, wie Philipp II. seit dem Frieden von Cateau-Cambrésis seinen Einfluß misbrauchte. In Frankreich hatte die Reformation große Verbreitung und Sympathien bis zu den höchsten Kreisen hinauf gefunden, mächtiger, als daß sie durch irgend eine äußere Gewalt zu unterdrücken gewesen wären. Dennoch verlangte Philipp die Unterdrückung; jedem Edicte zu Gunsten der Protestanten, jedem Vergleiche, jedem Frieden trat sein Gesandter entgegen, überall hatte er seine Zuträger, überall suchte er zu entzweien. Die Minderjährigkeit des Königs, der Kampf um die Herrschaft zwischen der Königin Mutter, den Bourbons und den Guisen, die Bestechlichkeit vieler Höflinge erleichterten dieses Spiel. Der erste Religionskrieg wäre schwerlich zum Ausbruche gekommen, hätte Spanien nicht den charakterlosen Anton von Navarra durch trügerische Verheißungen zum Triumvirate hinübergelockt; ja dieser Krieg hätte noch damals, als die Parteien bereits schlagfertig

einander gegenüberstanden, erstickt werden können, wären nicht Katharina's wohlgemeinte Vermittelungsversuche durch die Drohung Philipp's durchschnitten worden, daß er jedes Zugeständniß der Religionsfreiheit mit Krieg rächen würde. Frankreich sah drei Religionskriege in seinem Schoose wüthen, seine schönen Provinzen von deutschen, italienischen, spanischen, schweizerischen und englischen Miethstruppen heimgesucht, seine Schulden in stetem Wachsen, seinen Rechtszustand zerrüttet, seine besten Kräfte getheilt, seine Politik im Dienste fremder Interessen, die Hugenotten aber durch keinen Schlag entmuthigt, zu jedem fernern Widerstande fähig und entschlossen. Mit demselben Philipp aber, der diesen Zustand unterhielt, hatte Frankreich noch von alter und neuer Zeit her abzurechnen; die Demüthigung im Frieden von Cateau-Cambresis, die Ansprüche auf flandrische Städte waren keineswegs vergessen. Jetzt, wo Philipp durch unerhörten Druck die Niederländer sich entfremdet hatte und nach Alba's Schlächtereien lediglich der dumpfe Schrecken die Kräfte gefesselt hielt, die nur einen Anstoß von außen erwarteten, um frei zu werden, war, wenn jemals, die Auffoderung erschienen, diesem Zustand ein Ende zu machen. Was konnte näher liegen, als auf einer billigen und sichern Rechtsgrundlage die Religionsparteien zu versöhnen, die Versöhnung durch Familienverbindungen zu stützen, sich des spanischen Einflusses zu entledigen, Bundesgenossen, die gleiches Interesse hatten, aufzusuchen, durch Unterstützung der Niederländer nicht nur dem Ruhestörer in *seinem* Gebiete volle Beschäftigung zu geben, sondern auch die eigenen bösen Säfte nach außen abzuleiten und mit diesem Allem noch eine schöne

Provinz zu gewinnen? Dies Alles hat der Tiers-parti gewollt. Waren es doch nicht Hugenotten, sondern Katholiken, die, nach Corero's Bericht, gleich bei der ersten Schilderhebung der Niederländer bei Katharina das Wort für diese führten. „Ein kluger Fürst" — so hatten sie ihr vorgestellt — „nimmt die Gelegenheiten, wenn das Glück sie ihm darbietet. Bei Euch steht es, Flandern, dieses natürliche Glied Frankreichs, zu erwerben, ohne auch nur einen einzigen Tropfen Blut zu vergießen; Ihr braucht nur auszusprechen, daß diese Bevölkerung hinfort in Gewissensfreiheit leben solle, wie Ihr sie Euern eignen Unterthanen verwilligt habt."[30]) Diese Auffoderung hatte damals bei der Königin taube Ohren gefunden, weil andere Einflüsse herrschten. Der dritte Religionskrieg brach aus und stürzte das Haupt des Tiers-parti, den Kanzler L'Hospital, der ihn abgerathen hatte. Die Absichten des Tiers-parti waren dadurch vertagt, nicht aufgegeben worden. An der Spitze der Partei stand jetzt zur Zeit des Friedensschlusses der Marschall von Montmorency. Coligny, das Haupt der Hugenotten, dem selbst entschiedene Gegner bezeugen, daß er nichts wollte als Religionsfreiheit, zum Bürgerkrieg aber, den er verabscheute, nur nothgedrungen griff[31]), begegnete dem Marschall in diesen Ansichten. Die Aufgabe war weder leicht noch bald zu lösen; aber dennoch ist, was im Laufe von zwei Jahren in Frankreich Bedeutendes geschah, von Montmorency und seinen Freunden theils ausgeführt, theils angeregt und gefördert worden; keine Schwierigkeit schreckte von der steten Verfolgung des Zieles ab, und als die Katastrophe der Bartholomäusnacht hereinbrach, war Frankreich allerdings

durch diese Bemühungen schon weit auf der Bahn des innern Friedens und der durch diesen bedingten nationalen Selbständigkeit vorangeschritten.

Franz von Montmorency, der älteste Sohn des alten Connetable Anne von Montmorency, theilte die Tapferkeit, aber nicht den Fanatismus seines Vaters, dem die Wuth, mit welcher er im ersten Kriege die reformirten Betsäle zerstörte, den Spottnamen Capitaine Brûle-bancs zugezogen hatte. Seine Rechtgläubigkeit ist nicht bezweifelt worden; vor seiner Rechtlichkeit und Amtstreue galt kein Ansehen der Person, noch der Partei: als Statthalter von Isle-de-France wehrte er mit den Waffen in der Hand so gut dem bewaffneten Einzuge des prunksüchtigen Cardinals von Lothringen, als dem des Prinzen Condé. Im Felde focht er gegen die Hugenotten, im Cabinete sprach er für ihre Duldung, im Frieden strafte er mit Strenge die an ihnen verübte Mishandlung. Weil er Frankreich einig und stark wollte, war er ein Feind der Guisen und Spaniens; unter allen seinen Gegnern in Frankreich hatte ihn Philipp — so versicherte diesem sein eigener Gesandter[32]) — als den bedeutendsten zu betrachten. Als naher Verwandter der drei Châtillons sah er sich in der geeignetsten Stellung eines Vermittlers. Ihm stand zur Seite sein Bruder Heinrich, Marschall von Damville, noch tapferer vielleicht, aber geistig weniger hoch stehend, später unter Heinrich III. das beharrliche Haupt der Politiker und nach dessen Tod der treueste Kämpfer für Heinrich IV., der ihn dafür auch mit dem Schwerte des Connetable belohnte. Auch er hielt fest an dem Glauben seiner Väter und ließ sich in Kapuzinertracht beerdigen.[33]) Ein

jüngerer Bruder, Wilhelm, Herr von Thoré, war gleichfalls durch kriegerische Thaten ausgezeichnet.

Schon im Laufe des Krieges hatten diese Brüder Montmorency ihren gemäßigten Grundsätzen Geltung zu schaffen gesucht. Daß nicht nach dem Siege von Montcontour entschiedenere Maßregeln im Kriegsrathe durchgingen, schreibt Tavannes großentheils auf Rechnung der Montmorency, „die weder den Sieg des Admirals, noch den Untergang desselben wünschten". Der Friedensschluß selbst aber war hauptsächlich des Marschalls Werk, dessen Einfluß von da an mächtig hervortrat, ein Umstand, auf welchen der englische Gesandte Walsingham wesentlich seine Hoffnung für die Dauerhaftigkeit des Friedens baute. „Montmorency", — schreibt er an den Grafen Leicester am 29. Aug. 1570 — „der am meisten dazu beigetragen hat, den Frieden zu Stande zu bringen, befestigt sich immer mehr in der Gunst."[34])

Unter dem Einflusse des Tiers-parti also wurde der Friede von St.-Germain abgeschlossen, und zwar, was als weiteres Zeugniß für die Aufrichtigkeit desselben gelten muß, unter dem entschiedensten Widerspruche Spaniens und des Papstes. Spanien hatte kein Mittel unversucht gelassen, um die Unterhandlungen zum Scheitern zu bringen[35]); nach dem Abschlusse erklärte Alba die Christenheit in Gefahr[36]); der spanische Gesandte zu London fand es nöthig, dort laufender Gerüchte wegen über mögliche Gefahren für die Niederlande Aufklärung zu begehren. Der Papst aber, der nach der Schlacht von Jarnac die vollständige Vertilgung der Ketzer (ad internecionem usque) eingeschärft und den göttlichen Beistand dazu verheißen hatte, war sogleich ge-

gen den ersten Versuch einer Friedensvermittelung eifernd aufgetreten; er hatte den König aufgefodert, „die Ueberreste des innern Krieges zu vernichten, durch die Gewalt gerechter Waffen seine eigenen Beleidigungen und die des allmächtigen Gottes zu rächen, für sich selbst aber und seine Nachfolger das durch die verbrecherische Verschwörung abscheulicher Bösewichter zerrissene Königreich wiederherzustellen und zu befestigen.“[37]) Als dies nicht half, hatte er zu Drohungen gegriffen. „Sollte es Leute geben“ — schrieb er am 23. April — „die anders denken und Eure Majestät zu ihrer Meinung hinüberziehen möchten, so glaubet mir, sie betrügen entweder sich selbst, oder sie betrügen, durch den Geist der Schmeichelei bestochen, Eure Majestät. Mögen sie immer den falschen Vorwand des allgemeinen Besten vorbringen: sie vergessen zu gleicher Zeit die katholische Religion und den Ruhm Eurer Majestät; sie ehren weder Eure Majestät, noch Gott. Sie sollten doch bedenken, daß durch einen Friedensschluß Eure Majestät Ihren ergrimmtesten Feinden erlauben würde, aus ihren Räuberhöhlen bis mitten in den Königspalast vorzudringen, daß daraus nothwendig tausend Gefahren und Fallen aller Art hervorgehen müßten und daß, gesetzt auch, die Ketzer hätten den Willen nicht, Euch einen Hinterhalt zu legen (was wir doch sicherlich nicht anzunehmen haben), Gott selbst durch ein gerechtes Gericht seiner göttlichen Gerechtigkeit ihnen den Gedanken dazu eingeben würde, um auf diesem Wege Euch zu züchtigen wegen der um des persönlichen Vortheils willen vernachlässigten Religion. Es ist allzu klar, als daß es einer Nachweisung durch Beispiele bedürfte, wie schrecklich es ist, zu fallen in die Hände des le-

bendigen Gottes, der durch Kriege nicht nur züchtigt und die Sitten der verdorbenen Menschen reinigt, sondern auch Staaten um der Sünden der Könige willen vernichtet und sie ihren alten Herren nimmt, um sie neuen Herren zu unterwerfen.“[38]) Diese Sprache war deutlich genug, um verstanden zu werden, obgleich noch nicht ganz so gefährlich, als später zu den Zeiten der Ligue. Noch beschwor der Papst in einem Schreiben vom 14. August den Cardinal von Lothringen, dessen Rath und Weisheit, wie er sich ausdrückte, das Reich lenkten, sein ganzes Ansehen aufzubieten, um den der Kirche drohenden Schlag abzuwenden.[39]) Zu spät: der Cardinal lenkte die Angelegenheiten Frankreichs vorerst nicht mehr, und der Friede war bereits seit sechs Tagen unterzeichnet. Alles, was der Hof dem Papste deshalb schuldig zu sein glaubte, war eine kahle Entschuldigung mit der Nothwendigkeit des Geschehenen und allgemeine Versicherungen der Ergebenheit gegen den Heiligen Stuhl, und als des Papstes Vorwürfe dringender wurden, ließ man ihm sagen, der König sei großjährig und könne thun, was ihm gutdünke. An die Cardinäle von Bourbon und von Lothringen aber schrieb Pius jetzt Briefe voll Klagen und Jammer, nannte den geschlossenen Frieden einen schmachvollen, in welchem die besiegten Ketzer dem König abscheuliche, infame, dem katholischen Glauben verderbliche Gesetze aufgelegt, und verpflichtete die beiden Prälaten nebst Allen, die es redlich meinten, zu schonungslosem Kampfe gegen die Feinde des Herrn.[40])

Wer diese letzten Auffoderungen mit den nach zwei Jahren durchgemachten Bartholomäusgräueln in einen

ursächlichen Zusammenhang bringen wollte, würde fehlgehen. Der Cardinal von Bourbon ist niemals einer Betheiligung an jenen Ereignissen beschuldigt worden; an des Cardinals von Lothringen feindlicher Gesinnung gegen die Protestanten haben wir zwar keineswegs zu zweifeln, auch sehen wir ihn fortwährend unter ihren Gegnern, aber ebenso gewiß ist es, daß er vorerst wenig zu sagen hatte, und daß diejenigen Maßregeln sämmtlich, die man bisher als listige Vorbereitungen zu dem großen Schlage zu betrachten pflegte, in ihm nicht ihren Urheber und Beförderer, sondern vielmehr einen eifrigen Gegner hatten, — ein Umstand, der an sich schon geneigt machen sollte, dieselben in ganz anderer Weise aufzufassen.

So war die Stellung des Hofes zu den beiden Mächten, die seine Bundesgenossen gewesen waren, durch den Frieden eine andere geworden, und damit zugleich auch die Stellung der Parteien am Hofe unter einander selbst. „Montmorency" — schreibt Walsingham am 29. August — „ist gegenwärtig der Allesvermögende am Hofe, und man hat ihm das Gouvernement von Paris zurückgegeben."[41]) Gleichzeitig berichtet Walsingham von der persönlichen Neigung des Königs zum Frieden, die nicht erst von heute sei, sowie von seinem, mit dem Kriege unverträglichen Hange zum Vergnügen und von seiner Abneigung gegen die Guisen, die den letzten Krieg hauptsächlich entzündet. An d'Humières, den Gouverneur von Peronne, der immer ein vertrauter Diener gewesen war, schrieb Karl im nächsten Winter, daß er jetzt, nach wiedergekehrter Ruhe, gesonnen sei, zur Ermöglichung von Ersparnissen den Stand seiner Truppen zu vermindern,

und es war wol mehr als eine bloße Redensart, wenn er hierbei den gegenwärtigen Friedenszustand mit Dank als ein Geschenk Gottes pries.[42])

Aber kam denn auf des Königs persönliche Meinung so viel an? Man hat sich gewöhnt, ihn selbst gegen seine Mutter, seinen Bruder Anjou und die Guisen fast gar nicht in Rechnung zu bringen. Man irrt aber, wenn dies auf diejenige Zeit, von welcher wir hier zu reden haben, so ohne Weiteres bezogen werden soll. Karl hatte damals sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt und begann jetzt nicht nur in Worten, sondern auch vielfach in seinem Benehmen den Entschluß einer eifersüchtigen Wahrung seiner königlichen Selbständigkeit zu zeigen. Zwar blieb er immer ein Schwächling von verkommenem Charakter, wahrer Selbständigkeit unfähig und einer Leitung von außen stets bedürftig; aber gegen seine Neigung ließ er nicht mehr, wie noch beim Beginne des letzten Krieges schmählich geschehen war, über sich verfügen. Wer ihn ferner leiten wollte, mußte seine Sympathien zu treffen oder seine Leidenschaften zu erregen wissen, und vorerst verhieß ihm das friedliche System der Montmorency weit mehr, was er so sehr wünschte, Ruhe und Muße zu seinen geräuschvollen Zerstreuungen.

Karl hatte bald, da die Reste des Verfolgungseifers noch an verschiedenen Orten bei Priestern und Volk fortglimmten, Gelegenheit, seinen aufrichtigen Willen zu bethätigen. So schaffte er zu Orange Ruhe[43]), so ließ er durch Montmorency zu Rouen die Mordbanden bestrafen.[44]) Zu La Rochelle ließ er im Januar 1571 durch den Marschall von Cossé mit Johanna von Navarra, Coligny und den übrigen Häuptern verhandeln,

um Zweifelhaftes in der Fassung des Friedensedicts aufzuklären und Anstände in der Ausführung der einzelnen Artikel zu erledigen.[45]) Karl half überall, wo er die Beschwerden gegründet fand; ungegründete Klagen wies er wenigstens mit Freundlichkeit zurück. Mit seiner Genehmigung hielten die Protestanten im nächsten Frühling eine Synode zu La Rochelle, wo unter Beza's Vorsitz über die Mittel einer engern Verknüpfung ihrer Gemeinden, über Gegenstände der Lehre und der Kirchenzucht verhandelt ward.[46]) In der Besetzung der Aemter wollte er keinen Unterschied der Religionen gemacht sehen. Nach Lothringen, wo der Einfluß der Guisen den Protestanten fortwährend hinderlich war, ließ er den ausdrücklichen Befehl ergehen, ohne Rücksicht auf die Confession nur solche Personen anzustellen, die am besten befähigt und am friedfertigsten und ordnungsliebendsten seien.[47]) Mit Stolz nannte Karl den Frieden von St.-Germain seinen und keines andern Menschen Frieden[48]); oft betheuerte er mit seinen gewohnten Flüchen, er glaube jetzt nicht mehr, was man ihm habe aufbinden wollen, daß die Hugenotten ihm nach dem Leben strebten; er halte sie im Gegentheil für gute Unterthanen. Karl's Benehmen entging darum auch dem Argwohn der strengern Katholiken nicht; daß er seinen festlichen Einzug mit der jungen Königin zu Paris gerade während der Fasten hielt, wurde ihm als eine Hinneigung zur protestantischen Freiheit gedeutet.

Dem König gegenüber verbarg der Herzog von Anjou, sein Bruder, das Misvergnügen, das ihn erfüllte, durchaus nicht.[49]) War er doch mit den unverdienten Lorbern von Jarnac und Montcontour, wo der alte

Tavannes seine Fehler in Siege hatte verwandeln müssen, geschmückt und bezog überdies unter dem Namen eines Patrons der Kirche vom französischen Klerus eine Pension von 200,000 Franken. Wie konnte er das Glück der besiegten Hugenotten freundlich ansehen? Er war abstoßend gegen sie und gerieth deshalb auch mit dem König in Zwiespalt. „Wen der König liebte", — sagt eine gleichzeitige Schrift — „der schien von Monsieur gehaßt; wer bei Monsieur in Gunst stand, der war allem Anschein nach beim König nicht gern gesehen." [50]) Diejenigen, welche an der Verstellungstheorie haften, nehmen auch dieses Verhältniß für ein abgekartetes Spiel [51]), und es erhält dann doch wenigstens Anjou, dieser widerlichste Charakter unter den Valois, der sich später in einem angstvollen Augenblicke selbst als einen Haupturheber der Bartholomäusnacht bekannt hat, eine Rolle zugewiesen, die seinem wahren Wesen entsprach und Verstellung eigentlich nicht nöthig machte.

Die Königin Mutter aber, die nirgends das Böse oder Gewaltsame that, wo nicht Noth oder Vortheil gebot, fand ihren Vortheil darin, dem Systeme des Königs sich anzuschließen, womit ihre persönliche Geltung vorerst vollkommen bestehen konnte; sie gab gute Worte nach allen Seiten, suchte die Formen zu wahren und war glatt gegen Jedermann, auch gegen Philipp, gegen den sie sich im Innersten verstimmt fühlte und den sie betrügen half.

Durch die Entfremdung der französischen Politik von Spanien schien ein möglichst enger Anschluß an England von selbst geboten. Zu diesem Ende wurde, als kaum der Friede von St.-Germain geschlossen war, die

Verheirathung Elisabeth's mit dem Herzog von Anjou in Vorschlag gebracht.[52]) Zwei ebenso eifrige als einflußreiche Hugenotten waren es, die ganz im Stillen die erste Anregung hierzu gaben, nämlich der ehemalige Cardinal Odet von Chatillon, Coligny's Bruder, und der Vidame von Chartres.[53]) Beide verweilten damals zur Betreibung der hugenottischen Angelegenheiten zu London und hatten noch kurz zuvor den Versuch gemacht, der Königin Elisabeth den Prinzen Heinrich von Navarra zum Gemahle zu empfehlen.[54]) Als Katharina Chatillon's geheime, die Hoffnung eines guten Erfolgs verheißende Winke empfing, ergriff sie zwar lebhaft diesen Gedanken, wie überall, wo es galt, einem ihrer Kinder eine Krone zu erwerben; aber sie mistraute doch etwas den Launen der eheschеuen Elisabeth, die noch eben erst nach langen Verhandlungen den östreichischen Erzherzog Karl, wie Andere vor ihm, erfolglos hatte abziehen lassen. Doch erhielt La Mothe Fénélon, ihr Gesandter zu London, bald den Auftrag, mit aller Vorsicht und unabhängig von Chatillon die Sache in die Hand zu nehmen; den Cardinal von Chatillon ließ man daneben ebenfalls gewähren, und er arbeitete dem Gesandten eifrig vor.[55]) Als Fénélon sich der Mitwirkung Leicester's versichert und dieser der Königin Andeutungen gemacht hatte, die nicht geradezu abgewiesen wurden, gab ein Gastmahl Gelegenheit, einander schon etwas näher zu kommen. Elisabeth warf gegen Fénélon hin, daß sie ihrer Unterthanen wegen an's Heirathen denke, um Kinder zu haben und das Land zu beruhigen. Fénélon ergriff den Anlaß, halb scherzweise auf Anjou hinzuweisen; in Jahresfrist könne sie Mutter eines schönen

Jungen sein. Diese Anspielung ward beifällig von Elisabeth aufgenommen.[56]) Die Depesche, welche diesen vorläufigen Erfolg nach Paris meldete, kreuzte sich unterwegs mit einem verzweiflungsvollen eigenhändigen Schreiben der Königin Mutter. Anjou hatte zu ihrem großen Verdrusse soeben die Erklärung abgegeben, daß er niemals zu einer Heirath mit Elisabeth sich verstehen würde, weil eine solche Verbindung ihm seine Ehre, sein ganzes bisher errungenes Ansehen kosten müßte. Sie foderte den Gesandten zu aller Vorsicht auf, damit nicht Elisabeth, durch Zurücksetzung beleidigt, Krieg anfinge; sie beklagte zugleich, daß durch Anjou's wahrscheinlich unbesieglichen Eigensinn die englische Krone ihrer Familie entgehen würde, und wies Fénélon an, statt Anjou's ihren jüngsten Sohn, den sechszehnjährigen Herzog von Alençon, in geschickter Weise anzuempfehlen.[57]) Ehe Fénélon hiernach handeln konnte, sprach Elisabeth auch im Staatsrathe ihre Geneigtheit aus, Anjou zum Gemahl zu nehmen; es wurden sofort Stimmen für und wider laut.[58]) Man hat bezweifelt, ob sie selbst es ernstlich meinte. Diesmal gewiß. Eine Vermählung war zur politischen Nothwendigkeit für sie geworden; sie brauchte einen Leibeserben, um ihn zwischen sich und Marie Stuart, ihre Gefangene, die damals zugleich die nächste Thronerbin war, zu stellen. Das erkannten die Minister, und alle Launen der jungfräulichen Königin mußten sich den Gründen Leicester's und Burghley's fügen.[59]) Wollte sie aber überhaupt eine Vermählung, so wollte sie auch ganz gewiß die mit Anjou; denn es war keine Zeit zu verlieren.

Was aber hielt Anjou ab, auf eine Heirath einzu-

gehen, die der Ehrgeiz der Mutter nicht weniger wünschte, als die Staatsrücksicht des Königs[60]), der überdies den lästigen Bruder überall lieber sah als in seiner Umgebung? Wol mochten ihn die alternden Reize der achtunddreißigjährigen Elisabeth nicht locken; aber dieser Grund dürfte ebenso wenig ausreichen, als die angebliche Besorgniß vor der Befleckung seiner Ehre. Der Grund lag ohne Zweifel tiefer. Hinter Anjou standen der Papst, Spanien und die Guisen.

Die Vorbereitungen zu den Heirathsverhandlungen zwischen Anjou und Elisabeth waren nämlich trotz aller Heimlichkeit unter den Diplomaten ruchbar geworden[61]); Alba fürchtete sogar schon einen Angriff Anjou's auf den französisch redenden Theil Flanderns, der diesem Prinzen als Zuwachs zu seiner Apanage bestimmt sein sollte.[62]) Alsbald wurde von Seiten Spaniens im Einverständnisse mit dem Papste und den Guisen ein Einfall in Irland beschlossen, dessen aufständische Bevölkerung durch einen gewissen Stukeley den König Philipp eingeladen hatte, Besitz von dieser Insel zu nehmen. Spanisches Geld ging einstweilen den irischen Rebellen zu. Der Nuntius zu Paris bemühte sich, hinter des Königs Rücken Anjou in dieses Unternehmen hineinzuziehen; er versprach ihm eine Geldhülfe von 100,000 Kronen. Es ist vollkommen glaublich, was Walsingham zu Paris als Gerücht vernahm, daß Anjou vom Papste zugleich zum Gemahle der zu befreienden Maria Stuart ausersehen war. Ja, man schmeichelte dem Ehrgeizigen mit der Hoffnung auf die Oberführung in dem Kriegszuge, den damals Spanien und der Papst gegen die Türken betrieben und in welchem noch in demselben Jahre Don Juan d'Austria

den glänzenden Sieg von Lepanto erfocht. Gleichzeitig ließ Philipp dem König Karl ein bewaffnetes Einschreiten zu Gunsten Maria's als Ehrensache hinstellen, und der Florentiner Ridolfi, des Papstes geheimer Agent zu London, lag Fénélon an, eine Vereinigung der spanischen und französischen Waffen für diesen Zweck zu empfehlen. Auch erschien der Erzbischof von Glasgow, der Maria's Sache zu Paris betrieb, um sich über Karl's Lauheit gegen das Schicksal seiner Schwägerin zu beklagen.[63])

Diese Verhältnisse machen Anjou's Weigerung bei den Aussichten, die sich ihm öffneten, und bei der Stellung, die er nun einmal in der katholischen Welt angenommen hatte, vollkommen erklärlich. Der Hof aber war, abgesehen von allem Uebrigen, um so weniger geneigt, sich durch spanische und päpstliche Aufreizungen in einen Krieg mit England verwickeln zu lassen, als Karl IX. und seine Mutter sich gerade um jene Zeit gegen Philipp aufs äußerste verstimmt fühlten.

Gegen Ende des Jahres 1570 war Karl zum zweiten male Philipp's Schwager geworden, indem Beide fast gleichzeitig sich mit zwei Töchtern des Kaisers Maximilian, Elisabeth und Anna, vermählten.[64]) Das durch den Friedensschluß von St.-Germain getrübte Verhältniß beider Schwäger wurde hierdurch nicht heller. Zwar beglückwünschten sie einander deshalb durch Gesandtschaften; aber Malicorne, der zu diesem Zwecke nach Madrid gegangen war, wurde kalt und abstoßend empfangen und brachte außerdem unangenehme Nachrichten zurück. „Um die Unzufriedenheit zu vergrößern“, — schreibt Walsingham in einer Depesche vom 28. Januar 1571 — „hat

der König von Portugal, dem die Schwester des Königs (Margarethe von Valois) zur Gemahlin angeboten war, durch Malicorne antworten lassen, daß sie Beide noch zu jung seien, und daß man in spätern Jahren wieder einmal mit mehr Angemessenheit über diesen Gegenstand reden könne. Diese höhnische Antwort ist hier sehr übelgenommen worden, und man glaubt, daß sie nicht ohne den Rath Spaniens gegeben worden ist. Niemand ist darüber mehr ergrimmt als die Königin Mutter, die sich in Anbetracht der Freundschaft, die sie noch ganz neuerlich für Spanien bezeugt hat, nicht wenig beleidigt glaubt."[65]) Hiermit stimmt überein, was Margarethe selbst in ihren Memoiren hierüber sagt: „Unterdessen brach der König von Spanien, der nicht will, daß die Seinigen sich außerhalb seines Hauses verbinden, die Heirathssache des Königs von Portugal ab und man sprach nicht weiter davon."[66]) Gerade aber Philipp war es gewesen, der vor beinahe zwei Jahren diese Heirathssache eingeleitet und in die Hand genommen, dann aber durch dazwischengeworfene Schwierigkeiten alles Weiterrücken gehemmt hatte.[67]) Das gegenwärtige Abbrechen war um so beleidigender, da man nicht einmal einen scheinbaren Vorwand in die Antwort legte; denn Sebastian stand damals im siebzehnten Jahre, Margarethe im neunzehnten. Auch hat Katharina diese Beleidigung niemals verziehen. Während sie sonst bei ihren heimlichen Intriguen gegen Spanien das Aeußere stets zu wahren suchte, konnte sie hier bei einer spätern Gelegenheit sich nicht enthalten, die erlittene Kränkung durch eine Bitterkeit zu erwidern. Als nämlich die Vermählung Margarethens mit Navarra im folgenden Jahre

schon nahe am Abschlusse stand, suchten Spanien und der Papst dieselbe durch eine nochmalige Dazwischenschiebung Sebastian's zu vereiteln. Diesmal nun spielte Katharina die Stolze. Erst gab sie auf Philipp's Schreiben deshalb gar keine Antwort und entschuldigte dies dann mit der beißenden Erklärung, daß sie gedacht habe, Philipp werde sich ja wol noch der einst von ihm gegebenen, in ihrem Archive aufbewahrten Antwort erinnern, daß der König von Portugal sich vor zehn Jahren nicht verheirathen könne.[68])

Was konnte Philipp dabei haben, indem er Sebastian ledig zu erhalten suchte? Ohne Zweifel beabsichtigte er schon damals, wie sie ihm in der Folge auch wirklich wurde, die Erwerbung Portugals durch das Aussterben des dortigen Regentenhauses.

Abgesehen von der erfahrenen Kränkung, traute der französische Hof auch dem Bunde nicht, der damals zwischen dem Papste und Philipp gegen die Türken betrieben wurde; es verlautete, daß nach den Türken die Ketzer an die Reihe kommen würden, und Frankreich hätte dann wieder einen Bürgerkrieg gehabt. Es ist eine durch Walsingham bezeugte Thatsache, daß Karl schon im Anfang 1571 an die Nothwendigkeit gedacht hat, wenn die Sache weiter käme, sich an England und die deutschen Protestanten, deren Gesandtschaft soeben mit den Glückwünschen zur Vermählung auch Auffoderungen zum Beharren auf dem Wege der Religionsduldung überbracht hatte, anzulehnen.[69]) An demselben Tage, wo Walsingham über das Scheitern der portugiesischen Heirath berichtete, schrieb er über diese andere Angelegenheit an den Minister Cecil Folgendes: „Der Papst,

der König von Spanien und die übrigen Verbündeten haben Verdacht, daß eine Heirath zwischen der Königin, meiner Herrin, und Monsieur (Anjou) im Werke sei, und bieten deshalb alle Mittel auf, um diesem Prinzen abzurathen und ihn zurückzuhalten. Sie bieten ihm an, Haupt und Oberbefehlshaber der Ligue gegen die Türken zu werden, eines Unternehmens, an welches man seit langer Zeit gedacht hat und welches man jetzt wieder aufnimmt. Man glaubt, daß es mit dieser Ligue auf alle Diejenigen abgesehen sei, die sie als Türken betrachten, und sollten dieselben auch bessere Christen sein als sie selbst. Man ist der Meinung, daß der Cardinal von Lothringen sich lediglich zu diesem Zwecke von Rheims hierher begeben habe. — Der König, der, wie man vor kurzem dem Herrn . . . (ein Name in Ziffern) versichert hat, sehr unzufrieden darüber scheint, hat in folgender Weise gesprochen: Wenn es mit der Sache weiter kommt, so muß man eine Gegenligue machen. Ich sehe — hat er gesagt —, daß die Deutschen gute Gesinnung für mich hegen, und was die Königin von England betrifft, so weiß ich, daß sie hinreichenden Grund hat, diese Ligue so wenig zu billigen als ich, und ich darf darum voraussetzen, daß sie sich gerne mit mir verbinden wird.“[70]) Walsingham berichtet dann weiter, wie Karl beschlossen habe, durch einen Abgesandten Verbindungen in Deutschland anzuknüpfen, und wie man bei ihm selbst unter der Hand nachgeforscht habe, ob wol Elisabeth geneigt sein werde, auf ein Bündniß mit Frankreich einzugehen.

Während so der Hof auf dem Wege war, neue, seinen frühern Beziehungen ganz entgegengesetzte Verbindungen anzuknüpfen, versuchten es die Guisen, Spanien

und der Papst, Frankreich durch ihre Künste in den alten Zauberkreis zurückzubannen, und Anjou's Weigerung gegen die englische Heirath fuhr störend zwischen die Plane Karl's und Katharina's. Es fragte sich, ob die Guisen mit Anjou am Hofe die Stärkern sein würden. Daß sie es nicht waren, zeigte sehr bald der Erfolg. Schon sechzehn Tage nach ihrem verzweiflungsvollen Briefe meldete Katharina, daß Anjou auf ihr Zureden sich zur vorgeschlagenen Heirath verstanden habe, und befahl dem Gesandten, dieselbe nun so geheim und schnell als möglich einzuleiten.[71]) Gleichzeitig ließ Katharina Walsingham rufen und machte ihn auf den spanischen Anschlag auf Irland aufmerksam[72]), von welchem sie durch Fénélon Kunde erhalten hatte. Der Erzbischof von Glasgow ward mit der Antwort abgefertigt, daß man die gefangene Maria Stuart zwar nicht vergessen werde, aber eigentlich schon mehr für sie gethan habe, als mit Frankreichs Lage verträglich sei.[73]) Bald nahm Elisabeth Gelegenheit, dankend gegen Fénélon zu rühmen, daß Anjou die von den Guisen, vom Nuntius und vom Erzbischof von Glasgow ihm gethanen Anträge wegen Irlands abgewiesen habe. Fénélon stellte sich unwissend, sie aber bejahte die Sache sehr bestimmt.[74])

Es bedurfte jetzt nur noch weniger vorbereitenden Schritte, um sich der gegenseitigen Stimmung zu versichern, wobei Leicester und der Hugenotte Teligny sich besonders thätig zeigten[75]), und unterm 24. März bereits sandte Elisabeth an Walsingham eine Instruction, infolge deren die förmlichen Unterhandlungen sogleich begannen.[76]) Wer die Correspondenzen der Gesandtschaften verfolgt, kann nicht verkennen, mit welchem Eifer Katharina, Karl, die

Minister diese Angelegenheit betrieben und wie sehr die Hugenotten selbst diese Verbindung wünschten. Hiermit bestand recht wohl, daß Frankreich, um seinen politischen Einfluß in Schottland nicht vernichtet zu sehen, die Partei Maria's daselbst unter der Hand unterstützte, während im Gegentheil Elisabeth für deren Sohn thätig war.[77]) Die Schwierigkeit aber lag in Anjou selbst. Nachdem er sich eine Zeit lang die Miene gegeben, in den seligen Hoffnungen eines Bräutigams zu schwärmen[78]), heftete er sich plötzlich wieder an einen Punkt, über welchen allerdings kein Hinauskommen war. Elisabeth nämlich, geleitet von religiösen und politischen Bedenken, wollte sich in keiner Weise dazu verstehen, dem künftigen Gemahle den katholischen Privatgottesdienst förmlich zu gestatten oder auch nur in einem geheimen Artikel ausdrücklich Nachsicht für denselben zuzusagen.[79]) Katharina suchte aus allen Kräften zu vermitteln, Heinrich bestand auf seinem Verlangen, Elisabeth beharrte auf ihrer Verweigerung, sodaß Katharina bereits im Julius wieder daran dachte, Alençon für den Bruder eintreten zu lassen.[80]) Indessen setzte sie ihre Bemühungen für und bei Anjou fort und hatte endlich im Herbste den Schmerz, alle ihre Bestrebungen an der Beharrlichkeit beider Theile scheitern zu sehen, ohne daß jedoch dadurch auch für diesmal förmlich abgebrochen worden wäre.[81])

Auch jetzt war die spanisch-päpstliche Partei nicht müßig geblieben. Ridolfi hatte alsbald bemerkt, daß von Paris aus der Anschlag auf Irland verrathen war, und benahm sich gegen Fénélon sehr zurückhaltend.[82]) Dann machte Alba den Versuch, durch Fiesco den öftreichischen Erzherzog Rudolf bei Elisabeth als Bewerber ein-

zuschieben.[83]) Etwas später meldete Walsingham, der Cardinal von Lothringen biete Alles auf, um Anjou abwendig zu machen; er verspreche sogar 400,000 Thaler vom Klerus, was der König ärgerlich zurückgewiesen habe.[84]) Dies war ganz um die Zeit, wo Anjou zum zweiten male seiner Mutter aufkündigte.

Was sich uns in dem Obigen aus den Papieren der Gesandtschaften über die Stellung der Personen und Parteien in der Heirathssache ergeben hat, findet im Wesentlichen seine Bestätigung durch den Bericht, welchen der strengkatholische Tavannes in seiner originellen Weise hierüber gibt. „Die Hugenotten“ — sagt er — „cabaliren am Hofe durch die Montmorency, machen den König scheu und eifersüchtig auf das Ansehen und die Ehre seines Bruders und schlagen ihm vor, ihn mittels der englischen Heirath aus Frankreich zu verbannen, da ein Königreich nicht zwei Könige dulden könne; Frankreich mit England vermählen, heiße die Hugenotten mit den Katholiken vermählen, um den Besitz der Welt zu theilen; in der That beabsichtigen sie ihre Feinde zu vertreiben und unter dem Namen eines Königs von England Anjou zum Gefangenen zu machen, wohl wissend, daß mit ihm keine Aussöhnung möglich ist, weil aus ihrer Schande seine Ehre aufgeht. . . . . . Das Alter, die Häßlichkeit und die Artikel der Königin von England, der Haß, der Argwohn der Hugenotten machen Anjou kalt, der durch einen Eilboten den Herrn von Tavannes herbeiholt, seinen Rath begehrt und erhält. Dieser fodert ihn auf, zu sehen auf seine vom Blute der Engländer und Hugenotten gefärbten Hände, auf den Empfang und die Beschimpfungen, welche König Philipp

als Gemahl der Königin Maria erfahren, auf die gewählten englischen Könige, die mehr Gefangene als Könige sind; er räth ihm, sich loszumachen, aber, um am Hofe bleiben zu können, ohne allen Riß, da er die Wuth und den Ehrgeiz des Bruders, sowie die Hinneigung der Königin und der Prinzessin (Margarethe) zur Vermählung mit Navarra wohl kannte...... Anjou, auf den Rath des Herrn von Tavannes, schneidet den Faden ab, fragt den König, ob er ihm die Heirath befehlen würde; er wisse wohl, daß er dort nicht vier Monate leben würde; er wolle lieber in Frankreich gar nichts sein und daselbst im Dienste des Königs sterben, als nach England gehen. Diese Antwort und die Vermittelung der Königin kühlte die Heirathssache ab. Tavannes machte einen Spaß daraus. Der Gesandte war der Bettgenosse seiner Königin.[85]) Tavannes sagte zum Herzog von Anjou: Mylord Robert (Leicester) will Euch seine Maitresse zur Frau geben; gebt Ihr ihm die Chateauneuf, die die Eurige ist, und Ihr gebt ihm den Federbusch zurück, den er Euch aufstecken will."[86])

Gleichzeitig mit der englischen Heirath wurde zur Befestigung der neuen Politik noch eine zweite Vermählung eingeleitet, die navarrische. Schon 1562 war des Königs Schwester, Margarethe von Valois, von ihrer Mutter für den jungen Heinrich von Bearn angeboten worden.[87]) Es war in jener kritischen Zeit, kurz vor dem wirklichen Ausbruche des ersten Bürgerkriegs, wo Katharina Alles darum gegeben hätte, durch Erwirkung günstigerer Bedingungen für die Protestanten den Frieden zu erhalten. Anton von Navarra aber, damals Generalstatthalter des Königreichs, war von Spanien mit

Versprechungen geködert und ging in seinem Verfolgungseifer gegen die Hugenotten fast noch weiter als die Triumvirn. Margarethe, als Verlobte seines Sohnes, sollte der Preis sein, der ihn milder stimmte. Auf Anton aber wirkten mächtigere Antriebe als ein weitaussehendes Verlöbniß zwischen Kindern; der Krieg brach aus und der Heirathsplan verschwand. Später nahm Philipp II. die Miene an, als wolle er eine Heirath zwischen Margarethe und Sebastian von Portugal vermitteln, zog die Sache in die Länge und brach sie dann, wie wir gesehen haben, mit beleidigendem Hohne ab. Der Bruch mit Portugal erfolgte im Januar 1571. „Wenige Tage darauf" — erzählt Margarethe selbst — „sprach man von einer Vermählung zwischen dem Prinzen von Navarra, der gegenwärtig unser tapferer und hochherziger König ist, und mir."[88]) Diejenigen aber, von welchen dieser Vorschlag zuerst ausging, waren, wie ebenfalls Margarethe selbst versichert, die Montmorency. Die Prinzessin, von der Mutter um ihre Neigung befragt, antwortete, daß sie nicht zu wählen, sondern nur zu gehorchen habe, bat aber zu bedenken, daß sie stark katholisch sei.

Schriftsteller, die gerne ein romantisches Interesse beimischen, pflegen hier auf ein Liebesverhältniß zwischen Margarethe und Heinrich von Guise hinzuweisen. Margarethe soll sich um des Letztern willen von Anfang an gesträubt haben, Navarra zum Gemahle zu nehmen, und später am Traualtare selbst soll ihr das Zeichen der Einwilligung fast mit Gewalt abgenöthigt worden sein. Hierauf scheint jedoch mit Unrecht irgend ein Gewicht gelegt zu werden, nicht etwa deswegen, weil Margarethe

selbst versichert, Guise nie geliebt zu haben — sie hat wol manche gepflogene Liebschaft in Abrede gestellt —, sondern weil schon um der Zeit willen Navarra zu Guise unmöglich in die Stellung eines Nebenbuhlers kommen konnte. Jenes Liebesverhältniß nämlich, wenn es jemals ein gegenseitiges war, fand damals statt, als man Margarethe an Sebastian verheirathen wollte, und diese hatte in der That, wie sie selbst erzählt, eines Tages einen Zornesausbruch der Mutter auszuhalten, welche meinte, daß die Tochter auf die Bewerbungen des Cardinals von Lothringen für seinen Neffen höre.[89]) Solche hochfliegende Plane waren dem ehrgeizigen Manne wol zuzutrauen; aber Karl IX. nahm diese Anmaßung sehr übel und soll sogar gedroht haben, Heinrich Guise niederstoßen zu lassen.[90]) War nun der Bedrohte in Zeiten gewarnt, oder hörte er auf die Vorstellungen Margarethens, die ihn durch ihre Schwester, die Herzogin von Lothringen, gebeten haben will, ihr weitere Verlegenheiten zu ersparen, — genug, Guise entwaffnete den Zorn des Königs durch eine schleunige Heirath mit Katharina von Kleve, Witwe des Herzogs Anton von Portian. Als verheiratheter Mann erschien er bereits im November 1570 bei Karl's IX. Hochzeit[91]), und es hieße somit eine ganz unerweisliche Sentimentalität bei Margarethe voraussetzen, wenn man sie nun mehre Monate später, wo ihr Navarra vorgeschlagen wurde, ja noch nach beinahe zwei Jahren, wo sie am Altare mit dem Jawort gezögert haben soll, blos im Andenken an den längst vergebenen Heinrich von Guise ihr Herz jeder andern Liebe verschließen läßt.

Hier also lagen die Schwierigkeiten nicht, aber Schwie-

rigkeiten anderer Art waren allerdings zu besiegen. Kaum hatte von dem Vorschlage der Montmorency etwas verlautet, so suchte die Partei der Guisen ihn dadurch zu vereiteln, daß sie ihrerseits den Cardinal von Este als Bräutigam vorschlug, für welchen, da der regierende Herzog, sein Bruder, kinderlos war, die päpstliche Dispensation zu hoffen stand.[92]) Der Nuntius und der spanische Gesandte wirkten dem navarrischen Plane ebenfalls entgegen.[93]) Katharina indessen wollte vom Cardinal von Este nichts hören und behielt Navarra im Auge. Man ließ in Rochelle, wo Johanna mit ihrem Sohne lebte, Anträge machen. Wie sehr das Band der Eintracht zwischen den beiden Confessionen hierdurch fester geknüpft werden konnte, ist einleuchtend. Aber wer bürgte den noch vor kurzem so arg betrogenen Hugenotten sogleich für die redliche Absicht? Coligny war anfangs nicht ohne Mistrauen[94]), auch der einflußreiche Prediger Francourt erklärte sich längere Zeit entschieden gegen die Heirath, obwol er es war, der, als er seine Besorgnisse gehoben sah, Johanna zuletzt zur Annahme am meisten bestimmte.[95]) Als es nun den Montmorency gelungen war, das Mistrauen zu beseitigen, kamen die Religionsbedenklichkeiten.[96]) Johanna besprach mit ihren Predigern lange Zeit die Frage, ob eine gemischte Ehe nicht Sünde sei. Im August 1571 stand die Sache auf dem Punkte, daß die Religion das einzige Hinderniß bildete.[97]) Doch vernahm man, daß Margarethe selbst die Heirath wünschte, in der Bibel zu lesen anfing und zuweilen schon dieselben Gebete sprach, wie die Reformirten. Karl stellte seinem Gesandten in London die Sache als fest beschlossen dar[98]), und als Ka-

tharina im September den Feldzeugmeister Biron, der bei den Hugenotten im Vertrauen stand, mit neuen Botschaften nach La Rochelle absandte, nahm sie die Angelegenheit für so entschieden, daß sie zu Paris bereits Juwelen und Hochzeitgewänder bestellte.[99]) Dies war freilich etwas voreilig; aber sie nahm diese Miene der Sicherheit aus keinem andern Grunde an, als um wo möglich die navarrische Heirath zugleich mit der englischen zu retten. Um beide nämlich zu sprengen, hatten die spanischen Gesandten zu Paris und London das Gerücht ausgestreut, daß Coligny damit umgehe, zwischen Heinrich von Navarra und Elisabeth von England eine Heirath zu stiften, ein Gerücht, das Katharina anfangs in große Unruhe setzte, aber bald seine bündige Widerlegung fand.[100]) Vergebens war es, daß nun auch noch Tavannes einen Versuch machte, den Hof umzustimmen; er fand bei der Prinzessin selbst den meisten Widerstand, und auch Anjou willigte endlich in die Verlobung der Schwester ein, um sich, wie Tavannes sagt, mittels dieser Nachgiebigkeit durch das kleinere Uebel von dem größern, der Vermählung mit Elisabeth nämlich, loszukaufen.[101]) Trotzdem stieß die Heirathsangelegenheit auf neue, nur langsam zu erledigende Schwierigkeiten, wie in dem Folgenden weiter gezeigt werden wird. Aus dem Bisherigen ist aber jedenfalls schon jetzt klar, daß die navarrische Hochzeit so wenig als die englische ein von der Guisenpartei den Hugenotten künstlich gelegter Fallstrick war, da wir dieselbe überall dagegen auftreten sehen. Die Annahme der langzeitigen Vorbereitung der Bartholomäusnacht verliert durch die Kenntniß dieser Thatsachen ihre mächtigsten Stützen.

Unterdessen hatte Alba das Bedenkliche in der Spannung des französischen und des spanischen Hofes frühzeitig erkannt. Als Frankreichs Theilnahme an dem Türkenkriege und dem Angriff auf Irland abgelehnt, Anjou sogar auf die Bewerbung um Elisabeth's Hand eingegangen und Schomberg zur Anknüpfung freundlicher Beziehungen an die deutschen Protestanten abgesandt war, that Alba einen neuen vergeblichen Schritt, um Frankreich bei Spanien festzuhalten. Im März 1571 verlangte er von Karl IX. Hülfstruppen für den flandrischen Krieg, zur Erwiderung für die im dritten Religionskriege geleistete Unterstützung; er begehrte ferner die Beschlagnahme etlicher Kaperschiffe Oranien's im Hafen von La Rochelle. Karl schlug Beides in guter Form ab und nahm den außerordentlichen Botschafter, der den Gegenglückwunsch zur Vermählung brachte, mit Kälte auf.[102]) Er that noch mehr. Als Coligny und Ludwig von Nassau etwa gleichzeitig Cosmo von Florenz um ein geheimes Darlehen für die flandrischen Insurgenten angingen, unterstützte Karl dieses Gesuch bei dem florentinischen Gesandten und schrieb sogar selbst deshalb an den Herzog. Cosmo aber, der seinen neuen großherzoglichen Titel von der spanischen Regierung anerkannt zu sehen wünschte, verrieth die ganze Sache sogleich an Philipp und erbot sich im Gegentheile zu einem Vorschusse für Alba.[103]) Um dieselbe Zeit ward in Philipp von anderer Seite her der Verdacht erweckt, daß Karl, von Hugenottenhäuptern angestiftet, die baskischen Länder mit einem Einfalle bedrohe; er befahl deshalb seinem Gesandten in Paris die schärfste Aufmerksamkeit an.[104]) Aber auch Karl und Elisabeth beschlossen, während die

Heirathsverhandlungen bereits im besten Gange waren, Aufmerksamkeit auf den im Mai zu Rom abgeschlossenen Türkenbund und sagten einander aufrichtige Mittheilungen zu, sobald man entdecken würde, daß derselbe über die Türken hinausgriffe.[105]) So verwickelten sich die Verhältnisse immer mehr; Aussichten zum Kriege tauchten jeweilig auf, um, beim Abgange einer bestimmten Gestaltung und eines entschiedenen Führers, nur mistrauischen Beobachtungen auf beiden Seiten Platz zu machen.[106]) Es schien Alles von dem Gelingen der englischen Heirath abzuhangen; Anjou aber ließ es zum großen Leidwesen der Protestanten lange in Zweifel, wem er zuletzt gestatten würde, ihn zu gewinnen.[107])

So verging der Sommer. Gegen Ende des Julius hatte der König durch Montmorency's Vermittelung eine geheime Zusammenkunft mit Ludwig von Nassau, Oranien's Bruder, bei Fontenay en Brie. Ludwig warb um den Beistand Karl's für die Niederländer und stellte für Frankreich den fast mühelosen Erwerb von Flandern und Artois in Aussicht, während Brabant, Geldern und Luxemburg an das Deutsche Reich, Seeland aber und die andern Küstenländer an England als Preis der von dort zu erwartenden Hülfe kommen sollten. Karl und seine Mutter antworteten sehr beifällig hierauf. Ersterer insbesondere versicherte, er sehe ein, daß diejenigen Räthe, welche vor dem letzten Kriege die Verletzung des Edicts durchgesetzt (er meinte hauptsächlich den Cardinal von Lothringen), ihn in dasselbe Verhältniß zu seinen Unterthanen hätten bringen wollen, in welchem Philipp eben jetzt zu den seinigen stehe; aber Gott habe ihm nun die Augen weit genug geöffnet, um solche Plane zu durch-

schauen. Bevor aber in die niederländische Angelegenheit thätig eingegriffen werden könnte, hielt man den Abschluß eines Bundes mit England für unumgänglich nöthig, und der König sagte zu, alsbald Einleitungen zu einem solchen zu treffen, während die Sache einstweilen öffentlich in Abrede gestellt werden sollte.[108])

Indessen hatte der spanische Gesandte, Don Francesco de Alava, etwas von der Sache erfahren und ließ sich zur Audienz melden. Er beschwerte sich von neuem über die oranischen Kaper, die zu La Rochelle ihre Beute verkauften, hielt dann dem König die Zusammenkunf mit Nassau vor und erklärte feierlich, daß, wenn hier nicht auf ein schleuniges Heilmittel gedacht werde, nur ein Krieg mit Spanien die Folge sein könne. Karl wich einer bestimmtern Erklärung aus, schloß aber mit den Worten: „Wenn man denkt, daß wir uns vor einem Kriege fürchten, so ist man sehr im Irrthum; Jeder mag hierin thun, was ihm das Beste dünkt.“[109]) Auch Katharina antwortete dem Gesandten in diesem Tone, schrieb dann an Philipp, beschwerte sich über Verleumdung und verlangte die Abberufung Alava's.[110])

Eine häkelige Lage! Karl hielt den Wolf an den Ohren; es war so mislich ihn loszulassen als festzuhalten. Der Krieg ist gedroht, und noch ist kein Bündniß geschlossen, keine Rüstung gemacht; von den beiden Heirathen, die das neue System stützen sollen, will die eine nicht vorwärts, und die andere ist sogar schon im Zurückgehen. Sollte man nachgeben? Das wäre Demüthigung gewesen und hätte die spanische Rache wol nur bis nach vollendeter Bezwingung der Niederländer vertagt. Sollte man angreifen? Der Krieg war gewinn-

verheißend und, weil gegen Spanien gehend, bei Katholiken wie Hugenotten gleich populär, wie ja auch in den Niederlanden selbst Katholiken wie Protestanten nach Erlösung vom spanischen Joche seufzten. Aber wer sollte ihn leiten?

Aller Augen richteten sich jetzt auf Kaspar von Coligny. Der Hof bedurfte eines Feldherrn, eines Charakters, der Bürgschaft eines großen Namens bei Engländern und Deutschen. Dieses Alles vereinigte sich in Coligny.

Zurückgezogen und beobachtend hatte der Admiral bisher zu La Rochelle gelebt. Seit dem Friedensschlusse war ein Jahr vergangen. Was er in dieser Zeit theils selbst sah, theils durch die Männer des Tiers-parti, Montmorency, Damville, Cossé und Biron, sowie durch die Abgeordneten der Hugenotten, Cavaignes und seinen eigenen trefflichen Schwiegersohn Teligny, vernahm, hatte ihm nach und nach Zutrauen zu den Absichten des Königs eingeflößt. Den Beschwerden der Hugenotten war nach Möglichkeit, selbst bis zur Erregung der Eifersucht ihrer Gegner, abgeholfen worden; der Antrag Ludwig's von Nassau, der mit dem Admiral in nahem Verkehr stand, hatte günstiges Gehör gefunden. Jetzt lud man Coligny wiederholt und dringend ein, an den Hof zu kommen, der sich, um ihm näher und von dem Gewühle der Hauptstadt ungestört zu sein, im Anfang Septembers nach Blois begab. Wie hätte der Admiral länger zögern sollen, zu kommen? Alle Parteien, die Guisen allein ausgenommen, foderten seine Gegenwart.[111]) Das Interesse des Hofes fiel jetzt ganz mit dem der Hugenotten und, weil man ja nichts Anderes wollte als Frieden

im Innern und Selbständigkeit des Reichs nach außen, auch mit dem der Nation zusammen. Coligny erschien am 12. September 1571 zu Blois, um den letzten, kurzen, aber inhaltreichen Act seines Lebens zu beginnen. Diejenigen Geschichtschreiber, die in ihm nur den leichtgläubigen Alten sehen, der, mit einem Lieblingsproject geködert oder gar von alberner Eitelkeit verlockt, in blindem, unbegreiflichem Vertrauen in die offene Falle ging [112]), haben ihm ein großes Unrecht abzubitten. Coligny schritt nach einem würdigen, klar erkannten Ziele; der Boden, den er jetzt betrat, war nicht mit den Augen des Feigen, wol aber mit dem Blicke des besonnenen Mannes geprüft; daß er den einmal betretenen Pfad nicht auf den ersten Warnungsruf der Aengstlichen verließ, daß er blieb, wo zuletzt die Kugel des Banditen und noch einmal die Schwerter der Mordbanden ihn treffen konnten, muß seinem Muthe und seinem edeln Sinne, der von solchem Verrathe keine Ahnung hatte, zur Ehre, nicht aber seiner Einsicht zur Verdächtigung gereichen.

Es ist unnöthig, die Auszeichnungen und Freundlichkeiten, die der Person des Admirals von nun an erwiesen wurden, aufzuzählen.[113]) Die Anhänger der Verstellungstheorie, die auch hier nur planmäßige Heuchelei erblicken möchten und sich deshalb auf laufende Gerüchte und unverbürgte Anekdoten berufen [114]), finden ihre beste Widerlegung nicht nur in den bestimmten Urtheilen der Nahestehenden [115]), sondern auch, und zwar noch mehr, in der Gesammtheit der thatsächlichen Verhältnisse, die wir am Hofe sich weiter entwickeln sehen. Das Wort des Admirals, mündlich im Cabinete des Königs zu Blois gesprochen oder schriftlich von seinem

Gute zu Chatillon eingesendet, fing an in Frankreich maßgebend zu sein, und die Wirkungen dieses Einflusses zeigten sich schnell und überall.

Kaum war Coligny angekommen, so wurde Cavaignes, der Hauptwortführer der Hugenotten beim König, zum Requetenmeister erhoben.[116]) Noch war die Auslegung etlicher Artikel des letzten Friedensedicts streitig, und über verschiedene noch unausgeführte Punkte lagen Beschwerden vor. Schon am 14. October gab der König hierüber die günstigsten Verfügungen für die Hugenotten und sandte Bevollmächtigte zur genauesten Vollstreckung in die Provinzen.[117])

In der Hauptstadt selbst stand seit dem letzten Kriege auf der Stätte eines geschleiften Hugenottenhauses, dessen Besitzer der Religion wegen hingerichtet war, eine Schandsäule, vom Volke genannt la Croix de Gastines. Man hatte sie stehen lassen, obgleich dies gegen einen ausdrücklichen Artikel des Friedens lief. Jetzt erhebt Coligny seine Stimme, der König erfährt oder erkennt das begangene Unrecht, Montmorency läßt den Prévôt des Marchands kommen, einige Musketiere aufmarschiren und die Croix de Gastines verschwindet vor den Augen des gaffenden Pöbels, der keinen Widerstand wagt und sich dann an einem andern Punkte der Stadt durch die Plünderung einiger Protestantenhäuser schadlos zu halten sucht, aber auch hiervon abläßt, als etliche Rädelsführer auf Montmorency's Befehl an den Fensterkreuzen aufgeknüpft werden.[118])

In Frankreich lebten damals viele Savoyarden, die im letzten Kriege auf der Seite der Hugenotten gegen Karl gefochten hatten und dafür von ihrem Herzog mit

der Verbannung bestraft worden waren; unmittelbar nach Coligny's Ankunft verwendete sich Karl selbst für ihre Begnadigung bei Philibert Emanuel.[119])

Nicht minder mächtig zeigte sich des Admirals Einfluß in dem Betreiben der bereits angeknüpften Verbindungen, die zum Zweck hatten, die französische Politik gegen Spanien und gegen die ultramontane Partei zu stärken. Schon im October sehen wir Schomberg als Gesandten Karl's zu Dresden, im folgenden Monat zu Berlin den deutschen Protestanten ein Bündniß mit Frankreich anbieten[120]); Coligny hat hierbei die Religionsfreiheit, die Gewährleistung des Friedensedicts von 1570 gegen alle Anfechtungen von außen zu Grunde gelegt.[121]) Schomberg ward in Deutschland mit guten Versicherungen aufgenommen. England gegenüber war die Vermählungsangelegenheit zwischen Elisabeth und Anjou zwar noch nicht förmlich abgebrochen, aber doch mehr als zweifelhaft geworden. Für den möglichen Fall des Fehlschlagens hatte Cavaignes bereits im Anfang Septembers ein blos politisches Bündniß zwischen beiden Mächten vorgeschlagen[122]), und dasselbe wurde neben jener Angelegenheit hinfort eifrig betrieben. Coligny war nebst Montmorency auch hierbei die Seele der Verhandlungen; Elisabeth hatte ihn ganz zum Manne ihres Vertrauens gemacht und sah es ungern, so oft er die Umgebung des Königs verließ, um zeitweise in seinem Schlosse zu Chatillon seine eigenen Angelegenheiten zu besorgen.[123]) In der navarrischen Heirathssache endlich war es ebenfalls Coligny, durch welchen, den Guisen zum Verdrusse, ein guter Schritt vorwärts geschah.[124]) Seine eigene persönliche Erklärung widerlegte am besten

das von den Spaniern ausgestreute Gerücht, als ob er Heinrich von Navarra mit Elisabeth vermählen wolle; im Einverständnisse mit ihm sandte Katharina den Feldzeugmeister Biron nach Bearn ab, und sie nahm die Sache schon für so entschieden, daß sie bereits an Vorbereitungen zur Hochzeit dachte.

Bald nach Coligny's Auftreten zu Blois erfocht Don Juan d'Austria den großen Seesieg von Lepanto (7. October). Der Eindruck dieses Ereignisses wirkte am französischen Hofe etwas niederschlagend, und es schien anfangs, als wenn die furchtsame Katharina nun allen Grimm gegen Spanien schweigend verschlucken und ihren Sohn wieder auf die spanische Bahn hinüberzulenken versuchen würde.[125]) Mit Vergnügen zwar sah man dem ränkevollen Alava, der bald darauf ohne Abschied und heimlich von Paris wegging, auf den Rücken[126]); doch scheute man den förmlichen Bruch und ließ es sich gefallen, über diese Unart des Gesandten als eine persönliche Sache hinwegzusehen und einen Nachfolger für denselben anzunehmen, als Philipp selbst ihn fallen ließ. In der Hauptsache aber blieb es beim Alten. Coligny und der Tiers-parti waren durch die Schlacht von Lepanto nicht aus dem Sattel gehoben, aber freilich auch noch lange nicht am Ziele.

An den protestantischen Höfen Deutschlands, wo Schomberg fast durchgängig gute Aufnahme gefunden hatte, zogen sich die Verhandlungen dadurch in die Länge, daß der französische Ehrgeiz in seinen Anmuthungen über die Linie der ursprünglichen Anträge hinausging. Diese letztern, wie sie Coligny gethan hatte, gingen lediglich auf gegenseitige Vertheidigung im Falle eines

Angriffs wegen der Religion.[127]) Nun hatte aber der Hof im Hintergrunde den Zweck, das Haus Oestreich von der Kaiserwürde verdrängt und bei nächster Gelegenheit entweder Karl selbst oder Anjou mit derselben bekleidet zu sehen.[128]) Die Hoffnung hierzu hatte Ludwig von Nassau bei der Zusammenkunft von Fontenay angeregt.[129]) Zu diesem Zwecke sollten die Protestanten in ein umfassendes, über die Religion hinausgreifendes Bündniß, das sie von Oestreich entfremdete und an Frankreich fester kettete, hineingezogen werden. Hierzu jedoch hatten die deutschen Fürsten keine Neigung; sie hielten an Coligny's Antrag fest, und um die Zeit der Bartholomäusnacht standen die Verhandlungen deshalb noch auf derselben Stelle.[130]) Kurz vor diesem blutigen Ereignisse hatte der Pfalzgraf Johann Kasimir, der eifrigste unter den Protestanten, an Schomberg die Erklärung abgegeben, er erwarte von den deutschen Fürsten für Karl IX. nur dann eine Unterstützung in den Niederlanden, wenn derselbe sie mit der Anzeige fodere, daß er von Spanien einen Angriff besorge.[131])

Im Verhältnisse zu England überzeugte man sich durch Thomas Smith's Absendung nach Paris, daß die Vermählungssache Anjou's an dem bisher hingehaltenen Religionspunkt wirklich scheitern mußte. Elisabeth zeigte sich betrübt, doch ohne Zorn. Dem an Anjou's Stelle empfohlenen Alençon redeten Burghley, Thomas Smith und Walsingham das Wort[132]); Elisabeth aber fand ihn zu jung und zu blatternarbig. Es dauerte lange, bis sie sich mit dem Gedanken an ihn befreundete; doch fand die Bartholomäusnacht die Unterhandlungen mit ihm bereits in vollem Zuge.[133])

Schneller, obgleich ebenfalls nicht ohne Schwierigkeiten, gedieh das politische Bündniß mit England. Elisabeth stand so übel mit dem spanischen Gesandten zu London, daß sie im December ihm seine Pässe gab; gegen Fénélon klagte sie bitter über die spanischen Aufwiegelungen bei ihren Unterthanen.[134]) Zu Blois wollten Coligny und die Montmorency den Bund. Aber auf der einen Seite machte es Verlegenheit, mit welchen Ausdrücken Karl in der Vertragsurkunde auch im Falle eines Religionskrieges der englischen Ketzerin deutlich und bindend seine Hülfe zusagen könnte, ohne daß die katholische Welt daran Anstoß nähme. Karl wünschte darum in dem feierlichen Vertrage nur einen allgemeinen Ausdruck und erbot sich, in einem von ihm eigenhändig auszustellenden besondern Schreiben sich über diesen Punkt bestimmter auszusprechen, was in London anfangs nicht genügend scheinen wollte. Auf der andern Seite konnte Frankreich die Sache der gefangenen Maria Stuart nicht ganz fallen lassen. Karl unterstützte zwar, schon seines Einflusses wegen, gelegentlich unter der Hand die Partei Maria's in Schottland[135]); dies genügte der Gefangenen aber so wenig, daß sie daran dachte, durch eine Heirath mit Don Juan den kräftigern Schutz Spaniens sich zu gewinnen[136]), und Karl's Ehre gebot es durchaus, zu begehren, daß wenigstens etwas zu Gunsten seiner Schwägerin in den Bundesvertrag aufgenommen wurde, wenn er auch wohl begriff, daß die gänzliche Freilassung, für die er sich verwendete, eine unerfüllbare Foderung war.[137]) Alle diese Anstände besiegte die Thätigkeit des Marschalls von Montmorency. Am 29. April 1572 wurde der auf gegenseitigen Schutz lautende und,

obgleich in der Fassung sehr allgemein gestellte, doch in seinem ganzen Wesen auf Spanien abzielende Vertrag unterzeichnet.[138]) Bald darauf ging Montmorency mit glänzender Begleitung zur Ratification des Vertrags nach England, ward aufs ehrenvollste empfangen und entledigte sich daselbst zugleich des Auftrags, den längst vorgeschlagenen Alençon der englischen Königin nunmehr förmlich zum Gemahle anzutragen.[139]) Mit diesem Antrage war auch Coligny einverstanden; Katharina betrieb die Sache mit allem Eifer, Elisabeth benahm sich jetzt zwar noch zögernd, doch nicht zurückweisend. Um sich der Mitwirkung des Grafen Leicester desto besser zu versichern, so eröffnete man ihm die Aussicht auf eine glänzende Eheverbindung mit einer vornehmen Französin. Die Freundschaft zwischen England und Frankreich schien befestigt; mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es aus besonderer Rücksicht auf diese letztere Macht geschehe, ward von Elisabeth sogar für Maria Stuart eine Milderung ihres Looses ausgesprochen.[140])

Auch für die navarrische Hochzeit waren Brautkleid und Juwelen zu früh angeschafft worden. Ein Anstand drängte den andern. Kaum hatten die calvinistischen Gewissen über die Zulässigkeit der gemischten Ehe sich beruhigt, so protestirte der Papst. Sein Neffe, der Cardinal Alessandrino, der als Legat an die Höfe von Madrid, Lissabon und Paris abgesandt war, hatte die Weisung, gegen den ketzerischen Navarra zu protestiren und statt desselben Sebastian von Portugal von neuem für Margarethe in Vorschlag zu bringen.[141]) Sebastian, bei welchem der Legat natürlich zuerst anfragte, lehnte nicht geradezu ab. Mitten im Winter eilte jetzt Alessan-

drino nach Blois, eiferte gegen Navarra und sprach für Portugal. Karl nahm den Legaten verbindlich auf, erklärte ihm aber zugleich sehr bestimmt, daß er von der navarrischen Heirath, als nothwendig zur Beruhigung des Landes, nicht abgehen werde. Dabei gab er in allgemeinen Ausdrücken die Versicherung, daß er darum dem Papste und der katholischen Religion nicht minder ergeben sei und für diese durch jene Verbindung gewiß keinen Nachtheil wolle. Schriftsteller, die aus spätern Erfolgen diese Verhandlungen ausgeschmückt haben, lassen den König hierbei Worte gebrauchen, in welchen die bevorstehende Bartholomäusnacht nicht undeutlich als beschlossen angekündigt wird.[142]) Wie sehr dies aller Wahrheit zuwiderlaufe, mögen folgende Worte des Legaten selbst, die er auf der Rückreise nach Rom schrieb, darthun: „Obgleich ich bei diesen Majestäten weder in Betreff des Bündnisses (gegen die Türken), noch auch wegen der Heirathsangelegenheit irgend eine Entschließung habe erwirken können, wie sie den Wünschen Seiner Heiligkeit entspricht, so darf ich doch um einiger Einzelheiten willen, die ich mitbringe, und die ich unserm Herrn mündlich mittheilen werde, behaupten, daß ich nicht als Einer weggehe, der durchaus schlechte Geschäfte gemacht hat."[143])

Als der Cardinal abgezogen war, ergaben sich neue Weiterungen.[144]) Karl verlangte, daß, dem Edicte von St.-Germain gemäß, der protestantische Gottesdienst in der Umgebung des Hofes selbst dem künftigen Schwager untersagt bliebe, die Braut dagegen auch in Bearn ihren katholischen Cult ungehindert ausüben dürfe. Auch wollte Johanna die Hochzeit weder nach katholischem Ritus

noch in dem unruhigen Paris vor sich gehen lassen. Katharina dagegen, deren Prunkliebe bekannt genug ist, hielt fest an der alten Sitte, nach welcher die Vermählung einer königlichen Prinzessin immer zu Paris geschah; ebenso bestand Margarethe darauf, ihren beiden ältern Schwestern auch hierin gleich gehalten zu werden, und Karl endlich machte noch den weitern Grund geltend, daß die Hauptstadt die Schaubühne sei, auf welcher die Besiegelung des innern Friedens sich Aller Augen desto sicherer darlege. Das machte viele Sorgen. Man glaube, jetzt sei mit der Hochzeit Alles aus, schrieb noch am 29. März Walsingham, der von Johanna unmittelbare Mittheilungen erhielt; er selbst freilich theilte diesen Glauben nicht, weil er in dieser Heirath eine Nothwendigkeit erblickte. Er hatte recht gesehen; nach nicht ganz zwei vollen Wochen lag der Heirathsvertrag, für beide Theile das Billige wahrend, zur Unterzeichnung vor.[145]) Es blieb jetzt nur noch die Dispensation wegen zu naher Verwandtschaft von Rom aus zu erwirken übrig. Aber Pius V. verweigerte dieselbe standhaft, und als er am 1. Mai gestorben war, zeigte sich Gregor XIII., sein Nachfolger, nicht willfähriger. Freilich war auch der Cardinal von Lothringen, den die Papstwahl nach Rom gerufen und der zugleich die Betreibung der Dispensation daselbst übernommen hatte, der geeignetste Fürsprecher nicht. Der Papst verlangte, daß der Bräutigam heimlich übertreten, selbst um Dispensation einkommen, den Katholiken in Bearn den Gottesdienst zusichern und sich dem katholischen Trauungsceremoniel fügen solle.[146]) Karl IX. war sehr ungeduldig. „Meine Tante“, — sagte er eines Tages zu Jo-

hanna von Navarra — „ich ehre Euch höher als den Papst, und liebe meine Schwester mehr als ich jenen fürchte; ich bin kein Hugenotte, aber ich bin auch kein Pinsel, und wenn der Papst es mit seiner Albernheit noch weiter treibt, so nehme ich Margot bei der Hand und führe sie zur Trauung bei voller Predigt (der Hugenotten nämlich).“[147]) Wirklich ist die Trauung in der Folge ohne Dispensation geschehen. Johanna aber hat die Hochzeit nicht erlebt. Sie war, um Vorbereitungen für dieselbe zu treffen, von Blois nach Paris vorausgegangen, erkrankte plötzlich und starb nach kurzem Niederliegen am 9. Junius. Da der Verdacht der Vergiftung laut ward, befahl der König die Oeffnung des Leichnams; unparteiische Aerzte erklärten den Tod für einen natürlichen.[148])

Aus dem Erörterten geht hervor, daß das Meiste von Demjenigen, was dem neuen politischen Systeme Frankreichs zur Stütze dienen sollte, bereits im April 1572 theils abgeschlossen, theils dem Abschlusse nahe war. Der Ehevertrag mit Navarra war unterzeichnet, der Bundesvertrag mit England ebenfalls; statt des gescheiterten Heirathsplanes mit Anjou war ein neuer mit Alençon wenigstens eingeleitet, Bündnisse mit den deutschen Fürsten standen in Aussicht. Es hatte allen Anschein, daß Karl IX. sich demnächst offen gegen Spanien erklären und den Niederländern helfen würde. Diese hatten die Unternehmungen des Jahres mit Glück eröffnet. Die Wassergeusen hatten Brielle genommen, Vliessingen hatte sich empört, ganz Seeland war im Aufstande, Holland folgte; allgemeine Erbitterung und Verzweiflung herrschte in den Gemüthern über die Auflage

des hundertsten, zwanzigsten und zehnten Pfennigs. Alba, krank und verstimmt, war bereits um seine Rückberufung eingekommen und stand auf dem Punkte, durch den Herzog von Medina-Celi abgelöst zu werden. War jemals ein Augenblick für Frankreich günstig, sich in die flandrischen Angelegenheiten einzumischen, so war es jetzt; Frankreich blieb nicht müßig. Freischaren aus Katholiken und Protestanten unter Ludwig von Nassau, La Noue und Genlis bildeten sich mit des Königs Vorwissen und zum Theil von seinem Gelde auf französischem Boden zur Unterstützung der Niederländer. In dem Hafen von Brouage unweit La Rochelle ließ der König ein starkes Heer unter Strozzi und La Garde zur Einschiffung in Bereitschaft setzen — zu einer Fahrt nach Indien, hieß es. Da das Gerücht lief, daß Strozzi auf die spanische Silberflotte Jagd machen werde, so strömten Scharen von Katholiken und Protestanten unter seinen Fahnen zusammen; in kurzer Zeit hatte er gegen 8000 Mann.149) In Wahrheit war dieses Heer zu einer Landung in Flandern bestimmt.150) Dem Argwohn der Spanier entgingen diese Anstalten nicht. Medina-Celi verzögerte, mistrauisch beobachtend, seine Abfahrt nach den Niederlanden, um Spanien nicht bloßzugeben, und Alba ließ geradezu anfragen, ob die Rüstung seinem König gelte. Hierüber hatte der französische Gesandte zu Aranjuez am 10. Mai eine beruhigende Antwort zu geben.151)

Warum aber ward nicht zugeschlagen? Einmal, weil das flandrische Project, so sehr der König selbst dafür war, von einem Theil des Staatsrathes als unzeitig und gefährlich bekämpft wurde; zweitens, weil die Bünd-

nisse mit den deutschen Protestanten noch keine feste Gestalt annehmen wollten; drittens, weil Karl auf eine entschiedenere Theilnahme von England aus wartete, eine Erwartung, in welcher er sich von einem Monat auf den andern zurückgewiesen sah, da Elisabeth nicht gesonnen schien, sich in dem gerade damals mehr als je entgegenkommenden Spanien einen offenen und gefährlichen Feind zuzuziehen.[152]) Im Staatsrathe war Anjou, unterstützt und mit schriftlichen Gutachten ausgerüstet von Tavannes, gegen den spanischen Krieg; der König hingegen stand auf Coligny's und Montmorency's Seite, die den Krieg ebenso entschieden empfahlen; die Königin Mutter schwankte und war, wie Tavannes sich ausdrückt, erst auf halbem Wege.[153]) „Wenn Ihr erst einmal zwei belgische Grenzstädte im Besitze habt, dann kann Seine Majestät den Krieg wieder in Berathung nehmen", sagte Tavannes einst zu Ludwig von Nassau, und Anjou stimmte ihm bei. Ludwig machte sich im Mai reisefertig. Bald kam die Kunde, daß Mons und Valenciennes von seinen Truppen genommen seien. Franzosen unter La Noue hatten mitgefochten. Der spanische Gesandte machte Miene zur Abreise; der Hof begütigte ihn und suchte Alba durch einen bestochenen Abgesandten zu beruhigen.[154]) Dem Herzog von Medina-Celi brachten die Wassergeusen bei seinem Einlaufen in die Schelde einen beträchtlichen Schaden bei; Engländer gingen mit Elisabeth's Vorwissen, aber scheinbar ohne ihre Genehmigung nach Vliessingen, ihre Zahl stieg nachgerade auf 2000.[155])

Im französischen Staatsrathe gingen indessen die Berathungen fort.[156]) Anjou und Tavannes wiesen hin

auf den übeln Finanzzustand des Landes, auf die Uebermacht des Gegners, auf die Ungerechtigkeit des Angriffs auf einen alten Wohlthäter. Als der spanische Gesandte die Auflösung des Heeres unter Strozzi begehrte — es war im Julius —, benutzten Beide die schon so weit vorgerückte Jahreszeit als Grund, um das Auslaufen dieses Befehlshabers überhaupt als nicht mehr rechtzeitig darzustellen. „C'est assez rompre un voyage que le retarder", sagt Tavannes. Katharina, noch immer zwischen Hoffnung und Bedenklichkeiten schwebend, war damals noch nicht schlechtweg gegen das Unternehmen.[157]) Der König stellte unter der Hand bedeutende Summen zur Verfügung des Admirals: dieser soll ein neues Heer für die Flandrer aufbringen. Dies geschieht unter der Leitung von Genlis; Katholiken und Protestanten strömen zu. Es ist um so nöthiger, da Alba soeben Valenciennes wieder genommen hat und Mons mit Nachdruck belagert. Aber öffentlich soll noch nichts geschehen, weil England mit seinen Schritten zögert. Fénélon wird stets getrieben, Elisabeth zu offenem Hervortreten zu veranlassen.[158]) Auch Walsingham hatte nichts gespart, um seiner Königin die Nothwendigkeit eines gleichzeitigen Eingreifens einleuchtend zu machen.[159]) Burghley indessen sah etwas scheel zu den anfänglichen Fortschritten in Flandern; er befürchtete, Frankreich werde von dort her dem englischen Handel Gesetze machen.[160]) Bald darauf ließ er, mit Beziehung auf Alençon's Heirath, auf die Rückgabe von Calais anspielen. Walsingham, der hierüber die Stimmung des Hofes zu erforschen hatte, erhielt durch Coligny Abschlag, zugleich aber das Anerbieten, daß Frankreich zur völligen Unterwerfung

Vliessingens für England mithelfen wolle, eines Erwerbes, der ihm doppelt so viel werth sei als Calais. Hierauf war es auch eigentlich von Burghley abgesehen.[161]) Während dieser Verhandlungen, statt welcher Walsingham von seinem Hofe stets Thaten foderte, verstrich die Zeit; dem spanischen Gesandten zu Paris zeigte man einstweilen gute Miene und erließ sogar einen Rückruf an alle französischen Unterthanen zu Mons. Man wollte abwarten, bis die spanische Flotte unter Don Juan sich wieder nach dem Osten des Mittelmeeres entfernt haben würde, um den Sieg von Lepanto zu verfolgen.[162])

Da kommt eine Nachricht, die eine wichtige Wendung herbeiführt.[163]) Genlis ist mit seinen 4000 Mann, die Mons entsetzen und dem Prinzen von Oranien den Uebergang über die Maas sichern sollen, am 11. Julius geschlagen und gefangen worden; 1200 Todte liegen auf der Wahlstatt[164]); die Spanier aber sprengen aus, es seien 3500.[165]) Große Bestürzung deshalb unter den Hugenotten, entscheidender Schrecken für die Königin, die von diesem Tage an in bangem Entsetzen vor den spanischen Waffen ihrem Sohne Anjou und dessen Anhängern unbedingt glaubt, daß der Aufstand der Niederlande vollständig gescheitert sei.[166]) Und doch hatte man erst vor wenigen Tagen die Nachricht erhalten, daß Wilhelm von Oranien mit 7000 Reitern und 50 Fähnlein Fußknechten über den Rhein gegangen war und seinen Marsch auf Ruremonde genommen hatte.

Desto thätiger griff jetzt Coligny ein. Er stellte dem König vor: Alles hange von der flandrischen Unternehmung ab, selbst die innere Ruhe seines Reiches; siege Alba, so werde es nicht mehr in Karl's Gewalt stehen,

den Hugenotten sein Friedensedict zu halten, und der Bürgerkrieg sei dann unvermeidlich; die erlittene Niederlage sei Denjenigen zu verdanken, die den König abgehalten, sich öffentlich zu erklären.[167]) Um Coligny entgegenzuwirken, beantragt jetzt Anjou, eine Aushebung unter königlichen Offizieren zu machen, damit nicht die Soldaten die Partei der Hugenotten nähmen. Coligny, des Königs sicher und mit einem Credit bei den Kassen von diesem versehen, veranstaltet eine Aushebung von 3000 Mann unter Villars; eine noch ungleich größere Rüstung steht in Aussicht.[168]) Alles parteit und verwirrt sich jetzt; Alles dreht sich um den Krieg gegen Spanien, den die Einen ebenso entschieden verlangen als die Andern ihn verneinen. Es kommt darauf an, wer den König behalten oder gewinnen wird; Katharina steht jetzt auf der Seite Anjou's. In dieser mislichen Lage, wo Coligny in ihr eine neue, mächtige Gegnerin gefunden hat, wo in seiner Seele die Alternative des äußern oder des innern Krieges klarer als jemals ausgesprochen steht, stellt er dem König, der ihn zum Vertrauten gemacht hat, vor, daß er niemals in Wahrheit König sein werde, so lange er nicht die Macht der Mutter in engere Grenzen zurückweise und den Bruder Anjou aus dem Lande schaffe, wozu sich eben durch die Erledigung des polnischen Wahlthrones eine schickliche Gelegenheit biete. Weitere Vorschläge, des Bruders durch bindende Reverse sich zu versichern, sollen sich angereiht haben. Zwei Räthe Karl's, de Sauve und de Retz, Werkzeuge der Mutter, die den Sohn zu behorchen hatten, hinterbringen der Königin, daß ihr gesammter mütterlicher Einfluß auf dem Spiele stehe. Da eilt Katha-

rina dem König nach, der nach Montpipeau zur Jagd gegangen ist, macht ihm eine Scene, zerschwimmt in Thränen, hält ihm seine Undankbarkeit gegen die Mutter vor, die ihm gegen Katholiken, wie Hugenotten die Krone bewahrt hat, klagt über den Admiral, der ihr das Vertrauen des Sohnes stiehlt, warnt vor dem unüberlegten Kriege gegen Spanien, vor den Hugenotten, die unter dem Vorwande dieses Krieges nur die eigene Herrschaft, nur das Verderben Frankreichs wollen; sie bittet um die Erlaubniß, bevor solcher Jammer käme, sich nach ihrer Vaterstadt Florenz zurückziehen zu dürfen; sie fleht endlich um sichere Entlassung für Anjou, der unglücklich genug gewesen, sein eigenes Leben für das des Bruders ohne Dank aufs Spiel zu setzen. Der König ist betroffen, als er seine geheimsten Rathschläge durchschaut sieht, gesteht, daß es so ist, bittet um Verzeihung und verspricht Gehorsam. Aber nach der ersten Aufregung schwankt er wieder, kann sich nicht entschließen, den ruhmvollen Krieg aufzugeben, und kehrt ganz unter den Einfluß der übermächtigen Persönlichkeit des Admirals zurück.

Dieses Ereigniß zu Montpipeau, welches Tavannes berichtet[169]), muß sich kurz vor dem 10. August zugetragen haben; wenigstens lassen folgende Worte aus einer Depesche Walsingham's von jenem Datum hierauf schließen: „Der König würde sich ganz offen erklärt haben, hätte er nicht aus England Nachricht erhalten, daß Ihre Majestät (Elisabeth) diejenigen Ihrer Unterthanen, die gegenwärtig in den Niederlanden sich aufhalten, zurückzurufen gedenkt. Infolge dessen haben diejenigen Mitglieder des Staatsraths, die der spanischen Partei angehören, der Königin durch eine Erörterung darüber,

daß das niederländische Unternehmen ohne den Beistand Englands auf eine jammervolle Art scheitern müsse, eine so mächtige Furcht eingejagt, daß ihre Thränen den sonst so ganz entschlossenen König umgestimmt haben."[170]) Den Admiral aber beugte dieses Alles nicht. „Coligny" — berichtet Walsingham in einer andern Depesche von demselben Tage[171]) — „sieht alles das Unglück voraus, das kommen muß, wenn der Himmel hier nicht hilft; aber er hat niemals mehr Seelengröße gezeigt, niemals mehr Achtung und Gehorsam bei den Reformirten gefunden als gegenwärtig, und dies hält die Feinde nicht wenig im Schrecken. In diesem Sturme gibt er das Steuerruder nicht aus der Hand; er schildert dem König und dessen Rathe die Gefahr, die dem Staate droht, und wenn er auch nicht Alles durchsetzt, so setzt er doch einen Theil durch." Im weitern Verlaufe dieses Schreibens vereinigt Walsingham seine eigenen Bitten mit denen des Admirals, daß Elisabeth schleunigst zur That schreiten und jedenfalls die Rückberufung ihrer Unterthanen aus den Niederlanden, die ganz besonders niederschlagend in Frankreich wirke, rückgängig machen möge. Erst als die Bartholomäusnacht vorüber war, erhielt man die, obwol noch vor derselben abgegangene, Nachricht von London, daß Elisabeth an eine solche Rückberufung gar nicht gedacht und den Herzog von Alba, der dieselbe begehrte, auf eine ausweichende Weise hingehalten hatte.[172]) Aber in Frankreich, meinte Thomas Smith, müsse man sehr furchtsam sein, daß man so lange zögere und immer nur unter der Hand spielen wolle.[173]) So suchten beide Mächte einander in den Vordergrund des Handelns zu drängen, und keine wollte

die erste sein.[174]) Indessen erhielt noch nach der Scene von Montpipeau der Großmeister der Artillerie Biron, ein Freund der Hugenotten, den Befehl, ein Verzeichniß von sämmtlichen im Reiche vorhandenen Geschütz- und Munitionsvorräthen aufstellen zu lassen.[175]) In Paris aber erschien noch zwei Tage vor der Bartholomäusnacht ein Abgesandter Alba's, um von neuem die Einstellung der französischen Rüstungen zu begehren und eine Erklärung über die Widersprüche zu fodern, die man zwischen den Worten und den Handlungen des Königs fand; eine Kriegsdrohung blickte deutlich durch.[176])

So war um die Zeit der furchtbaren Katastrophe Frankreichs Stellung nach außen. Im Innern aber hatte der Friede zwischen Protestanten und Katholiken schon wieder tiefere Wurzeln getrieben[177]), das Mistrauen war im Abnehmen, die Hugenotten gaben auf Coligny's Antrag, weil der König sein Wort gehalten, drei ihrer Sicherheitsplätze schon vor Ablauf der zwei Jahre zurück.[178]) Nur La Rochelle, das ein altes Vorrecht hatte, ohne königliche Besatzung zu sein, blieb in ihren Händen. Als Strozzi's Abfahrt aus dem Hafen von Brouage sich immer weiter hinauszog, kam den Einwohnern von La Rochelle der Verdacht, es könne auf eine Besetzung ihrer Stadt abgesehen sein, und sie fragten mit Besorgniß deshalb beim Admiral an.[179]) Auch von anderer Seite wurden Zweifel und Warnungen laut. Coligny antwortete den Bürgern von La Rochelle und den warnenden Freunden durchaus zuversichtlich und beruhigend: der König sei wohlgesinnt, Anjou zwar ein Feind, aber durch gute Dienste zu besänftigen; Bündnisse mit England, Flandern und Deutschland seien geschlossen;

des Königs Agent bei Alba stehe mit Oranien in Verbindung; Strozzi solle gegen die spanische Flotte und dann nach Vliessingen gehen, um offenen Krieg zu führen. „Der Mensch“, schloß er, „würde nie zur Ruhe kommen, wenn er Alles, was vorgeht, zu seinem Nachtheil deuten wollte. Ich wollte lieber hundert mal sterben, als in unaufhörlichem Argwohn leben, zumal unter Denjenigen, die alle Gewalt über uns haben.“[180])

Zur Besiegelung der Eintracht fehlte jetzt nur noch die Vermählung Heinrich's von Navarra mit der Schwester Karl's, ein Act, der erst wegen des Todes der Königin Johanna und dann wegen einer Krankheit der Herzogin von Lothringen, einer Schwester der Braut, hatte zurückgestellt werden müssen. Endlich nahte der Tag der Trauung. Ein zahlreicher hugenottischer Adel, zum Feste geladen, strömte nach der Hauptstadt; Berührungen mit den Katholiken waren unvermeidlich. Der König hatte die strengste Beobachtung des Friedensedicts von neuem eingeschärft[181]), alles Waffentragen für Unbefugte verboten[182]), den Stadtvorstand von Paris ganz besonders für die Handhabung der Ruhe in Pflicht genommen.[183]) Aber noch glühte der Haß der Guisen gegen Coligny wegen der Theilnahme, die man dem Admiral an dem an Franz von Guise vor neun Jahren durch Poltrot de Merey verübten Meuchelmord beimaß. Weder Coligny's eigene ritterliche Erklärung hierüber noch die freisprechenden Richtersprüche und das Wort des Königs hatten den Groll getilgt. Eine Aussöhnung, die der König 1566 zu Moulins vermittelte, war blos äußerlich gewesen, und gerade die Hauptperson, Franzens Sohn Heinrich, jetzt ein emporstrebender Jüngling, hatte

sich derselben zu entziehen gewußt. Zu Blois waren die Guisen, ohnehin am Hofe nicht gerne gesehen, dem Admiral ausgewichen; bei dem Feste zu Paris aber mußten sie jetzt mit ihm zusammentreffen. Der König ließ darum beide Theile durch einen feierlichen Eid geloben, daß sie nichts gegeneinander vornehmen wollten, und bald darauf eröffnete er dem Admiral, wie er zwar von ihm die treueste Erfüllung des Schwurs, nicht aber Gleiches von den Guisen erwarte und deshalb gesonnen sei, mit Coligny's Gutheißung einen Theil der Garde zum Schutze der Ordnung nach Paris zu ziehen. Coligny erklärte sich einverstanden, und 1200 Mann zogen ein.[184])

Die Hochzeitgäste kamen. Heinrich von Bearn, der seit dem Tode der Mutter den Titel eines Königs von Navarra führte, hielt mit seinem neuvermählten Vetter, dem jungen Heinrich von Condé, seinen feierlichen Einzug; Scharen des hugenottischen Provinzialadels folgten. Am 18. August geschah mit großem Pompe die Trauung in Notre-Dame, ohne päpstliche Dispensation[185]) und ohne daß der Bräutigam der Messe beizuwohnen hatte. Paris blieb ruhig.[186]) Feste, Turniere, Maskeraden füllten die folgenden Tage zum großen Verdrusse Coligny's, der über dem Tande die Geschäfte nur ungern ausgesetzt sah, aber es sich schon gefallen lassen mußte, als der König ihm sagte: „Laßt mir nur noch diese paar Tage, dann reden wir von Flandern.[187]) Am Morgen des 22. August hatte Coligny eine Sitzung mit Anjou und den Räthen des Königs, sah dann den Letztern einen Augenblick im Ballhause am Louvre, und als er sich zum Mittagessen nach Hause begeben wollte, traf ihn unfern seiner Wohnung

in der Straße Béthisy aus einem verhüllten Fenster der verhängnißvolle Schuß, der ihn an beiden Armen stark, aber vielleicht nicht tödtlich verwundete.[188]) Ehe der Morgen des zweiten Tages graute, begann beim Schlag der Glocke von St.-Germain l'Auxerrois das Ungeheure, dessen Aufhellung den Mittelpunkt unserer Darstellung bildet; das Blutbad der Protestanten in der Bartholomäusnacht warf Frieden, Ehre, nationale Politik, Vergrößerungspläne, kurz die gesammten Früchte und Hoffnungen einer zweijährigen Anstrengung des Tiers-parti rettungslos über den Haufen.

Ist es nach diesem Allem, was wir über Frankreichs Stellung angedeutet haben, ferner noch möglich, an eine langzeitige Vorbereitung der Bartholomäusnacht zu glauben? Wer dies thut, der muß nicht einsehen, daß das ebenso viel heißt, als einen politischen Selbstmord voraussetzen; er muß nicht beachten, daß gerade Dasjenige, was als Fallstrick für die Hugenotten angesehen zu werden pflegte, von diesen selbst oder ihren Freunden ausging, während es von der Gegenpartei aufs eifrigste angegriffen wurde; er muß endlich dem Hofe auf der einen Seite eine fast übermenschliche Feinheit in der Aufspürung und beharrlichen Verfolgung der verborgensten und am Ende doch nur zur eigenen Verlegenheit führenden Pfade zutrauen, während er ihm auf der andern die ganz alltägliche Klugheit abspricht, die ihm hätte rathen müssen, diejenigen Mächte, in deren Sinn und Interesse gehandelt werden sollte, d. h. Spanien und den Papst, nicht im Dunkeln über seine Handlungsweise zu lassen, geschweige denn über eben diese Handlungsweise mit ihnen sich zu verfeinden.

So möchte denn doch wol die Ansicht Capefigue's, welche in der Bartholomäusnacht nicht ein vom Entschlusse des Hofes ausgehendes Werk, sondern nur eine freiwillige, von dem Hofe nothgedrungen erst hinterher genehmigte Entladung des Fanatismus der pariser Bevölkerung erblickt, die richtige sein? Gewiß ebenso wenig. Den „Hallen, Zünften und Brüderschaften der guten, altkatholischen Stadt Paris“ soll der Antheil, den sie im Laufe der Ereignisse an dem großen Schlachten nahmen, unverkümmert bleiben; aber den Ursprung des Bartholomäusmordens erklären sie uns nicht. Capefigue muß ganz übersehen haben, daß unter seinen eigenen Urkunden sich ein Actenstück findet, in welchem der Prévôt des Marchands, die Eschevins und Quarteniers gegen die Zulassung der durch die königlichen Garden ausgebrochenen Excesse beim Hofe Beschwerde führen[189]); er hat ferner unbeachtet gelassen, daß Tavannes bezeugt[190]), von den im Namen des Königs aufgebotenen Bürgern habe um die Mitternacht des 24. August auf den Sammelplätzen die Hälfte gefehlt, was um so bedeutungsvoller ist, da wir recht wohl wissen, wie fanatisch die Priester, insbesondere jener Sorbin de Ste.-Foy, der später einen Panegyrikus auf Karl IX. verfaßte, noch am Sonntage vor der Hochzeit die Massen gegen die Hugenotten und ihren Begünstiger, den König, aufhetzten.[191]) Erst das Beispiel der königlichen Truppen zog den nicht weniger beutegierigen als fanatisirten Pöbel, nicht aber die Gemeindebehörden in den allgemeinen Strudel.

Statt dessen also, was Capefigue zwar behauptet, aber, weil ihn hier seine mit weit mehr Prunk als

Gründlichkeit citirten Archive von Simancas, seine Manuscrits de Béthune, seine Registres de l'Hôtel-de-Ville u. s. w. plötzlich im Stiche lassen, nur mit Declamationen, anstatt mit Documenten belegt hat, wollen wir über den Ursprung des Blutbades einen längst bekannten Zeugen verhören, der um so genauer unterrichtet war, weil er mitten in der Sache stand, und um so unverwerflicher erscheinen muß, weil er als Hauptmitschuldiger ein ihn selbst mehr als alle Uebrigen belastendes Bekenntniß ablegt. Es ist der Herzog Heinrich von Anjou selbst. Seine Aussage, zusammengehalten mit Demjenigen, was aus andern Quellen über die Stellung der Parteien und über den Umschwung der politischen Verhältnisse theils schon beigebracht worden ist, theils noch beigebracht werden soll, muß über die Urheber und Beweggründe der Bartholomäusnacht ein Licht verbreiten, das in dem ganzen Verlaufe der schrecklichen Geschichte schwerlich noch irgend etwas Räthselhaftes übrig läßt.

Im Frühling 1573 wurde Heinrich von Anjou zum König von Polen gewählt; die Redekünste und Bestechungen der Agenten Katharina's hatten trotz dem düstern Eindrucke, den die Bartholomäusnacht auch in Polen machte, diesen Erfolg erreicht. Zögernd und halb gezwungen verließ Anjou erst im Herbste Frankreich, dessen Thron bei Karl's zerrütteter Gesundheit demnächst für ihn frei zu werden verhieß. Auf der Reise nach seinem neuen Reiche bezeigte man ihm vielfach die Ehren, die seinem Range, aber auch den Abscheu und die Verachtung, die seinem Charakter und seinen Handlungen gebührten. Hatte er doch in Zimmern schlafen müs-

sen, in welchen die Bartholomäusnacht so nach der Natur abgebildet war, daß er die Schlächter und die Geschlachteten auf den ersten Blick erkennen mußte. Zwei Tage nach der Ankunft in dem ihm gänzlich fremden Krakau, seiner nunmehrigen Residenz, in einer schlaflosen, von wüsten Bildern beunruhigten Nacht ließ er gegen drei Uhr Morgens durch den Kammerdiener seinen Leibarzt Miron aus dem Nebenzimmer holen, gestand ihm, daß die Schreckensgestalten der Bartholomäusnacht ihn nicht ruhen ließen, und fühlte sich gedrungen, durch die Erzählung des Herganges seinem Gewissen einige Erleichterung zu verschaffen. Wir geben in dem Folgenden den Inhalt seiner Mittheilungen nach Miron's Bericht theils wörtlich, theils im Auszuge.[192])

„Bereits mehrmals hatten Katharina und Anjou die Bemerkung gemacht, daß der König nach den langen Conferenzen, die er häufig mit dem Admiral unter vier Augen hatte, sich finster und auffahrend gegen Beide benahm und die Zeichen der Achtung, die er sonst der Mutter und dem Bruder zu erweisen pflegte, ganz außer Augen setzte. Eines Tages, ganz kurz vor der Bartholomäusnacht, trat Anjou, wie er pflegte, unangemeldet bei ihm ein, als eben der Admiral nach einer langen geheimen Unterredung weggegangen war. Kaum erblickte ihn der König, so begann dieser, ohne ein Wort zu sagen, mit großen, hastigen Schritten im Zimmer auf- und abzugehen, sah den Bruder oft von der Seite grimmig an und legte zuweilen die Hand an den Dolch. Da dieses längere Zeit so fortdauerte, so ersah Anjou, der nichts Geringeres erwartete, als daß Karl ihn niederstoßen würde, den rechten Augenblick, um sich mit einer

kurzen Verbeugung schleunigst zur Thür hinaus zu retten. Alsbald begab er sich zur Königin Mutter; Klagen und Besorgnisse werden ausgetauscht; man vereinigt sich, daß es der Admiral sei, der dem König eine schlimme Meinung von Beiden eingepflanzt habe, und es wird beschlossen, sich des Mannes zu entledigen. Nur die Herzogin von Nemours, Witwe des vor Orleans erschossenen Franz von Guise, die eben von jenem Meuchelmorde her noch Verdacht und tödtlichen Haß gegen Coligny trug, wird ins Geheimniß gezogen und nimmt theil an der Berathung über die Mittel zur Ausführung. Nachdem ein gasconischer Hauptmann angegangen und als untauglich wieder verabschiedet ist, denkt man an Montravel[193]), der schon früher, als ein Preis von 50,000 Thalern auf Coligny's Haupt stand, diesem nachgegangen war, um ihn zu tödten, und, da ihm dies nicht gelang, den tapfern Mouy, Coligny's innigen Freund, meuchlings erschossen hatte. Montravel, durch Versprechungen und Drohungen bearbeitet, sagt zu; durch Vermittelung der Herzogin von Nemours wird ihm in einem Hause, das einem der Ihrigen gehört, ein wohlgelegenes Zimmer angewiesen, und aus dem Fenster dieses Zimmers fällt am 22. August der Schuß, der Coligny nur verwundet, nicht tödtet. „Da dieser schöne Schuß fehlgegangen war" — sagt Anjou —, „und zwar aus so großer Nähe, so hatten wir wol manche Sorge, und als der König, mein Bruder, am Nachmittage den Verwundeten in seiner Wohnung besuchen wollte, beschlossen wir, meine Mutter und ich, mit von der Gesellschaft zu sein, um ebenfalls Zeugen von der Haltung des Admirals zu sein. Als wir eintraten,

sahen wir ihn in seinem Bette, stark verwundet, und nachdem der König und wir ihm Hoffnung der Genesung gemacht und Muth eingesprochen, auch die Versicherung gegeben hatten, daß wir ihm gegen seine Verwunder, gegen alle Urheber und Theilnehmer an der That gutes Recht schaffen würden, so begehrte er nach einer kurzen Antwort hierauf den König allein zu sprechen. Der König verwilligte ihm dies gerne und gab der Königin, meiner Mutter, und mir ein Zeichen, uns zurückzuziehen; wir begaben uns also in die Mitte des Zimmers und blieben daselbst stehen während des ganzen geheimen Gespräches, das uns großen Argwohn gab, um so mehr, da wir, woran wir gar nicht gedacht hatten, uns von mehr als 200 Edelleuten und Hauptleuten von der Partei des Admirals, die theils in diesem, theils in einem anstoßenden Zimmer, theils auf dem Vorplatze waren, umgeben sahen. Diese mit ihren finstern Gesichtern, mit Mienen und Geberden Unzufriedener, redeten leise miteinander, kamen im Auf- und Abgehen oft vor und hinter uns vorüber, und zwar, wie es uns damals schien, gar nicht in der Haltung der schuldigen Ehrfurcht, sondern als wenn sie etwa Verdacht hegten, daß wir an der Verwundung des Admirals theil hätten. Mag es gewesen sein, wie es will, es kam uns wenigstens so vor, und vielleicht haben wir auch ihr Benehmen schärfer ins Auge gefaßt, als es hätte sein sollen. Wir waren also außer uns vor Bestürzung und Furcht, uns so eingeschlossen zu sehen, und öfters hat mir in der Folge meine Mutter gestanden, daß sie niemals an einem Orte sich befunden, wo sie mehr Angst ausgestanden und den sie mit größerm Vergnügen ver-

lassen habe. Diese Verlegenheit bestimmte uns, die Rede, die der Admiral an den König richtete, baldigst abzubrechen; die Königin, meine Mutter, erdachte sich einen anständigen Vorwand, trat zum König hin und sagte laut: sie halte es nicht für gut, den Admiral so lange reden zu lassen; sie bemerke wohl, daß die Aerzte und Wundärzte es nicht gern sähen; der Admiral könne das Fieber davon haben; der König möge also die Fortsetzung der Unterredung auf eine Zeit verlegen, wo dieser sich besser befinde. Dem König, der das Uebrige gerne gehört hätte, war dieses zwar gar nicht recht; indessen konnte er einem so einleuchtenden Grunde nichts entgegensetzen, und wir zogen ihn so aus dem Hause fort. Alsbald hätte die Königin den Inhalt der Rede des Admirals, welche dieser uns nicht hatte hören lassen wollen, gerne gewußt; sie bat gleich mir den König, denselben uns mitzutheilen, aber er schlug dies mehrmals ab. Doch in Folge unsers Drängens und, wie es schien, mehr um unser los zu werden als aus einem andern Grunde, sagte er endlich aufbrausend und unwillig, beim Tode Gottes schwörend: «Es ist wahr, was mir der Admiral gesagt hat; in Frankreich, sagte er, erkenne man die Könige an der Macht, die sie haben, ihren Unterthanen und Dienern Gutes oder Böses zu erweisen; diese Macht aber und die ganze Staatsverwaltung sei geschickt in Eure Hände hinübergespielt worden; diese Bevormundung und diese Autorität könne mir und meinem Reiche einst sehr nachtheilig werden, ich solle daher nicht trauen, sondern wohl auf meiner Hut sein; dieses habe er mir noch als einer meiner treuesten Unterthanen und Diener vor seinem Tode ans Herz legen wollen. Nun denn, weil Ihr

es habt wissen wollen, das ist's gewesen, was mir der Admiral gesagt hat.» So sprach der König mit leidenschaftlicher Wuth, daß es uns durch Mark und Bein ging; aber wir verbargen unsere Bewegung, so gut es gehen wollte, entschuldigten uns, führten Vielerlei zu unserer Rechtfertigung an und ließen überhaupt nichts ungesagt, was tauglich schien, ihm seine schlimme Meinung auszureden. Unter diesen Gesprächen gelangten wir von der Wohnung des Admirals bis zum Louvre, wo wir den König in seinem Zimmer verließen und uns in das der Königin Mutter zurückzogen. Letztere war gekränkt und beleidigt durch die Anrede des Admirals an den König und mehr noch dadurch, daß dieser ihm zu glauben schien, da sie infolge dessen eine Aenderung in unsern Verhältnissen und in der Handhabung der Staatsangelegenheiten besorgte. Und, um die Wahrheit zu sagen, wir blieben so sehr von allem Rathe und aller Einsicht verlassen, daß wir für damals durchaus keiner Entschließung fähig waren und uns trennten, um die Sache am folgenden Morgen wieder aufzunehmen, wo ich denn wieder bei der Königin eintrat und dieselbe schon außer Bette fand. Ich war in der äußersten Aufregung, sie ebenfalls; es wurde damals nichts Anderes beschlossen, als den Admiral, in welcher Weise es auch sein möchte, aus der Welt zu schaffen. Und da es nun mit List und Feinheit nicht mehr ging, so mußte man wol mit offener Gewalt verfahren; um dieses jedoch zu können, erschien es wiederum nöthig, den König für diesen Entschluß zu gewinnen. Wir wurden also einig, ihn Nachmittags in seinem Cabinete zu besuchen und dahin auch den Herzog von Nevers, die Marschälle Tavannes

und Retz und den Kanzler Birague zu bestellen, lediglich um deren Rath über die Mittel der Vollziehung desjenigen zu hören, was von meiner Mutter und mir bereits beschlossen war. Sobald wir beim König eingetreten waren, begann sie ihm auseinanderzusetzen, wie die Partei der Hugenotten wegen der Verwundung des Admirals sich gegen ihn rüste; Coligny habe mehre Depeschen nach Deutschland geschickt, um 10,000 Reiter werben zu lassen, und ebenso an die Schweizercantone, wo 10,000 Fußknechte ausgehoben werden sollten; nicht weniger seien die französischen Hauptleute von der hugenottischen Partei größtentheils in die Provinzen abgereist, um daselbst Truppen aufzubringen, und Zeit und Ort seien bereits für die Zusammenziehung des Heeres bestimmt. Wäre einmal eine so starke Armee mit den französischen Streitkräften vereinigt — was nur allzu leicht sei —, so würde die königliche Macht nicht zur Hälfte für den Widerstand ausreichen; denn jene hätten innerhalb und außerhalb des Reiches Verbindungen und Einverständnisse mit vielen Städten, Gemeinden und Bevölkerungen (wovon sie sehr genaue Kunde habe); diese würden dann unter dem Vorwande des gemeinen Besten sich mit empören, und da der König nun an Geld und Mannschaft schwach sei, so sehe sie für ihn in Frankreich keinen sichern Platz. Ja, sie habe ihn hierbei noch auf eine andere Folge aufmerksam zu machen. Alle Katholiken nämlich, eines so langen Krieges überdrüssig und bereits von so vielem Unglücke heimgesucht, seien entschlossen, der Sache ein Ende zu machen. Wolle er nun ihren Rath nicht annehmen, so sei es unter ihnen beschlossen, ein Kriegsoberhaupt zu ihrem

Schutze zu erwählen und gegen die Hugenotten ein Offensiv- und Defensivbündniß zu errichten; so würde er denn ganz allein stehen, umringt von großen Gefahren, ohne Macht und Ansehen. Dann würde Frankreich in zwei großen Parteien unter den Waffen stehen, und bei keiner derselben würde er Gehorsam finden. Doch gegen alle diese Gefahren für ihn und den Staat, gegen alles das Unheil, das sich vorbereite und fast schon mit Händen zu greifen sei, gegen den Mord vieler Tausende vermöge ein einziger Degenstoß ein Mittel zu bieten; man habe nur den Admiral, das Haupt und den Urheber aller Bürgerkriege, zu tödten, und alles Unglück würde abgewandt sein. Die Pläne und Unternehmungen der Hugenotten würden mit diesem Manne sterben, und die Katholiken, zufriedengestellt durch das Opfer zweier oder dreier Menschen, würden immer im Gehorsam bleiben. Hierauf wurden dem König noch viele andere Nachtheile vorgehalten, denen er nicht entgehen würde, wenn er diesen Rath nicht annähme; Vieles, was zur Ueberzeugung noch mehr beitragen mochte, wurde von der Mutter und mir berührt, und auch die Andern vergaßen nichts Sachdienliches. So gerieth denn der König in den äußersten Zorn und fast in Wuth, wollte aber anfänglich noch keineswegs darin einwilligen, daß man den Admiral anrühre. Endlich, obgleich erzürnt und höchlich in Furcht vor der großen Gefahr, die wir ihm so lebhaft geschildert hatten, und aufgeregt in dem Gedanken an die so zahllosen, gegen ihn und den Staat gerichteten Ränke, wie wir ihm dies vorzureden wußten, wollte er doch in einer Sache von so hoher Wichtigkeit sich überzeugen, ob nicht auf anderm Wege

zu helfen sei; er wünschte daher unsern Rath zu hören und befahl jedem Einzelnen, auf der Stelle seine Meinung zu sagen. Diejenigen nun, die zuerst stimmten, waren sämmtlich der Meinung, daß man so verfahren müsse, wie wir es als das beste Auskunftsmittel vorgeschlagen hatten. Als aber die Reihe zu reden an den Marschall von Retz kam, täuschte dieser unsere Hoffnung sehr, und wir hatten uns keineswegs einer der unserigen so ganz entgegengesetzten Meinung bei ihm versehen. Er begann also: Wenn irgend ein Mann im Königreiche Grund habe, den Admiral und seine Partei zu hassen, so sei er es; denn jener habe sein ganzes Geschlecht durch schmutzige Nachreden in den übelsten Ruf in Frankreich und bei den benachbarten Völkern zu bringen gesucht; aber er verschmähe es, sich auf Kosten seines Königs und Herrn an einem Privatfeinde durch einen Rath zu rächen, der für den König und sein Reich so nachtheilig wäre, ja bei der Nachwelt den Königen und dem um den alten Glanz und Ruhm gebrachten Volke Frankreichs zur größten Schande gereichen müßte. Mit vollem Rechte würde man uns der Treulosigkeit und Falschheit anklagen; durch diese einzige Handlung würden wir allen Glauben, alles Vertrauen auf öffentliche Zusage und auf Königswort von uns stoßen; es würde somit unmöglich sein, in der Folge etwas für die Pacification des Reiches zu thun, wenn es, was gar nicht ausbleiben könnte, zu einem Bürgerkriege käme; wenn wir durch eine unheilvolle That uns von den fremden Waffen frei zu halten gedächten, so seien wir in großem Irrthum befangen; dieselben würden mehr als jemals über uns kommen und in ihrem Gefolge eine Kette von Unheil

und Verderben, von der nicht wir, ja vielleicht nicht einmal unsere Kinder das Ende sehen würden. Kurz, er deckte uns mit so vielen und einleuchtenden Gründen, daß unsere Einsicht am Ende war; er nahm uns die Worte und Einwendungen aus dem Munde, ja man kann sagen, den Willen der Ausführung, so sehr wußte er überzeugend zu sprechen. Doch Niemand unterstützte ihn; bald kamen wir wieder zu uns selbst, nahmen das Wort und bekämpften Alle aufs äußerste seine Meinung und trugen so den Sieg davon. Plötzlich bemerkten wir bei dem König eine wunderbare und auffallende Aenderung; er trat auf unsere Seite über, nahm unsere Meinung auf und ging sogar noch viel weiter in verbrecherischen Entwürfen. War es uns vorher schwer geworden, ihn zu überreden, so war es jetzt an uns, ihn zurückzuhalten. Er erhob sich, nahm das Wort, gebot uns Stille und sagte in Zorn und Wuth, bei dem Tode Gottes schwörend: Weil wir es denn für gut fänden, daß der Admiral sterben solle, so wolle er's auch; aber es sollten auch alle Hugenotten in Frankreich sterben, damit nicht ein Einziger übrig bleibe, der ihm nachher Vorwürfe mache; wir sollten den Befehl hierzu ohne Säumen ertheilen. Wüthend ging er hierauf zur Thür hinaus und ließ uns in seinem Cabinete zurück, wo wir den Rest des Tages, den Abend und einen guten Theil der Nacht Rath hielten, welche Anstalten zur Ausführung eines solchen Unternehmens zu treffen seien. Wir versicherten uns des Prévôt des Marchands, der Hauptleute des Quartiers und anderer Personen, die wir für die unruhigsten Köpfe hielten, machten eine Eintheilung der Stadt nach ihren Quartieren und bestellten Einzelne

zur Tödtung Einzelner, wie denn der Herzog von Guise die Bestimmung erhielt, den Admiral zu tödten. Als wir nun nicht länger als zwei Stunden in der Nacht geruht hatten, gingen beim Grauen des Tages der König, die Königin Mutter und ich nach dem Portal des Louvre, zunächst dem Ballhause, und traten in ein Zimmer, das die Aussicht nach dem Platze hat, um den Anfang der Execution zu sehen. Noch waren wir hier nicht lange, beschäftigt mit Betrachtungen über die Folgen eines so großen Beginnens, an welche wir, um die Wahrheit zu sagen, bis dahin noch wenig gedacht hatten, — da hörten wir plötzlich einen Pistolenschuß; ich vermag nicht zu sagen, wo, und ob er Jemanden beschädigte, aber das weiß ich, daß er uns Dreien so durch Mark und Bein ging, daß er uns Sinne und Urtheil verwirrte und uns ganz mit Furcht und Schrecken erfüllte vor den großen Gräueln, die jetzt beginnen sollten. Um diesen vorzubeugen, sendeten wir eiligst einen Edelmann an den Herzog von Guise ab und ließen ihm ausdrücklich in unserm Namen befehlen, sich in seine Wohnung zurückzuziehen und nichts gegen den Admiral zu unternehmen. Dieser Befehl sollte auch alles Uebrige abschneiden; denn es war bestimmt worden, daß an keinem Orte der Stadt etwas unternommen würde, bevor der Admiral getödtet wäre. Aber bald kehrt der Edelmann zurück und meldet, Guise habe geantwortet, der Befehl komme zu spät, der Admiral sei todt und man beginne schon mit den Uebrigen in der Stadt. So kehrten wir denn zu unserm alten Beschlusse zurück und ließen den Ereignissen ihren Lauf. Dieses, mein Herr, ist die wahre Geschichte der St.-Bar-

thélemy, die mir diese Nacht die Sinne verwirrt hat."

So weit Miron. Mit dem Inhalt seiner Erzählung stimmen die Memoiren von Tavannes, obgleich im Einzelnen abweichend und gerade hier nicht ohne chronologische Ungenauigkeiten[194]), doch in den Hauptzügen der Entstehungsgeschichte des Blutbades vom 24. August überein.[195]) Die Sache gestaltete sich nach denselben folgendermaßen. Eine langzeitige Prämeditation ist nicht vorhanden. In der flandrischen Angelegenheit entzweit sich die Königin Katharina mit dem Admiral. Besorgt um ihre ganze Stellung, beschließt sie mit Anjou's Räthen den Tod Coligny's und überträgt den Guisen die Ausführung. Montravel wird gedungen, schießt und fehlt. Der König, aufgebracht über die Thäter, wird von der Königin zum Zorne gegen die Hugenotten umgestimmt, von welchen ihm gefährliche Drohungen hinterbracht werden. In einem Rathe von sechs Personen wird in Anwesenheit des Königs der Beschluß gefaßt, den Admiral mit allen Häuptern seiner Partei zu tödten. Eine abermalige Berathung ermittelt die Opfer, welche fallen sollen. Das Morden beginnt, Volkswuth und Plünderungssucht machen es gegen die Absicht des Königs und seiner Räthe zum allgemeinen.

Auch Margarethe von Valois, Heinrich's IV. Gemahlin, berichtet in ihren Aufzeichnungen, daß nach Coligny's Verwundung Katharina, Anjou und Guise, besorgt durch die Drohungen der Hugenotten, diesen zuvorzukommen beschlossen, daß sie den König auf den Glauben brachten, es gelte um Krone und Leben, und daß diesem erst durch das Geständniß der Mutter, daß sie

selbst und Anjou an dem Mordversuche auf den Admiral betheiligt seien, am Vorabend des Mordens selbst die Einwilligung zu demselben abgedrungen worden sei.[196])

Die Echtheit der Erzählung Miron's ist meines Wissens nirgends bestritten worden[197]), selbst nicht von Capefigue[198]) und Sismondi[199]), die sich Beide im Einzelnen auf dieselbe berufen, aber zum Nachtheil ihrer auf den beiden Extremen stehenden Ansichten es versäumt haben, für das Ganze die richtige Anwendung davon zu machen. Gegen die Glaubwürdigkeit von Miron's Mittheilungen aber hat sich Albèri erhoben.[200]) Seine Einwände sind jedoch so schwach, daß sie keiner Widerlegung bedürfen. Er meint: Miron habe sich wichtig machen wollen; wäre er wirklich Heinrich's Vertrauter gewesen, so würde dieser nicht erst zu Krakau sich ihm eröffnet haben; von Heinrich seien außerdem keine Gewissensbisse über seine sonst nur gepriesene und vom Papste mit der Absolution belohnte That bekannt; er habe bei seiner schon befestigten Aussicht auf den polnischen Thron keinen Grund zur Eifersucht auf Coligny gehabt, die Hugenotten eher schonen müssen u. s. w. Aber auch einen Augenblick angenommen, Miron habe wirklich von Heinrich jene Mittheilung erhalten, so meint Albèri, es sei dann weit glaublicher, daß der Prinz seine eigene Schuld durch die Einmengung des Namens seiner Mutter habe mildern wollen, als daß Katharina wirklich betheiligt gewesen sei. Man sieht, der florentinische Historiker kennt keine Grenzen in seinem Eifer für die Unschuld seiner Landsmännin; sie ist ihm unschuldig, wenn auch alle Welt, wenn selbst ihr Sohn Anjou und ihre Tochter Margarethe, von welchen die Letztere nicht ein-

mal eine eigene Schuld zu mildern hatte, ihre Schuld behaupten. Der Fund aber, den Albèri gemacht zu haben glaubt, daß Heinrich Guise der wahre Urheber der Bartholomäusnacht gewesen sei, ist ein eingebildeter. Die von ihm angezogene geheime Correspondenz eines florentinischen Agenten beweist nämlich nichts Anderes, als was der Welt längst bekannt ist, daß Guise ein Mitschuldiger war.[201])

Der Inhalt von Miron's Erzählung schließt sich auf die natürlichste Weise an Dasjenige an, was sich uns aus den besten Quellen über die französischen Verhältnisse der letzten Jahre ergeben hat; ihn stützt, ergänzt und erweitert wiederum ebenso natürlich Dasjenige, was eine weitere quellenmäßige Darstellung über den Verlauf und die nächsten Folgen der Bartholomäusnacht zur Anschauung bringen wird. Mußten wir um des Voraufgehenden willen die Annahme einer langzeitigen Vorbereitung auf das bestimmteste verwerfen und müssen wir des Folgenden wegen mit Capefigue's Annahme eines freiwilligen Ausbruches der Volkswuth ebenso gewiß Dasselbe thun: so würde schon die bloße Combination auf einen Weg führen müssen, der mit dem Inhalte von Miron's Erzählung in gleicher Richtung ginge, und dieser Combination würden allerdings auch etliche historische Zeugnisse zweiter Classe zur Seite stehen, aber Sicherheit und Bestimmtheit würden fehlen. Miron's Bericht nun füllt die Lücke trefflich aus. In seiner Echtheit unangefochten und gestützt von allen innern Gründen der Glaubwürdigkeit, muß er als ein gerades und ausführliches Zeugniß aus dem Munde Anjou's über die geheime Entstehungsgeschichte des Bartholomäusblutbades

gelten; durch ihn legen sich die ersten Anfänge des Verbrechens, das schrittweise Weitergehen, die Zeitpunkte und der Umfang der einzelnen Beschlüsse und die Betheiligung der handelnden Personen in genügender Bestimmtheit dem Auge dar. Alles stimmt zu den bekannten äußern Verhältnissen, wie zu dem Charakter der Betheiligten.

Verfolgen wir jetzt, was weitere verbürgte Nachrichten über den Verlauf der Mordgeschichte und über deren Folgen melden.

Als dem König im Ballhause die Verwundung des Admirals gemeldet wurde, warf er zornig das Schlagnetz auf die Erde und rief: „Soll ich denn niemals Ruhe haben?" Dann verließ er das Spiel und suchte seine Mutter auf. Mittlerweile hatte man den Verwundeten in seine Wohnung, in der Straße Béthisy, nahe an der Stelle, wo das Verbrechen geschehen war, gebracht. Die eine Kugel des Schießgewehrs hatte den Zeigefinger der rechten Hand zerschmettert, die andere war in den linken Oberarm gedrungen. Der König von Navarra, der Prinz von Condé, La Rochefoucault und viele andere Freunde eilten zu ihm; auch katholische Herren kamen voll Theilnahme. Des Königs Wundarzt Ambrosius Paré schnitt den zerbrochenen Finger mit etwas stumpfen Werkzeugen ab, und Coligny ertrug diese Qual, wie sein ganzes Schicksal, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und frommer Ergebung. Bald traten die Marschälle von Cossé und von Damville ein. Der Letztere drückte sein Erstaunen aus, von wem das Verbrechen wol ausgegangen sei, und bot seine besten Dienste an. „Ich habe Niemanden im Verdacht", sagte

Coligny, „als den Herzog von Guise; doch möchte ich's nicht bestimmt behaupten.“ Allerdings war der Schuß aus einem Hause gekommen, das dem Kanonikus Villemur, dem Lehrer Guise's, gehörte, und Derjenige, der dasselbe seit gestern bewohnt hatte, war von Chailly, dem Intendanten des Herzogs, eingeführt und der Wirthin angelegentlich empfohlen worden. Den Mörder selbst fand man, als das verschlossene Haus mit Gewalt erbrochen wurde, nicht mehr anwesend. Er war durch die Hinterthüre entschlüpft, hatte auf einem bereitgehaltenen Pferde schnell das Thor St.-Antoine erreicht, daselbst ein anderes Pferd genommen und seine Flucht in vollem Laufe fortgesetzt. Sein Diener, der ihn nur unter dem Namen Bolland gekannt zu haben versicherte, sagte aus, daß beim Stallmeister Guise's die Pferde bestellt worden seien.[202])

Navarra und Condé, von Schrecken und Unwillen erfüllt, eilten zum Könige. Karl beklagte das Ereigniß mit ihnen und schwur hoch und theuer, daß er an den Schuldigen die strengste Strafe vollziehen werde. Die Königin zeigte sich hiermit einverstanden. Ohne Verzug wurden drei Parlamentsglieder mit der Untersuchung beauftragt, die Thore der Stadt bis auf zwei geschlossen und Befehl ertheilt, Chailly zu ergreifen, wo man ihn fände. Dieser aber war nicht zu finden.

Mittlerweile waren des Admirals Wunden verbunden worden, und Coligny ließ durch seinen Schwiegersohn Teligny und den Marschall von Damville den König um eine letzte Unterredung bitten, da er ihm vor seinem muthmaßlichen Tode noch Wichtiges zu sagen wünsche, was seinen Dienst betreffe. Karl, begleitet von

seiner Mutter, seinem Bruder Anjou[203]) und mehren Großen des Hofes, begab sich gegen zwei Uhr desselben Tages — es war Freitags den 22. August — in die Wohnung des Admirals. Jetzt erfolgte jene Scene, welche, dem oben Mitgetheilten zufolge, einen so beunruhigenden Eindruck auf Katharina und Anjou machte. Nach dem Berichte eines dem Anscheine nach Wohlunterrichteten, der aber einer geheimen Unterredung des Königs mit dem Admiral nicht gedenkt, bezogen sich im Uebrigen die Ermahnungen des Letztern auf die flandrischen Angelegenheiten und auf die strenge Handhabung des Religionsfriedens. Der König schwur von neuem, das an Coligny begangene Verbrechen zu strafen, und genehmigte dessen Bitte, daß auch noch der Requetenmeister Cavaignes, der eifrige Vertreter der Protestanten, und zwei Andere der Untersuchungscommission beigegeben würden.[204])

Zahlreiche Freunde waren beim Admiral versammelt. Nach dem Weggange des Königs berieth man sich, was zu thun. Das Gefühl der Unsicherheit hatte sich der Meisten bemächtigt, Niemand zweifelte, daß der Streich von den Guisen ausgegangen sei, und zahlreiche Stimmen wurden dafür laut, daß man den Kranken, sobald sein Zustand es erlaube, nach Chatillon bringen und in Masse die Hauptstadt verlassen solle. Diese Meinung vertrat am entschiedensten Jean de Ferrières, Vidame von Chartres, der in dem Vorgefallenen nur den ersten Act einer großen Tragödie erkennen wollte. Gegen diesen Vorschlag erklärten sich aber Teligny und Briquemaut, die auf des Königs Wort felsenfest vertrauten und auf keine Weise zugeben wollten, daß er durch Mis-

trauen beleidigt würde.[205]) Indessen bat man den König, selbst darüber zu entscheiden, ob man den Admiral wegbringen, oder zum Schutze desselben gegen weitere Gefahr in der Nähe seiner Wohnung sich einquartieren dürfe. Der König genehmigte das Letztere und ließ den Hugenotten Quartiere in der Straße Béthisy anweisen[206]); er bot sogar eine Unterkunft für Coligny im Louvre selbst an.

An demselben Tage meldete der König seinen Gesandten im Auslande und den Statthaltern der Provinzen das Geschehene mit dem Ausdrucke der größten Misbilligung; er kündigte auch hier seine Absicht an, die strengste Gerechtigkeit zu üben, und foderte zur Erhaltung der Ruhe auf. „Ich will nicht vergessen, Euch zu sagen“ — schrieb er noch nachträglich an seinen Gesandten in England —, „daß diese schändliche Handlung in der Feindschaft, die zwischen dem Hause des Admirals und den Guisen besteht, ihren Grund hat; ich werde aber dafür sorgen, daß sie nicht meine Unterthanen in ihre Streitigkeiten hineinziehen; denn ich will, daß mein Friedensedict von Punkt zu Punkt gehalten werde.“[207])

Auch die Stadtbehörden blieben nicht unthätig. Als die Verwundung Coligny's bekannt wurde, waren der Prévôt des Marchands und die Eschevins gerade im Stadthause versammelt. Sie dachten sogleich, wie das Protokoll besagt, auf Maßregeln, um möglichen Unruhen, zu welchen das Ereigniß Veranlassung geben könnte, zu begegnen. Noch an demselben Tage ergingen schriftliche Befehle an die Hauptleute der städtischen Compagnien (Archers, Arquebusiers und Arbalétriers), mit ihren

Mannschaften vor dem Stadthause zu erscheinen; die Thore und Hauptwachen wurden besetzt und die Viertelsmeister angewiesen, dafür zu sorgen, daß kein Bürger mit Waffen ginge, die Buden der Gewerbtreibenden aber geöffnet blieben.[208])

So kam der Sonnabend. Der Admiral befand sich besser, die Aerzte erklärten ihn außer Gefahr. In der Stadt gingen die Viertelsmeister umher und zeichneten Wohnungen für die Hugenotten auf. Karl erwies dem Kranken fortwährend freundliche Nachfrage, die neuvermählte Königin von Navarra besuchte ihn persönlich.[209]) Die im Hause von Villemur vorgefundene Dienerschaft wurde gerichtlich verhört, ein anderer Diener der Guisen neu verhaftet. Gegen Mittag traten Aumale und Heinrich Guise vor den König und erklärten ihm: Seit langer Zeit scheine es ihnen, als ob er ihre Dienste nicht mehr besonders begehre; hätten sie gewußt, daß ihm ein Gefallen damit geschähe, so würden sie sich ganz vom Hofe zurückgezogen haben. Karl ließ sie mit harten Worten an: Sie möchten hingehen, wohin es ihnen beliebte; er würde ihrer schon habhaft werden, sobald es sich fände, daß sie an dem Angriffe auf Coligny betheiligt wären. Hierauf stiegen die Guisen in ansehnlicher Begleitung zu Pferde, als ob sie abreisen wollten, nahmen ihre Richtung nach dem Thore St.-Antoine, verließen aber die Stadt nicht.[210])

Welch ein Tag der Angst und Verlegenheit für Anjou und Katharina! Der Admiral im Genesen, der König ihm eifriger ergeben als jemals, die Guisen als Mitschuldige bereits so gut als entdeckt: werden diese Letztern die Aufopferung so weit treiben, Schande und

Gefahr für die Haupturheber ganz allein zu tragen? Wenn hier nicht schnell geholfen wird, ist Alles verloren.

Nach dem Mittagsmahle hatten Beide eine Berathung mit ihren Vertrauten im Garten der Tuilerien. Anwesend waren Gonzaga, Tavannes und Retz. Solche, die an die Prämeditation der Bartholomäusnacht glauben, nennen auch den König[211]); dies verträgt sich aber nicht mit Anjou's Bericht. Damals muß die ungeheure Lüge ersonnen worden sein, durch welche man Karl's Einwilligung in den Mord Coligny's und seiner Freunde durch Ueberrumpelung zu gewinnen gedachte.

Gegen vier Uhr zeigte sich Anjou, begleitet von dem Ritter von Angoulême, seinem Bastardbruder, in einer Kutsche spazierenfahrend, in den Straßen von Paris. Um diese Zeit lief das Gerücht, der Marschall von Montmorency, der vor einigen Tagen auf sein Gut gegangen war, habe vom König Befehl erhalten, mit ansehnlichen Streitkräften einzuziehen, und die Bürger hätten Ursache, auf ihrer Hut zu sein.[212]) Wir wissen bereits, daß die Stadtbehörde allerdings ihre Mannschaften auf die Wache gerufen hatte. Dazu lag unter den augenblicklichen Verhältnissen, im Interesse der öffentlichen Sicherheit, genügender Grund vor. Diese Bewegungen erregten aber bei Coligny's Freunden Mistrauen, und sie bewogen ihn, sich vom König eine Wache vor seine Wohnung auszubitten. Karl sandte 50 Arquebusiere unter dem Hauptmann Cosseins, den sein Bruder Anjou ihm hierzu vorschlug.[213]) Auch in der Wahl dieses Führers, der ein persönlicher Feind Coligny's gewesen sein soll, hat man einen Beweis finden wollen,

daß der König das Morden damals schon beschlossen gehabt. Mit welchem Grunde? Der feindliche Cosseins würde gegen des Königs Willen dem seiner Hut Anbefohlenen kein Haar gekrümmt, und jeder Andere würde ihn nicht länger geschützt haben, als des Königs Wille war. Auch daß Cosseins gegen Abend einen Pagen, der zwei Spieße in die Wohnung des Admirals tragen wollte, mit ausdrücklicher Beziehung auf königlichen Befehl anfangs zurückwies und den Eintritt erst dann gestattete, als Heinrich von Navarra dazwischentrat, kann an sich keinen Verdacht begründen; kein Wachthabender würde den ersten besten Unbekannten ohne weiteres mit Waffen in das Haus seines Schützlings eingelassen haben.

Am Abend dieses Tages war es fast nur noch der Vidame von Chartres, der auf schnelle Abreise antrug; die Uebrigen fast sämmtlich sprachen ihr Vertrauen auf des Königs Gerechtigkeit aus und beschlossen, ihn nur noch um Entfernung der Guisen zu ersuchen, weil man von ihrem Einfluß auf die Menge Schlimmes fürchtete. Ein einziger Edelmann, Bouchavannes, hörte schweigend und aufmerksam zu. Es ist ihm später der Vorwurf gemacht worden, der Königin hinterbracht zu haben, was dort gesprochen ward, und noch Anderes, was nicht gesprochen wurde.[214]) Coligny, selbst beruhigt, ließ durch seine Freunde auch beruhigende Briefe in die Provinzen schreiben: man solle sich still verhalten, die Mörder seien verfolgt, sein Leben außer Gefahr, sein Arm zwar verwundet, aber sein Hirn gesund.[215]) Teligny lehnte das Anerbieten etlicher Freunde, beim Kranken zu wachen, freundlich ab, blieb bis gegen Mitternacht, ließ

dann den Schwiegervater unter den Händen der Aerzte und Diener und begab sich in seine benachbarte Wohnung zur Ruhe. Fünf Schweizer von der Leibwache Heinrich's von Navarra blieben in dem innern Hofe des Hauses.[216])

Mittlerweile aber hat sich das Netz über den Häuptern der Unglücklichen zusammengezogen. Im Zimmer des Königs ist die gräßliche Scene gespielt worden[217]), wo eine wohlberechnete Lüge in dem leidenschaftlichen Karl das ganze Rachegefühl des hintergangenen Zutrauens aufwühlt, ihn mit den Schrecken eines unvermeidlichen vierten Bürgerkriegs umgibt, wenn er nicht schleunig handelt, und den Wüthenden in furchtbarer Allgemeinheit, weit über die Absicht der Verführer hinaus, den Untergang der Hugenotten aussprechen läßt. „Alle Hugenotten in ganz Frankreich sollen sterben, damit Keiner übrig bleibe, der mir nachher Vorwürfe mache; den Befehl hierzu habt Ihr ohne Säumen zu ertheilen!" So hatte der König gerufen und war zur Thüre hinausgestürzt. Katharina aber und Anjou blieben mit Tavannes, Nevers und Retz den ganzen Abend zur weitern Berathung zusammen. Was jetzt hier vorging, wie weit oder wie enge man die Grenzen des nahen Blutbades steckte, darüber schwebt undurchdringliches Dunkel; Anjou schweigt hierüber, und die Memoiren von Tavannes scheinen gerade hier nicht sicher zu führen. Nach dem Berichte der letztern sollen blos die Parteihäupter dem Tode geweiht worden sein, und dem alten Tavannes selbst wird das Verdienst beigelegt, Navarra, Condé und den Montmorencys durch seinen Widerspruch das Leben gerettet zu haben.[218])

Auch andere Nachrichten melden, daß Guise, der an die Spitze der Ausführung gestellt war, den Tod Navarra's und Condé's begehrt habe; Jener aber habe bei seiner Schwiegermutter Katharina, Dieser bei seinem Schwager Nevers Vertretung gefunden.[219]) Es ist nicht recht glaublich, daß irgend einer der Mörder damals ein Interesse oder den Muth gehabt haben sollte, die beiden Jünglinge auf die Aechtungsliste zu setzen; hugenottische Schriftsteller sind hier eine ebenso trübe Quelle, als der jüngere Tavannes, der unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. in misvergnügter Zurückgezogenheit die Memoiren seines Vaters schrieb und keine Gelegenheit versäumte, auf die Undankbarkeit der Könige gegen seine Familie anzuspielen. Die letzten Worte des wüthenden Karl buchstäblich zu nehmen, kann dem versammelten Blutrathe wenigstens um des Gehorsams willen nicht eingefallen sein; hätte er es gethan, so käme dies auf seine eigene Rechnung. Nach dem Morden hat Katharina öfters gesagt, sie nehme nur das Blut von sechs Erschlagenen auf ihr Gewissen.[220]) Möglich, daß eine größere Ausdehnung des Opfers nicht nöthig war, um ihr zu genügen; ihr Feind war der Admiral und wer etwa bedeutend genug war, an dessen Stelle zu treten oder ihn zu rächen; hätte Montravel's Kugel gut getroffen, so war ihr ohne Zweifel schon mit einem einzigen Morde genug. Aber ob die sechs auserseheenen Häupter zu erreichen standen, ohne zuvor Haufen von Leichnamen zu übersteigen, ob nicht nach dem Falle dieser Häupter die losgelassene Wuth der Massen unaufhaltsam weiter toben würde: dies ist eine Frage, die Katharina's scharfer Verstand sich unmöglich unbeantwortet lassen konnte,

und wie diese Beantwortung ausfallen mußte, kann bei einiger Beachtung der Verhältnisse, welche die Hauptstadt und Frankreich in jenem Augenblicke darboten, nicht zweifelhaft sein. Es kommt also in ganzer Ausdehnung auf sie selbst und Anjou die Blutschuld des ungeheuern Verbrechens, dessen Urheber Beide waren.

Noch am späten Abend des 23. August — so berichten die Protokolle des Stadthauses — wurde der Prévôt des Marchands, Präsident Le Charron, zum König ins Louvre beschieden, wo ihm dieser eröffnete: er habe soeben Kunde von einer Verschwörung der Hugenotten gegen ihn und seinen Staat erhalten; Charron solle daher die Stadtthore schließen, die Schiffe vom rechten Seineufer wegnehmen und an dem linken an Ketten legen, alle waffenfähigen Bürger aber mit ihren Offizieren unter die Waffen treten und für die weiteren Befehle des Königs bereit halten lassen.[221]) Denselben amtlichen Nachrichten zufolge ließ zwar der Prévôt noch an jenem Abend und in der Nacht schriftliche Einberufungsbefehle an die Viertelsmeister und Stadtoffiziere ausfertigen; diese Befehle aber konnten erst am Morgen des 24., von welchem Tage sie auch datirt sind, herumgetragen werden.[222]) Um diese Zeit waren die königlichen Truppen unter Guise bereits in voller Thätigkeit. Das erste Stadium der St.-Barthélemy hat, trotz Herrn Capefigue, mit den Leidenschaften des pariser Stadthauses nichts zu schaffen.

Was bis zu dem Augenblicke, wo das Mordsignal erklang, im Louvre sich begab, wie in den Gemüthern der Urheber Zagen und Entschluß um die Herrschaft kämpften, und was zwischen den Einzelnen erwogen und

verhandelt ward, — wer vermöchte das zu enthüllen? Nach Anjou's kurzer Andeutung war über Karl und die Seinigen ganz die Angst und Verwirrung des armen Sünders gekommen, der die Größe des Verbrechens, das zu begehen er im Begriffe steht, vollkommen ermißt. Draußen aber erhellten sich nach Mitternacht die Straßen, und die Truppen standen um das Louvre wartend unter den Waffen. Guise, Aumale, Tavannes und der Bastard von Angoulême befehligten. Der genommenen Abrede zufolge — so wird erzählt — hatte die Glocke des Palais[223]), die nur bei feierlichen Gelegenheiten geläutet zu werden pflegte, eine Stunde vor Tagesanbruch das Zeichen geben sollen; Katharina aber, bange, daß der König andern Sinnes werden könnte, ließ noch vor dem bestimmten Zeitpunkte die Glocke der nahen Kirche St. Germain l'Auxerrois anziehen.[224])

Die Ereignisse gingen jetzt ihren Gang. Sie sind bekannt genug, und wir gedenken hier nicht Scenen des Grausens zu schildern. Guise leitete persönlich die Ermordung des Admirals, der König nahm seinen Schwager Heinrich und den Prinzen Condé, die ihre Wohnung im Louvre selbst hatten, gefangen und suchte sie zum Abfalle von ihrer Religion zu zwingen; so war die Partei der Hugenotten hauptlos. Nun wendete die Wuth sich gegen die Uebrigen. Sie haben sich gegen das Leben des Königs und der Seinigen verschworen, — so wird dem Volke gesagt — Keiner soll übrig bleiben. Die Hauptarbeit in der Nähe des Louvre thun die königlichen Garden, die Schweizergarde und die französische[225]); bald schließen sich Banden aus dem Volke an, man zieht von Haus zu Haus, schnell ist der Aufstand

bis in die entferntesten Stadtviertel vorgedrungen, es mordet, wer Lust hat und wen Jeder will.[226]) Das Opfer, das Katharina's und Anjou's Ehrgeiz der Rettung ihres bedrohten Ansehens, Guise's Rachsucht den Manen seines Vaters angezündet, ist nach Montravel's Fehlschuß und Katharina's Lüge von dem wüthenden König zu einem Feuermeere angeblasen worden, dem er, wenn er wollte, jetzt selbst nicht mehr Einhalt zu gebieten vermöchte. Fanatismus, persönliche Feindschaft, Raubsucht, Mordgier, alle Leidenschaften durchtoben die engen Straßen der ungeheuern Stadt; einmal geweckt, gehen sie, unbekümmert um die Wege der Intrigue und Politik, nur die eigene verheerende Bahn.

Ob Karl inmitten der Mordgräuel, die er befohlen, eigenhändig auf seine Unterthanen geschossen oder nicht, kann an sich wenig verschlagen; doch hat man es vielfach in Verhandlung gezogen. Die Sache ist weder erwiesen noch widerlegt. Die älteste Nachricht hierüber finde ich in einer hugenottischen Broschüre, welche etwa ein Jahr nach jenen Ereignissen geschrieben wurde. Hiernach verhielt sich die Sache folgendermaßen. Montgommery, der Vidame von Chartres, Rohan, Frontenay und andere vornehme Hugenotten, die in der abgelegenen Vorstadt St.-Germain jenseit der Seine ihre Wohnung hatten, wurden erst, als der Morgen bereits weit vorgerückt war, aus dem Schlafe aufgeschreckt. Sie liefen nach dem Ufer, sahen gegenüber das Getümmel um das Louvre und warfen sich in Nachen, um sich entweder in des Königs Schutz zu begeben, oder, falls die Meuterei gegen diesen selbst gerichtet wäre, ihm zur Hülfe zu eilen und zu seinen Füßen zu sterben. „Aber

noch hatten sie" — so erzählt jene Schrift — „die Vorstadt nicht verlassen, so sahen sie gegen 200 Soldaten von der königlichen Garde geradeswegs über den Fluß auf sich zukommen; dieselben schrien: «Tödtet, tödtet!» und schossen auf sie im Angesichte des Königs, der sich an den Fenstern seines Zimmers befand; es konnte damals etwa sieben Uhr Sonntag Morgens sein. Auch hat man mir gesagt, daß der König eine Jagdflinte zur Hand genommen und fluchend gerufen habe: «Laßt uns schießen; beim Tode Gottes, sie machen sich davon!» Bei diesem Anblick wußten die Hugenotten der Vorstädte nicht, was sie denken sollten; sie sahen sich genöthigt, wie sie gingen und standen, mit Zurücklassung ihrer besten Sachen, theils zu Fuß, theils zu Pferd, zur Rettung ihres Lebens die Flucht dahin zu nehmen, wo sie eben die sicherste Zuflucht zu finden glaubten. Sie waren nicht sobald aufgebrochen, als auch schon die Soldaten, die Schweizer von der königlichen Garde und einige Höflinge ihre Wohnungen plünderten und Alle, die sie noch antrafen, niedermachten. Uebrigens war es ein günstiger Umstand, daß, als der Herzog von Guise zum Thore von Bussy hinauswollte, es sich fand, daß der Schlüssel verwechselt worden war, was den Säumigen noch einigen Vorsprung zur Flucht gab. Doch wurden sie von den Herzogen von Guise und Aumale, dem Bastard von Angoulême und mehren andern adeligen Mördern etwa auf acht Wegstunden von Paris verfolgt."[227])

Was hier von dem Benehmen des Königs, der noch immer glaubte, es mit Rebellen zu thun zu haben, als Gerücht erzählt ist, widerstreitet nicht seinem bekannten

cholerisch-leidenschaftlichen Wesen und widerlegt sich keineswegs durch den von Capefigue und Andern versuchten Nachweis, daß ein gewisser Balcon des Louvre, auf welchen etwa die spätere Sage jene Scene verlegen mochte, zur Zeit der Bluthochzeit noch gar nicht vorhanden gewesen sei. Die hugenottische Schrift, welche zuerst der Sache gedenkt, ist ebenfalls älter als jener Balcon, und ihr zufolge stand der König mit seiner Flinte überhaupt nicht auf einem Balcone, sondern, wie wir oben gesehen haben, „an den Fenstern seines Zimmers.“[228])

Daß das Haupt Coligny's von dem vielfach beschimpften und verstümmelten Leichnam abgeschnitten und dem König überbracht worden sei, erzählen sehr alte Nachrichten.[229]) Andere fügen hinzu, dasselbe sei sofort einbalsamirt und nach Rom an den Papst und den Cardinal von Lothringen übersandt worden.[230]) Ist dies Letztere wirklich geschehen, so geschah es wenigstens nicht mit dem Willen des Königs. Vielmehr hatte Karl auf die Nachricht, daß Jemand mit Coligny's Kopf sich auf den Weg nach Rom begeben, dem Gouverneur von Lyon, Mandelot, Befehl zugehen lassen, denselben anzuhalten und ihm den Kopf abzunehmen. Nach einem Berichte Mandelot's aber vom 5. September war bis dahin Niemand durch Lyon nach Rom gegangen, als ein Stallmeister Guise's, der die Stadt bereits verlassen hatte, als der königliche Befehl ankam.[231])

Gegen Mittag des Sonntags remonstrirte der Prévôt des Marchands bei dem König gegen das Plündern und Morden, das von den Garden, Soldaten und Edelleuten des Hofes und von allerlei Leuten, die sich unter diese gemischt hätten, verübt würde, und ward von Karl

ermächtigt, zu Pferde zu steigen und an der Spitze der städtischen Streitkräfte sich den Unordnungen entgegenzusetzen.[232]) Demzufolge befahl der Prévôt allen nicht regelmäßig bewaffneten Bürgern, die am Morgen desselben Tages auf Befehl des Königs ergriffenen Waffen wieder niederzulegen und ruhig sich bis auf weitere Anordnung zu Hause zu halten; den Stadtcompagnien aber gab er Befehl, die Häuser der Reformirten gegen die Gewaltthätigkeiten der königlichen Garden und anderer Soldaten zu schützen.[233])

An demselben Tage gingen königliche Schreiben mit Meldungen und Verhaltungsbefehlen an die Statthalter der Provinzen. Während der König — hieß es darin — sein Mögliches gethan, um das an dem Admiral verübte Verbrechen zu verfolgen, hätten die Guisen, auf die gewisse Nachricht hin, daß des Admirals Freunde Rache an ihnen zu nehmen entschlossen seien, in der vergangenen Nacht sich erhoben, die Wache vor Coligny's Hause erstürmt, den Admiral und seine Umgebung getödtet, dann auch andere Hugenotten in verschiedenen Theilen der Stadt niedergemacht, welches Alles mit solcher Wuth zugegangen, daß der König, außer Stand, frühzeitig einzuschreiten, im Louvre für seine eigene Sicherheit vollauf zu thun gehabt. Uebrigens sei die Ruhe jetzt hergestellt. Diese Privatfehde der Guisen und Chatillons sei in keiner Weise mit einem Bruche des Friedens in Zusammenhang zu bringen; vielmehr wolle der König, daß dessen unverbrüchliche Geltung von neuem überall eingeschärft werde, daß Jeder sich ruhig in seinem Hause halte, bei Lebensstrafe Niemand die Waffen ergreife und daß jeder etwa zu fürchtende

Versuch einer weitern Friedensstörung von den Statthaltern mit gewaffneter Hand unterdrückt werde.[234]) Den Gesandten im Auslande wurden die Vorgänge von Paris und die weitern Absichten des Königs in ganz gleichlautender Weise gemeldet.[235])

Ein merkwürdiger Erlaß! Sollte er, im Gefühle, daß bereits genug Blut vergossen sei, die Protestanten in den Provinzen wirklich schützen, oder sie vorläufig nur sicherer machen? Noch bekennt sich der König nicht zur That, aber auch den Protestanten wird kein Vorwurf gemacht; die Guisen allein haben die ganze, durch die angeblich kundgewordenen Rachegedanken der Chatillons nur wenig gemilderte Verantwortung zu tragen. Noch soll das Friedensedict in Kraft sein, und doch hat Karl bereits dem König von Navarra und dem Prinzen Condé unter den heftigsten Drohungen erklärt, daß in Frankreich hinfort nur eine einzige Religion gestattet sei. Protestantenmord ist in dem Erlasse nicht enthalten; sein Wortinhalt geht gegen die Unruhigen unter den Katholiken ebenso gut, als gegen die unter den Hugenotten; aber jeder Statthalter, der Protestanten morden lassen will, hat an dem Erlasse einen trefflichen Rückhalt. War es anders möglich, als daß die Nachricht von den pariser Vorgängen Aufregung, Angst, Besprechungen, Vereinbarungen für die Abwendung möglicher Angriffe hervorrufen mußte? und war dies nicht Stoff genug zum Einschreiten, wo man gerne einschritt? Es wird anderwärts aber auch noch von geheimen und mündlichen Verhaltungsbefehlen an die Statthalter berichtet, die, unbedingt oder bedingt gefaßt, Leib und Leben der Hugenotten jedenfalls der Rücksicht auf Das-

jenige, was die herrschende Partei die Ruhe des Staates nannte, unterordneten. Dem entkommenen Montgommery unter Andern, von dem man fürchtete, daß er die Normandie in Aufstand bringen würde, eilte in aller Stille ein königlicher Haftbefehl, der vielleicht auch mehr sein konnte, auf dem Fuße nach.[236]) Ein allgemeiner Aufstand, ein vierter Religionskrieg stand nach Demjenigen, was soeben in Paris geschehen war und noch geschah, dringend zu erwarten; gut, wenn sich demselben durch Versicherungen und durch polizeiliche Beherrschung vorbeugen ließ; wo nicht, so mochte ein allgemeines Blutbad, vielleicht noch vor zwei Tagen den Bartholomäusmördern ein undenkbarer Gedanke, im gegenwärtigen Augenblicke nicht mehr als ein zu hoher Preis erscheinen, wenn es sie von einem vierten Kriege loskaufte. Das war, ganz nach des Dichters Spruch, der Fluch der bösen That. Daß aber wirklich nach dem Ausbruch des pariser Mordens geheime Weisungen der bezeichneten Art in die Provinzen abgingen, ergibt sich am besten aus den spätern Rücknahmen derselben, wie wir sie bald aus dem Munde des Königs und des Herzogs von Guise selbst beibringen werden.

Am 25. August ging, trotz des königlichen Verbots, das Morden in der Hauptstadt seinen Weg fort. Es ergriff jetzt auch die Landhäuser der Umgegend, es erreichte an diesem Tage schon die Protestanten von Meaux. In den Straßen von Paris zogen die Viertelsmeister auf königlichen Befehl umher und stellten Namensverzeichnisse der Hugenotten, selbst der Weiber und Kinder, auf, für deren Bewachung die Hauswirthe bei Lebensstrafe verantwortlich gemacht wurden.[237])

Inzwischen hatte der Hof begriffen, daß die Ausrede vom vorigen Tage nicht mehr zu halten war. Die Durchwühlung von Coligny's und Teligny's Papieren hatte nichts ergeben, was die Protestanten belasten konnte, wol aber Solches, was den König undl seine Mutter in Verlegenheit brachte. Bei Teligny nämlich fand sich ein Brief von Montmorency vor, in welchem dieser auf die Nachricht von der Verwundung des Admirals das seinem Verwandten zugefügte Unrecht wie seine eigene Sache zu rächen drohte und die Ueberzeugung aussprach, daß er dies ganz im Einklang mit dem Willen des Königs thun werde.[238]) Vor den Augen der Welt mußte der König jetzt entweder den Admiral oder die Guisen fallen lassen. Die Guisen aber waren die gutmüthigen Thoren nicht, die die ganze, in ihrem Umfange noch nicht einmal ermeßbare Blutschuld auf ihre alleinige Rechnung übernommen hätten. Schon am ersten Tage des Gemetzels, wo sie in den Straßen es als den Willen des Königs verkündigen ließen, daß alle Hugenotten sterben sollten, hatten sie selbst einigen Hugenotten eine Zuflucht in ihrem Palaste gewährt, als wollten sie recht geflissentlich zeigen, daß sie persönlich nicht mit dem Hugenottismus, sondern mit Coligny es zu thun hätten. Dem König war dies nicht verborgen geblieben, und die Unzufriedenheit, die er ihnen hierüber bezeigte, konnte ihm in der Sache nicht weiter helfen. Es blieb nichts übrig, als das Geschehene selbst zu vertreten, was auch im Uebrigen der königlichen Stellung am zuträglichsten erschien. Noch an demselben Tage gingen Depeschen mit der Nachricht ins Ausland ab, daß man einer Verschwörung der Hugenotten gegen den

König, seine Mutter und seine Brüder auf die Spur gekommen sei und dieselbe demnächst vollkommen ans Licht gebracht zu sehen hoffe.[239])

Am Dienstag Morgen (26. August) begab sich Karl nach Anhörung der Messe mit seinem ganzen Hofstaat ins Parlament, um sein Lit de justice zu halten. Der Admiral — so setzte er hier in umständlicher Rede auseinander — habe ihm die lange und im Uebermaße bewiesene Langmuth mit dem schwärzesten Undanke gelohnt; er habe sich mit andern Bösewichtern verschworen, den König und den ganzen Stamm der Valois zu tödten, auch Heinrich von Navarra umzubringen und Condé zum König zu machen, wahrscheinlich dieses Letztere aber nur in der geheimen Absicht, auch diesen demnächst aus dem Wege zu räumen und dann selbst sich auf den Thron zu setzen. Die Entdeckung dieser Gräuel habe die äußersten Gewaltmittel in dieser verzweifelten Lage geboten; Alles, was an den Hugenotten vollzogen worden, sei auf seinen alleinigen königlichen Befehl geschehen, und er befehle nun, ganz nach Maßgabe der Gesetze die Untersuchung auf Hochverrath gegen den Admiral und dessen Mitschuldige einzuleiten und zu sprechen, was Rechtens sei.[240])

Die Verkündigung dieses Märchens[241]) nahm der erste Präsident de Thou im Namen des Parlaments mit demüthigstem Danke und mit Lobpreisungen auf die Weisheit des Königs entgegen, — eine Niederträchtigkeit, welcher selbst die Pietät des Sohnes, des berühmten Jakob August de Thou, in sichtbarem Gedränge mit der Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers, nur mit sehr zweifelhaftem Erfolg eine etwas mildernde Wen-

dung zu geben vermag.[242]) Hierauf stellte der Generalprocurator Pibrac die Frage an den König, ob er die gethane Erklärung zum bleibenden Gedächtnisse in die Register des Parlaments eingetragen sehen, und ob er nicht dem noch fortdauernden Morden Einhalt gebieten wolle. Der König bejahte Beides, und das Tödten und Plündern wurde noch an demselben Tage unter Trompetenschall allen Unbefugten bei Todesstrafe wiederholt verboten.[243]) In Paris waren nur noch wenige Hugenotten übrig; aber beinahe in demselben Augenblicke, wo das fast überflüssig gewordene Verbot in den Straßen der Hauptstadt ausgerufen wurde, nahm das Morden zu Orleans seinen Anfang. Aehnliche Verbote wiederholten sich noch am 29. August, wo der König es nöthig fand, eine Commission mit permanenter Sitzung im Stadthause zu errichten, um für die völlige Wiederkehr der Ordnung zu sorgen.[244])

Wie aber Karl im Parlament seinen Befehl zur Execution hervorhob, so verleugnete er ihn in einer Schrift, die ganz gleichzeitig nach England abging. Der protestantischen Bundesgenossin und begehrten Schwägerin gegenüber ließ man die Sache folgende Gestalt annehmen: Der verwundete Admiral, ohne die vom König verheißene und ernstlich betriebene Bestrafung der Angreifer abzuwarten und ohne sich an die muthmaßlichen Thäter zu halten, verabredet vielmehr mit Teligny, La Rochefoucault, Cavaignes und Andern einen Mordplan gegen den König, die Königin Mutter und die Prinzen; derselbe wird verrathen, und der König sieht sich in dieser äußersten Gefahr genöthigt, den Guisen die Hände freizulassen[245]); diese tödten am 24. August mit eini-

gen Soldaten den Admiral und etliche Edelleute von dessen Partei; mittlerweile verbreitet sich im Volke die Kunde von dem mörderischen Anschlage auf seinen König, es stürzt im Zorne über die Reformirten her und tödtet alle ihre Häupter, was vom König, obgleich sie selbst die erste Veranlassung gegeben haben, sehr bedauert wird, im Uebrigen aber als Bruch des Friedensedicts nicht zu betrachten ist.[246])

Eine Erklärung vom 28. August verkündigte wiederum dem Volke, daß die auf königlichen Befehl an dem Admiral und seinen Anhängern vollzogene Bestrafung nicht die Religion, sondern dessen verruchte Verschwörung zum Grunde habe, daß die Protestanten nach wie vor unter dem Schutze des Pacificationsedicts sicher in ihren Häusern leben sollen, zur Vermeidung von Unruhen aber alle Predigten und Versammlungen jeder Art bis auf weiteres ihnen verboten seien. Es wurde angefügt, daß alle bisher Verhafteten freigelassen werden sollten, diejenigen jedoch ausgenommen, welche sich an der Leitung der Geschäfte betheiligt hätten oder mit den Verschworenen im Einverständnisse gewesen sein könnten, über welche der König sich weitere Entscheidung vorbehalte.[247]) Zugleich wurden die Beamten angewiesen, alle Hugenotten, welche sich nicht auf ergangene Auffoderung in ihre Häuser zurückzögen, als Feinde der Krone niederzuhauen.[248]) Die königliche Instruction schließt aber mit folgender sehr merkwürdigen Stelle, welche das Dasein früherer mündlicher Anweisungen außer Zweifel stellt und zugleich Licht auf die Natur derselben wirft: „Im Uebrigen wollen Wir jeden mündlichen Befehl, den Wir etwa Unsern Abgesandten an

Euch und für andere Orte Unsers Reiches zu einer Zeit mitgegeben haben, wo Wir bei der Nachricht von der Verschwörung des Admirals gegen Uns gerechte Ursache hatten, ein unseliges Ereigniß zu besorgen, hiermit vollständig widerrufen haben und widerrufen, und wollen, daß weder von Euch noch von Andern irgend etwas davon vollzogen werde; denn das ist Unser gnädigster Wille."[249])

Auch von Guise liegt uns ein Schreiben vom 31. August vor, worin er einen zum bewaffneten Vorschreiten gegen die Hugenotten seiner Statthalterschaft von ihm gegebenen Befehl widerruft. Dieser Befehl, sagt er, sei unmittelbar nach dem Tode des Admirals und unter dem Einflusse des plötzlichen Zornes, den der König über die entdeckte Verschwörung gezeigt, ertheilt worden; gegenwärtig jedoch, nach der königlichen Erklärung, werde sich die Ruhe von selbst einstellen, und die von ihm anbefohlene Strenge erscheine nicht mehr nöthig.[250])

Dem Beispiel der Hauptstadt antworteten, je nach den Entfernungen früher oder später, die Provinzen in furchtbarem Wiederhall. Fast überall derselbe Gang der Dinge. Die Nachricht von den pariser Ereignissen kommt an, königliche Befehle, auf die Handhabung der Ruhe lautend, aber vielfach von mündlichen oder sonst vertraulichen Weisungen begleitet, geben übelwollenden Befehlshabern einen gefährlichen Spielraum, der sich noch erweitert, als eine zweite Verordnung alle Protestanten, die außer ihren Häusern oder in Versammlungen betroffen werden, außerhalb des Gesetzes stellt.[251]) Die Thore werden geschlossen, die Protestanten verhaftet, hier, wie es heißt, zu ihrer eigenen Sicherstellung, dort

zur Sicherheit der Städte. Pöbelhaufen, mord- und beutelustig, von Fanatikern gehetzt, dringen plündernd in die Häuser ein, stürmen die Gefängnisse, würgen die Gefangenen massenweise. Die Obrigkeit sieht durch die Finger oder findet sogar Vorwand, sich selbst zu betheiligen.

Zu Meaux langte ein Bote der Königin Mutter, die dort Gräfin war, noch am Bartholomäustage selbst an; noch an demselben Tage wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, am folgenden begann das Plündern der Häuser und das Morden Einzelner, am dritten floß das Blut stromweise in den Kerkern.[252])

In Orleans, wo das Morden am Dienstag begann und bis zum Ende der Woche dauerte, fielen, nach der Angabe der Mörder selbst, 1200 Männer, außer diesen viele Weiber und Kinder. Sorbin, der Beichtvater des Königs, hatte durch Briefe die Wuth des Volks geschürt; ein Franciscaner ließ die Schwachen in eine Kirche zusammentreiben, zwang sie, unter den gezückten Schwertern der wüthenden Masse, seine Schimpfreden gegen den Protestantismus anzuhören, nahm ihre Abschwörung entgegen und las ihnen dann die Messe.[253])

Am 26. August erhielt man zu Bourges die erste Kunde von dem pariser Blutbade. Zwei berühmte Rechtslehrer der dortigen Universität, Franz Hotoman und Hugo Donellus, entfernten sich, Böses ahnend, schleunig aus der Stadt. Bald bringt ein Offizier die Nachricht, daß auch in Orleans die Verfolgung begonnen habe und daß der König erwarte, man werde in allen Städten dem Beispiel folgen. Sogleich Plünderung und Tödtung Einzelner; aber noch nehmen wohlgesinnte

Katholiken sich der Verfolgten an. Das Edict des Königs, das zur Ruhe ermahnt, verblüfft auf einige Tage; man begnügt sich, die Thore gesperrt zu halten. Das Edict vom 30. August wird am 3. September verkündigt, mehre Tage herrscht eine dumpfe Schwüle über der Stadt, dann kommen Briefe aus der Umgebung des Königs, am 8. und 9. beginnen die Verhaftungen und zwei Tage später das Blutvergießen in den erzbischöflichen Gefängnissen.[254])

Troyes sperrte schon am 27. August seine Thore, drei Tage nachher ließ der Bailli Verhaftungen vornehmen, und einzelne Tödtungen fielen vor. Am 3. September überreichte der aus Paris zurückkehrende Kaufmann Belin dem Bailli die königlichen Edicte und flüsterte ihm Aufträge von Guise in die Ohren. Der nächste Tag sah zahlreiche Opfer in den Gefängnissen fallen, und am darauf folgenden, nach vollzogener That, verkündigte der Bailli, daß der König in den angelangten Schreiben die Sicherheit der Protestanten befohlen habe. Der Scharfrichter selbst hatte für dieses Gemetzel seine Dienste versagt.[255])

In Lyon war Mandelot Statthalter. Auf die erste Nachricht von der Bartholomäusnacht ließ er die Thore schließen, befahl den Hugenotten, in ihren Häusern zu bleiben, und ließ erst Solche, die auf der Straße betreten wurden, verhaften, dann Andere aus ihren Wohnungen holen. Schon hierbei floß Blut. Bald kamen Briefe aus Paris. Abgeordnete, die daselbst gegen die Hugenotten gearbeitet hatten, meldeten, die Königin habe ihnen zu verstehen gegeben, ihre Beschwerden seien nun nach den pariser Vorgängen thatsächlich erledigt; nichts

stehe im Wege, daß man es in Lyon ebenso mache wie in der Hauptstadt. Jetzt ließ Mandelot den Fanatikern den Zügel schießen. Auf seinen Befehl wurden die Protestanten zusammenberufen und dann massenweise in verschiedenen Gebäuden der Stadt eingekerkert und ihr Vermögen mit Beschlag belegt; das Uebrige überließ er der Menge und ihren Führern. Bald wurden Protestanten aus ihren Verstecken hervorgezogen, auf den Straßen umgebracht, ihre Leichname in den Fluß geworfen; dann drang man zu den Gefangenen im Franciscanerkloster ein, das Morden verbreitete sich in der ganzen Stadt, das größte Blutbad aber war im erzbischöflichen Palaste. Auf den Vorschlag eines Apothekers sah man ausgeschnittenes Menschenfett zum Verkaufe ausgeboten. Mandelot war unterdessen, wie er entschuldigend dem König schrieb, nach der Vorstadt Guillotière gegangen, um — die Ruhe daselbst aufrecht zu erhalten. An die Aufrichtigkeit der von ihm ausgesprochenen Misbilligung des Volksaufstands, als er zurückkam, glaubte Niemand. Er vergaß nicht, dem König einen Wink zu geben, daß er bei der Vertheilung der weggenommenen Hugenottengüter nicht übergangen zu werden wünsche.[256]) Die Zahl der in Lyon Gefallenen ist — vielleicht übertrieben — auf 15—1800 angegeben worden. Die Städte der Provence sahen die verstümmelten Leichname scharenweise den gerötheten Rhonefluß hinabtreiben, und Arles, das sein Trinkwasser aus dem Flusse holt, litt einige Tage lang vor Grauen und Ekel Mangel an dem nothwendigsten Bedürfnisse.

Zu Rouen, wo noch alte Rache gegen die Protestanten kochte, gelang es dem Gouverneur Carrouges,

drei Wochen lang die Ordnung leidlich zu erhalten. Endlich vermochte er nicht mehr zu widerstehen und zog sich in das Schloß zurück. Volkshaufen, von einem Priester geführt, erschlugen am 17. und 18. September an 500 Menschen. Eine Untersuchung, die bald darauf das Parlament einleitete, war eine leere Form.[257])

Noch später brach der Sturm in Toulouse aus, nachdem man sich drei Wochen lang vorläufig mit Verhaftungen begnügt hatte. Schüler und Pöbelhaufen stürmten endlich das Gefängniß, und an 300 Unglückliche sollen unter ihren Händen gefallen sein.[258])

Es wäre so überflüssig als peinlich, dem Umzuge der Gräuel durch die großen und kleinen Städte Frankreichs weiter zu folgen. Wir würden immer wieder denselben Auftritten begegnen. Es gab aber auch Provinzen, deren Statthalter selbst den geheimen Weisungen gegenüber, die im Widerspruch mit des Königs offenen Befehlen ihnen von Paris zukamen, die Hugenotten kräftig schützten, sodaß Blutvergießen in ihren Gebieten fast gar nicht, gezwungene Bekehrungen nur theilweise vorkamen. Unter ihnen sind zu nennen: Tende in der Provence, Gordes in dem Dauphiné, Damville in Languedoc, St.-Héran in Auvergne, Charny in Bourgogne.[259]) Auch die Picardie und Bretagne blieben ruhig.[260]) Auch unter der katholischen Bevölkerung fehlt es nicht an Beispielen von Mäßigung und christlichem Sinne, durch welche viele der Verfolgten Aufnahme in sicheren Verstecken oder die Mittel zur Flucht gefunden haben.

Was die Gesammtzahl der in ganz Frankreich infolge der Bartholomäusgräuel Gefallenen anbelangt, so wird sie sehr verschieden angegeben. Der gleichzeitige

Papirius Masson, ein Katholik, berechnet sie auf 12000, La Popelinière auf 20000, de Thou auf 30000, Sully auf 70000, der Bischof Péréfixe, der für den jungen Ludwig XIV. das Leben Heinrich's IV. schilderte, erhebt sie auf 100,000. Der Abbé Caveirac, der in seiner Abhandlung über die Bartholomäusnacht[261]), bei allem ausgesprochenen Abscheu vor ihren Gräueln, doch die Größe derselben sichtlich zu mindern sucht, stimmt Masson's Angabe als der wahrscheinlichsten bei und sucht der Wahrnehmung Geltung zu verschaffen, daß die Zahl in demselben Grade gesteigert erscheine, wie ein Schriftsteller der Zeit des Ereignisses entfernter stehe. Außer Stand, in der Sache selbst eine endgültige Entscheidung zu finden, müssen wir doch wenigstens gegen Caveirac's bestechende Aufstellung Widerspruch erheben. Die höchste Zahl von 100,000, wie Péréfixe sie angibt, findet sich bereits in einer der ältesten Darstellungen der Bartholomäusnacht, die unter dem Titel „Le reveille-matin des Français" bereits im Jahre 1574, also mehre Jahre vor Masson's Lebensbeschreibung Karl's IX., erschienen ist. Diese Zahl scheint allerdings sehr übertrieben; vielleicht liegt hier eine Verwechselung mit den 100,000 Witwen und Waisen vornehmer Hugenotten zu Grunde, deren Schicksal eine damals vielgelesene Beschreibung der Bartholomäusnacht beklagte.[262])

In Paris selbst fielen nach Papirius Masson 2000, nach Capilupi 3000, nach Brantôme über 4000 Menschen. Auch hier sucht Caveirac abzudingen. Auf den Grund einer im Stadthause vorhandenen Aufzeichnung, wonach die Todtengräber von St.-Innocents für die Beerdigung von 1100 Leichen in der Gegend von St.-

Cloud, Auteuil und Challuau 35 Livres erhielten, setzt Caveirac die Gesammtsumme der Opfer von Paris dreist auf 1000 an[263]; die Todtengräber, meint er, möchten wol mehr angesetzt haben, als sie wirklich beerdigt hätten. Aber er vergißt in Anschlag zu bringen, wie viele Leichname weiter hinabgeschwommen und anderswo oder gar nicht beerdigt worden sein mögen.

Das Verbrechen vom 24. August hatte Katharina's und Anjou's Einfluß gerettet, die Rachsucht der Guisen befriedigt, die Wuth der Fanatiker abgekühlt: was verschlug es ihnen, daß des Königs Ehre besudelt, Frankreichs politisches System durchlöchert, der Friede des Landes von neuem vernichtet war? Im Innern tappte man jetzt zwischen Beschwichtigung und Unterdrückung der Hugenotten herum und fand statt beider nur den Bürgerkrieg; nach außen spielte die französische Diplomatie in den Farben des Chamäleons, indem man Spanien und Rom gegenüber mit der planmäßigen Vorbereitung der Bartholomäusnacht ebenso künstlich zu prangen suchte, wie man gegen dieselbe an den Höfen von London und Wien, bei den deutschen Protestanten, den Schweizern und Polen mit der Miene der gekränkten Unschuld entschiedene Verwahrung einlegte.

Die Hugenotten waren durch den gegen sie geführten Schlag keineswegs vernichtet. Zwar waren ihre Besten gefallen oder flüchtig, ihre Vornehmsten in der Gefangenschaft des Hofes. Heinrich von Navarra fügte sich ohne großes Widerstreben schon nach wenigen Tagen dem Drang der Umstände, trat äußerlich zum Katholicismus über und verbot infolge dessen bald darauf auch in Bearn den protestantischen Cult[264]; Condé wich zö-

gernd der Nothwendigkeit erst dann, als zu der Drohung des wüthenden Königs, der ihm nur zwischen Messe, Tod und Bastille die Wahl ließ, die Ueberredungskunst des abtrünnigen Predigers Du Rosier hinzukam.[265]) Die demüthigen Unterwerfungsschreiben beider Prinzen wurden vom Papste gnädig, für Beide auch mit der nachträglichen Dispensation für ihre Heirathen, beantwortet.[266])

Viele Protestanten aber hatten in England, in der Pfalz, in Genf und Strasburg eine den Hof beunruhigende Zuflucht gefunden, eine noch größere Zahl war in die Städte des Südens und Westens von Frankreich selbst zusammengeströmt, die aus Noth zur katholischen Kirche Zurückgetretenen bildeten wenigstens einen sehr zweifelhaften Gewinn. In Sancerre, in Montauban, in Nismes bereitete sich ein entschiedener Widerstand vor, am bedenklichsten in La Rochelle, das durch seine Lage besonders wichtig war.

In der Umgegend von La Rochelle hatte sich, wie wir wissen, seit dem Frühling unter Strozzi und La Garde ein starkes Heer zusammengezogen, dessen Bestimmung war, zu Schiffe zu gehen, um für den Krieg gegen Spanien verwendet zu werden. La Rochelle indessen, der einzige der protestantischen Sicherheitsplätze, der keine königliche Besatzung eingenommen hatte und auch für immer ohne solche bleiben wollte, hatte der Besorgniß Raum gegeben, als wäre es auf einen Handstreich gegen seine Selbständigkeit abgesehen, war aber von Coligny deshalb beruhigt worden. Jetzt, nach der Bartholomäusnacht, wo mit Coligny auch der flandrische Krieg und die ursprüngliche Bestimmung des Heeres zu Grabe

getragen war, nahm die Sache allerdings eine andere Gestalt an. Dem Hofe war der Besitz der Stadt nun von größter Wichtigkeit.[267]) Nach einem kurzen Briefwechsel zwischen Strozzi, La Garde und der Bürgerschaft, in welchem die guten Versicherungen des einen Theils das Mistrauen des andern nicht zu beschwören vermochten[268]), verkündigte der König, daß er den Bürgern den Feldzeugmeister Biron als Gouverneur sende, der ihnen seinen Willen weiter eröffnen werde.[269]) Biron stand im Geruche des heimlichen Protestantismus und war bei dem pariser Morden selbst in großer Gefahr gewesen. Es schien sich zu La Rochelle allerdings blos um die Anerkennung der königlichen Autorität zu handeln. Aber die Bürger waren geschreckt durch die frische Nachricht von einem Blutbade zu Castres, das ein arglos eingelassener Gouverneur bereitet hatte. Sie erklärten, daß sie Biron nicht aufnehmen würden, bis die Truppen entfernt oder die Zeiten ruhiger wären. Der König versprach die Abberufung der Truppen, die Besatzungsfreiheit der Stadt, La Garde versicherte seine Freundschaft und seine Sorge für die Ungestörtheit des Handels. Es war vergeblich; Biron wurde nicht eingelassen. Dagegen strömten von allen Seiten Protestanten dahin. Schon unmittelbar nach der Nachricht von der Bartholomäusnacht waren die Hugenotten aus Strozzi's Heer mit Sack und Pack dahin gegangen, auch etliche Schiffe waren gefolgt. Strozzi selbst war, wie Tavannes versichert, misvergnügt über die vereitelte Seeunternehmung, die ihm Ruhm hatte bringen sollen.[270]) Im Laufe der drei nächsten Monate kamen 50 Edelleute, 55 Prediger, 1500 Soldaten aus Poitou, Saintonge,

Aunis, Paris, Orleans, Tours, Bordeaux und andern Gegenden an.[271]) Die Protestanten begriffen, daß hinfort ihre Sicherheit nur auf ihrer Vorsicht und ihrem Schwerte beruhe. Welches Zutrauen konnten sie auch ferner zu einer Regierung fassen, die zwar überall den Frieden im Munde führte, aber überall nur die Niederhaltung der Hugenotten darunter verstand und durch ihre treulosen Handlungen stets das Unerträgliche bot?

Der König hatte die fortwährende Geltung des Friedensedicts verkündet, aber die gottesdienstlichen Versammlungen waren bis auf weiteres unter dem Vorwande der öffentlichen Sicherheit verboten; dem Protestantismus war die Lebensluft abgeschnitten. Am 14. September erging ein königlicher Befehl an Guiche, Befehlshaber von Macon, sieben verhaftete Hugenottenhäupter, die während der frühern Kriege Macon in die Hände der Reformirten gebracht hätten, unter keiner Bedingung freizulassen; der König hoffte von ihnen Vieles herauszubringen. Das war also ein Rückgriff gegen die Amnestie von 1570.[272]) Dennoch lud der König drei Wochen später, als guter Familienvater, wie er sagte, und um seine Unterthanen nicht der Hülflosigkeit preiszugeben, alle seit dem 24. August ins Ausland Entflohenen zur vertrauensvollen Rückkehr ein; es war die Drohung angefügt, daß die Güter Derjenigen, die dem Rufe innerhalb einer gewissen Frist nicht folgten, der Beschlagnahme unterliegen würden.[273])

Mittlerweile war auch der Proceß gegen den todten Coligny und seine angeblichen Mitschuldigen betrieben worden; man hatte ihn nöthig, um der Schande des Hofes einen Mantel umzuhängen, namentlich gegenüber

den von England stark und wiederholt gegen die Gerechtigkeit der blutigen Maßregeln ausgesprochenen Zweifeln. Hierzu hatte man zwei Männer als Opfer ausersehen. Der Eine war der Requetenmeister Cavaignes, derselbe, den der König auf Coligny's Verlangen mit der Untersuchung des Mordversuchs in der Straße Béthisy beauftragt hatte[274]), der Andere der siebzigjährige Briquemaut, der während des Blutbades in das Haus des englischen Gesandten geflüchtet und dort ergriffen worden war. Im Kerker wurde Beiden mit der schrecklichsten Folter gedroht, wenn sie nicht des Admirals Verschwörung gegen das Leben des Königs und der Seinigen und ihre eigene Mitschuld eingestünden. Sie blieben standhaft. An die Stelle der ersten Richter, die sie nicht verurtheilen wollten, wurden jetzt andere ernannt, welche weniger Bedenklichkeiten hatten. Nach Urtheil vom 27. October wurden Briquemaut und Cavaignes auf dem Grèveplatze gehängt. Es geschah im Beisein des Königs, der Königin Mutter und Heinrich's von Navarra. Briquemaut suchte man noch auf der Leiter zu bewegen, die Gnade des Königs mit Geständnissen anzuflehen, was er mit der entschiedenen Antwort abwies, daß er unschuldig und keiner Lüge fähig sei, daß nicht er des Königs, sondern der König Gottes Verzeihung bedürfe. Mit ihnen wurde ein Strohmann gehängt, der das Bild Coligny's vorstellen sollte. Es geschah dies infolge eines Urtheils, das Coligny als Verschwörer gegen den König schuldig erklärte, sein Andenken der ewigen Schande hingab, seine Güter dem König zusprach, das Schloß von Chatillon aber dem Erdboden gleichzumachen und auf den Trümmern eine Schandsäule zu errichten befahl.[275])

Ganz um dieselbe Zeit erging ein offener Brief des Königs mit der strengsten Weisung an die Obrigkeiten, den verfolgten Protestanten Schutz zu gewähren[276]); aber ein verschlossenes Schreiben an die Statthalter, das schon nach fünf Tagen folgte, sprach als Grundsatz aus, daß der König niemals eine andere als die römisch-katholische Religionsübung dulden würde, und verordnete die Entfernung aller Protestanten von ihren Aemtern.[277]) Also ein vollständiger Bruch des Friedens von St.-Germain in dürren Worten. Da unterdessen weder Strozzi, noch La Garde, noch Biron auf dem Wege der Unterhandlung mit La Rochelle zum Ziele gekommen waren, so erfolgte am 6. November von Seiten des Königs die letzte Auffoderung zur Unterwerfung, unter Androhung kriegerischen Zwanges durch ein unter Anjou abzusendendes Heer.[278]) Gegen Sancerre war bereits, obwol vergeblich, mit Gewalt eingeschritten worden.

Während so die Unthat der Bartholomäusnacht für Frankreich in einen neuen Bürgerkrieg auslief, hatte nach außen die französische Diplomatie zur Rechtfertigung derselben sehr verschiedene Aufgaben zu lösen. Es galt, nach allen Seiten hin im Lichte der Unschuld, wo möglich im Glanze des Verdienstes zu erscheinen; was aber dem einen Hofe als Verdienst gelten konnte, das war von dem Standpunkte des andern ein Schandfleck.

Am nächsten lag die Rücksicht auf Spanien, die noch eben erst nicht blos bedrohte, sondern zum Theil schon wirklich angegriffene Macht, die noch vor wenigen Tagen durch Alba Erklärungen über Frankreichs feindliche Stellung gefodert hatte. Mit Coligny, mit den

Hugenotten und der Partei der Politiker war das flandrische Project gefallen; es mußte sogar verleugnet werden. „Nach dieser Veränderung" — schrieb die Königin Mutter an St.-Goard, ihren Gesandten zu Madrid — „sind wir mit Spanien zu einem und demselben Glücksziele eingeschifft; die Wohlfahrt des Einen begründet die des Andern, und die Freundschaft ist leicht herzustellen. Die Reformirten trachteten schlechthin nach dem Umsturze des Staates, und bei der Macht, welche ihre Häupter während der Unruhen gewonnen hatten, war es unmöglich, dem Uebel abzuhelfen. Jetzt wird mit Gottes Beistand der König überall Gehorsam finden, und Diejenigen, welche sich durch ihre Künste zu seinen Genossen gemacht hatten, werden ihm künftig nicht widerstehen und sein Reich in Unruhe stürzen können."[279] Philipp hatte die erste Nachricht von dem Ereignisse durch seinen Gesandten erhalten und brach in laute, seinem finstern Wesen ganz ungewohnte Freudenbezeigungen aus. Am andern Tage hatte St.-Goard Audienz bei ihm. Das sei nun der Krieg, den Frankreich gegen Spanien im Schilde geführt, hatte Karl IX. mit erfinderischer Dreistigkeit versichern lassen. Philipp, den man sonst niemals lachen sah, lachte diesmal. „Er begann damit" — schreibt St.-Goard an den König —, „Eure Majestät ob des Titels eines allerchristlichsten Königs zu loben, und sagte: es gebe keinen König, der sich Ihnen an Tapferkeit und Klugheit gleichstellen könne. Zunächst rühmte er den Beschluß an sich und die lange Verheimlichung eines so großen Unternehmens. Ja, die ganze Welt könne kaum begreifen, wie dies so zur rechten Zeit gegen allen Anschein und die Erwartung so vieler treff-

lichen, friedliebenden Menschen in einem Augenblick zu Stande gekommen sei, wo die Einen aus Furcht vor einem unglücklichen Kriege fast gestorben wären und die Andern sich bereits zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Frechheit angeschickt hätten."[280]) Bedarf es noch weiterer Beweise dafür, daß Philipp nicht im Geheimnisse der Bartholomäusnacht gewesen war? Pomphafte Processionen und Dankfeste für den König von Frankreich wurden verordnet. Der verbindlich kluge Philipp bezeigte übrigens, wie St.-Goard nach Paris meldete, sein Misfallen Denjenigen, welche ihn wollten glauben machen, Alles sei unvorhergesehen und nicht nach dem Rathschlusse Karl's IX.[281]) geschehen. St.-Goard griff diesen Gesichtspunkt eifrig auf, und wo etwa ein Zweifel an der planmäßigen Vorbereitung den Ruhm seines Gebieters und dessen Verdienst um Spanien zu schmälern schien, da ging er zu den Großen, sich über Undank zu beklagen, oder pochte auf das Zeugniß von Menschen, die weiter nichts zu bezeugen hatten, als daß Katharina irgend einmal in allgemeinen Ausdrücken ihren Unmuth über die Hugenotten vor ihnen ausgeschüttet hatte.[282]) Unter Diejenigen nun, welche an den langen Vorbedacht des pariser Blutbades nicht glauben wollten und gegen welche St.-Goard folglich zu protestiren hatte, gehörten gerade zwei Männer, die den Verhältnissen nahe genug standen, um ein Urtheil zu haben, Don Diego Zuniga, Gesandter zu Paris[283]), und Alba. Letzterer insbesondere erklärte nicht nur mit anscheinendem Unwillen, daß er sich lieber beide Hände abhauen lassen, als eine so wüthende und unsinnige Handlung, wie das Augustmorden sei, begehen würde, sondern traf auch den Nagel auf den

Kopf, indem er behauptete, daß erst der Schrecken über die Einnahme von Valenciennes und die Niederlage von Genlis den französischen Hof auf diese Bahn gebracht habe. St.-Goard wollte hierin nur den schnöden Undank eines Mannes erkennen, dessen Fehler ohne die Bartholomäusnacht zum sichern Verluste der Niederlande geführt haben würden und der sich immer ein Geschäft daraus gemacht habe, seine eigenen Fehler durch Anklagen gegen Frankreich zu bemänteln. Frankreich nahm das Verdienst in Anspruch, durch die Bartholomäusnacht die Niederlande für Spanien gerettet zu haben.[284])

Zu Rom erhielt man die erste Nachricht von dem Geschehenen theils durch den Nuntius Salviati, theils durch den Hof selbst. Die beiderseitigen Actenstücke beweisen, daß die Ereignisse unabhängig von römischem Einflusse sich gemacht hatten; Salviati's Mittheilungen insbesondere treffen in merkwürdiger Weise mit den Bekenntnissen Anjou's zusammen und schließen die Annahme eines langzeitigen Vorbedachts mit Bestimmtheit aus.

Es war natürlich, daß der König dem Papste von der ohne Dispensation vollzogenen Vermählung nicht nur Nachricht, sondern auch Erklärungen darüber geben ließ. Dieses sollte geschehen durch die Absendung des Herrn von Beauville, dessen Instruction, datirt vom 24. August, dem Tage des Mordens, uns vorliegt. Im Rückblick auf die zehnjährigen, durch drei Bürgerkriege bezeichneten Erschütterungen seines Reiches und auf den Umstand, daß alle von Gott verliehenen Siege doch keine andere Frucht getragen, als ein Edict über die Pacification, habe der König — so befiehlt jene Instruction dem Papste vorzustellen — in nähere Erwägung gezogen,

was wol geeignet sein möchte', eine vollständige Aussöhnung unter seinen Unterthanen herzustellen und zu befestigen und einen Theil derselben mit Gottes Gnade und durch die wohlthätige Macht der Zeit wieder in den Schoos der Kirche zurückzuführen. Zu diesem Ziel nun habe er als den besten Weg erkannt, sich den König von Navarra durch die fragliche Vermählung zu verbinden; denn da derselbe sich hierdurch in Gunst und Ehre so hoch gestellt sehe, so dürfe man nicht zweifeln, daß er die conservative Sache ganz zu der seinigen machen werde.[285])

Unter demselben Datum, und wahrscheinlich dem abreisenden Beauville mitgegeben, ging auch eine königliche Depesche an Ferrals, den Geschäftsträger zu Rom, ab. Der König schreibt darin: aus den letzten Berichten des Gesandten habe er ersehen, daß der Papst nicht anders als unter den früher gestellten (unerfüllbaren) Bedingungen die Heirathsdispensation ertheilen wolle, und er sei überzeugt, daß auch der inzwischen noch ganz neuerdings nach Rom abgesandte Chavigny keine günstigere Antwort zurückbringen würde. „In Anbetracht dessen" — heißt es dann weiter — „und in Erwägung des hohen Interesses, das sich für die Ruhe und Wohlfahrt meines Reiches an die Vollziehung dieser Vermählung knüpft, habe ich mich nach eingeholtem guten Rathe entschlossen, dieselbe vor sich gehen zu lassen, wie denn am vergangenen Montage feierlich und zur Befriedigung meiner sämmtlichen Unterthanen, die eine sehr große Freude darüber bezeigt haben, wirklich geschehen ist. Dieses habe ich Seiner Heiligkeit zu erkennen geben wollen u. s. w."[286]) Am Schlusse gibt der König dem Ge-

sandten noch eine kurze Notiz von dem Tode des Admirals und dem denselben begleitenden Blutbade. Dieselbe ist ganz so gehalten, wie die bereits erwähnten Mittheilungen von jenem Tage an die übrigen Gesandten.

Konnte man in dieser Weise nach Rom schreiben, wenn die Bartholomäusnacht in vorbedachtem Plane lag und Rom im Einverständnisse war? Die Sache ist einfach. Karl hat trotz dem Papste, um des Staatswohls willen, Hochzeit halten lassen; das Bittere dieser Nachricht wird dem Papste durch die Hoffnungen gemildert, die man für die Bekehrung der Hugenotten an jene Heirath knüpft oder wenigstens zu knüpfen scheint. Die plötzlich hereingebrochene Bartholomäusnacht steht als etwas Fremdes, den König, die Hochzeit und die Bekehrungshoffnungen nicht Angehendes, als mitgetheilte Neuigkeit in dem Schreiben an den Gesandten. Noch hatte der Hof am 24. August nicht aufgefunden, was sich diplomatisch aus ihr machen ließe; sie ward nach Rom verleugnet, wie nach London.

Kommen wir auf Salviati. Schon am 22. August berichtete er an den Cardinal-Staatssecretär zu Rom über den soeben an dem Admiral verübten Mordversuch.[287]) Er erzählte die Sache ganz so, wie sie damals sogleich bekannt wurde, gedachte der persönlichen Beziehungen des Hauseigenthümers zu dem Haus Guise, der Flucht des Mörders und verschiedener anderer Umstände, die zur Sache zu gehören schienen. Keine Spur davon, daß er dem Ereignisse näher stand als jeder andere Diplomat, der seinem Hofe einen an sich wichtigen, vielleicht folgenschweren Vorfall meldet. Am 24. berichtet er dann weiter über das in der letzten Nacht begonnene Morden,

das noch immer fortdauere und von wilder Plünderung begleitet sei. Er spricht es aus, daß auf des Königs Befehl sämmtliche Hugenotten in Stücke gehauen worden, der seinem Bastardbruder von Angoulême und den Herzogen von Guise und Aumale die Ausführung übertragen habe. „In der kurzen Zeit“ — fährt er fort —, „die seit der Verwundung des Admirals vergangen ist, haben sich die Hugenotten in Reden und Verhandlungen auf das anmaßendste benommen, und namentlich sagten La Rochefoucault und Teligny gestern der Königin höchst unverschämte Worte. Hätte der Schuß den Admiral auf der Stelle getödtet, so kann ich nicht glauben, daß man der Sache eine solche Ausdehnung gegeben haben würde.“[288]) Weiter bemerkt Salviati, wie er in der letzten Zeit bei der immer weiter gehenden Kühnheit des Admirals die Ueberzeugung gewonnen habe, daß man ihm wol bald „auf die Finger schlagen“ werde; auch erinnert er an eine Stelle in seinen Depeschen, wo er geschrieben hatte, „er hoffe bald Seiner Heiligkeit eine angenehme Nachricht geben zu können“. Bei der Meldung des allgemeinen Abschlachtens der Protestanten lag es nun dem Diplomaten natürlich nahe, einen Blick auf den Umschwung zu werfen, den dasselbe zu Gunsten des Katholicismus augenscheinlich zur Folge haben mußte. „Unserm heiligen Vater“ — schreibt er — „bitte ich in meinem Namen die Füße zu küssen. Von Grund des Herzens freue ich mich mit ihm, daß es beim Beginne seines Pontificats der göttlichen Gnade gefallen hat, die Angelegenheiten dieses Reiches auf eine so segensreiche und ehrenvolle Bahn zu lenken und den König und die Königin Mutter dergestalt in

ihren Schutz zu nehmen, daß sie ihnen Weisheit und Macht gab, diese Pestwurzel mit so großer Klugheit in einem so günstigen Augenblicke auszureuten, wo alle Rebellen unterm Schlosse und im Käfig waren."

Unmittelbar fährt dann Salviati fort: „Im Laufe der Zeit beabsichtigt die Königin nicht nur, das Edict (nämlich das des Friedens von St.-Germain) zu widerrufen, sondern auch auf dem Wege Rechtens den katholischen Glauben in seiner alten Observanz wiederherzustellen, — eine Sache, woran gegenwärtig Niemand mehr wird zweifeln dürfen, nachdem man den Admiral mit so vielen andern tapfern Männern getödtet hat, — ganz so, wie sie dies einst in einer Unterhaltung aussprach, die ich hierüber zu Blois mit ihr hatte, als ich über die navarrische Heirath und andere Angelegenheiten jener Zeit verhandelte, was ich als wahr vor unserm heiligen Vater und vor der ganzen Welt bezeugen kann."[289])

Die obige Depesche begleitete der vorsichtige Nuntius mit einer chiffrirten Beilage, in welcher er seine flüchtige Andeutung über das Verhältniß des ersten Mordangriffs auf den Admiral zu dem allgemeinen Blutbade in folgender Weise weiter ausführt:

„Während seines Aufenthalts am Hofe hatte der Admiral durch Schlauheit und gebietendes Wesen beim König es dahin gebracht, daß gewissermaßen er es war, der die Regierung führte; seine Meinung war fast für alle Beschlußnahmen maßgebend, was bei dem Staatssecretair Morvilliers, dem Grafen von Retz und Andern Verdruß erregte, im Herzen der Regentin aber die heftigste Eifersucht anfachte. Letztere verhandelte darum insgeheim mit der Herzogin von Nemours und beschloß,

ihrer Qual ein Ende zu machen und ihn tödten zu lassen. Ehe man zu dem Entschlusse kam, den deutschen Zögling des alten Guise mit dem Schusse zu beauftragen, hatte Madame von Nemours eine Unterredung deshalb mit dem Herzog von Guise, ihrem Sohne, und wurde von diesem aufgefodert, den Admiral, wenn dieser der Regentin seine Aufwartung machen würde, zu erschießen; es sei ja etwas sehr Leichtes — suchte er ihr vorzustellen —, auf einen Mann, der sich dessen nicht versähe und der unter Damen, zumal in Anwesenheit der Regentin, ganz ohne Argwohn sein würde, eine Flinte abzudrücken. Als aber durch den Deutschen mit des Herzogs von Anjou, nicht aber mit des Königs Vorwissen der Schuß geschehen war, und die Regentin sah, daß der Admiral nicht starb und wie großer Gefahr sie nun ausgesetzt war, so ahnte sie Schlimmes theils wegen ihres eigenen Gewissens, theils wegen der übermüthigen Reden der gesammten Hugenottenschaft, die nicht daran glauben wollte, daß der Schuß von Meuchelmördern des Herzogs von Alba ausgegangen sei, wie die Königin sie gerne überredet hätte; sie begab sich daher zu dem König und foderte ihn zu dem nun erfolgten allgemeinen Blutbade auf."[290])

Wir sehen hieraus, daß Salviati schon am ersten Tage den Zusammenhang der Sache im Wesentlichen ganz genau so erfuhr, wie ihn nach Jahresfrist der vom Gewissen geängstigte Anjou dem Arzte Miron mittheilte. Beide Berichte dienen einander zur Stütze, wie sie mit allen vor Augen liegenden Verhältnissen trefflich zusammenstimmen.

Nun finden wir zwar bei Ranke, daß Katharina spä-

ter Salviati daran erinnerte, daß sie einst durch ihn dem verstorbenen Papste habe sagen lassen: „er solle bald ihre und des Königs Rache an den Hugenotten sehen", was denn Salviati auf ihre ausdrückliche Auffoderung auch bestätigt habe.[291]) Dies ändert aber in der Sache nichts. Daß Katharina dem Papste eine bevorstehende Rache an den Protestanten angedeutet haben will, hat nichts auf sich, so lange nicht vorliegt, wann, mit welcher Bestimmtheit und in welcher Ausdehnung dieses geschehen ist. Fällt die fragliche Aeußerung z. B. in die Zeit des letzten Krieges, so wird Niemand auch ohne dieselbe die feindseligen Absichten der Königin gegen die Hugenotten bezweifeln; was würde sie aber alsdann für die Bartholomäusnacht beweisen? Dem um Zeugniß angerufenen Nuntius kam es natürlich nicht zu, der Königin ins Gesicht die Anwendbarkeit der allgemeinen Andeutung auf den gegebenen Fall abzuleugnen.

Wie Salviati fortwährend über die Sache dachte, legt seine chiffrirte Depesche vom 22. September dar: „Alles, was man über die Verwundung und den Tod des Admirals abweichend von Demjenigen zu lesen bekommen wird, was ich gemeldet habe, wird mit der Zeit seine Berichtigung finden. Die Regentin entzweite sich mit ihm und faßte erst wenige Tage vorher, ehe sie den Schuß thun ließ, ihren Entschluß, und zwar ohne des Königs Vorwissen, aber in Gemeinschaft mit dem Herzog von Anjou, Madame von Nemours und deren Sohne, dem Herzog von Guise, und wäre der Admiral sogleich gestorben, so wären die Andern nicht ermordet worden; da er aber nicht starb und da man nun großes Unheil besorgte, wenn er sich auf den König stützte, so wurde

beschlossen, die Scham bei Seite zu setzen und ihn sammt den Andern ermorden zu lassen, was denn noch in derselben Nacht zur Ausführung gebracht wurde.“[292])

Salviati benahm sich ebenso artig im Verkehr mit der Königin als aufrichtig in der Berichterstattung an seinen Hof. Katharina aber hatte, wie sich aus dem Angeführten ergibt, schon sehr bald nach dem 24. August nicht nur nichts mehr dagegen, wenn man zu Rom an einen langen Vorbedacht der Bartholomäusnacht glaubte, sondern ihre Berufung auf frühere allgemeine Aeußerungen, die sie jetzt zu Hindeutungen auf die letzten Ereignisse zu machen suchte, zeigt auch, daß sie es gerne sah, wenn man zu Rom die Sache so auffaßte. An Festlichkeiten ließ man es nun auch zu Rom nicht fehlen; die Kanonen der Engelsburg wurden gelöst, eine kirchliche Feier folgte der andern. Daß man hierbei nicht blos einen Sieg des Königs über Rebellen, wie manche katholische Schriftsteller glauben lassen möchten, sondern auch einen Triumph der Kirche über die Ketzer feierte, beweist am besten das Dankfest, welches am 8. September der Cardinal von Lothringen in Gegenwart des Papstes in der Kirche des heiligen Ludwig anstellte. Die an der Hauptthüre prangende, mit Kränzen umwundene goldene Inschrift[293]) rühmte, daß nun fast alle Ketzer und Rebellen Frankreichs mit einem Schlage vernichtet seien und das Wiederaufblühen der Religion gesichert.

Den einmal angeschlagenen Ton griff der päpstliche Höfling Camillo Capilupi auf, um in seinem „Stratagemma di Carlo Nono“ die Bartholomäusnacht als das Werk des feinsten Verstandes, der folgerichtigsten Planmäßigkeit zu verherrlichen. Alles erscheint hier als

der Triumph machiavellistischer Verstellung: der Friede von St.-Germain, die navarrische Heirath, die Hochstellung Coligny's und Montmorency's, die Freundschaft mit England, selbst das Zerwürfniß mit Spanien und der Ungehorsam gegen Rom, — Alles hat nur zum Zwecke, die Protestanten ins Netz zu locken und desto sicherer mit List zu erreichen, was der Gewalt des Krieges mislungen war. Ueber dem Ganzen aber schwebt der Heilige Geist und verhüllt wunderbar das Geheimniß vor Freund und Feind, bis der Plan reif und bereits vollzogen ist und Karl den Papst und Philipp die Entdeckung machen läßt, daß er stets ihr bester Freund gewesen ist und durch sein geheimes Walten ihnen, den Mistrauischen, nur eine desto freudigere Ueberraschung hat bereiten wollen. Capilupi's Schrift lief in zahlreichen Abschriften um und fand den Beifall des Cardinals von Lothringen; den begonnenen Druck derselben aber hintertrieb der Prälat vorerst, weil der französische Hof Gründe hatte, das ihm hier gespendete Lob nicht überall laut werden zu lassen.[294])

Denn was die französische Diplomatie in Rom und Madrid künstlich hervorrief und pflegte, der Glaube an die Prämeditation, durfte gerade da, wo er sich fast von selbst bildete, am wenigsten geduldet werden: in Frankreich, wo verzweifelte Hugenotten zu beruhigen waren, bei den protestantischen Schweizern, welche Miethstruppen geben sollten, in England und Polen, wo man Königskronen suchte, in Deutschland, wo man gar um den Kaiserthron buhlte, hatte man einen ganz entgegengesetzten Ruf nöthig. Die Valois hatten ihre Noth, aus ihrem eigenen Labyrinth sich herauszuwickeln; aber gestehen

muß man, daß die französische Diplomatie wenigstens nicht durch Verschämtheit ihr Spiel verdarb.

Der Eindruck, den die Bartholomäusnacht in England machte, war gleich anfangs ein höchst bedenklicher und steigerte sich durch die Wahrnehmung der Widersprüche in den verschiedenen Erklärungen des Königs. Gerade damals stand die Vermählungssache zwischen Elisabeth und Alençon auf dem Punkte, daß wegen einer persönlichen Zusammenkunft verhandelt wurde. Ein unheilbarer Stoß schien diesem Plane zugefügt; Fénélon war in der größten Verlegenheit. Die augenblickliche Meinung war, daß der Schlag längst vorbereitet und die navarrische Hochzeit nach Verabredung mit dem Papste und mit Spanien blos das Mittel gewesen sei, um die Hugenotten in die Falle zu locken.[295]) Walsingham's Berichte klagten fortwährend über den wiederhergestellten Einfluß der Guisen, des Papstes und Philipp's, meldeten aus den Provinzen ein Blutbad nach dem andern, stellten sogar in Aussicht, daß man nach dem Falle von La Rochelle und der Ausrottung der Protestanten das Schwert gegen England kehren und Maria Stuart befreien würde.[296]) Karl und Katharina aber betheuerten unaufhörlich ihre Freundschaft, stellten die Bartholomäusnacht als Nothwehr, die nachfolgenden Gräuel in den Provinzen als ganz gegen ihren Willen laufend dar. Elisabeth nahm das Märchen von der Verschwörung des Admirals mit ernster Würde entgegen und verbarg dem Gesandten ihr Mistrauen gegen die Gesinnungen des Königs keineswegs, ja sie deutete an, daß in ihren Augen ein Flecken auf des Königs Ehre hafte, so lange nicht die Schuld des Admirals gerichtlich erwiesen sei.[297]) Um

ter Salviati daran erinnerte, daß sie einst durch ihn dem verstorbenen Papste habe sagen lassen: „er solle bald ihre und des Königs Rache an den Hugenotten sehen", was denn Salviati auf ihre ausdrückliche Auffoderung auch bestätigt habe.[291]) Dies ändert aber in der Sache nichts. Daß Katharina dem Papste eine bevorstehende Rache an den Protestanten angedeutet haben will, hat nichts auf sich, so lange nicht vorliegt, wann, mit welcher Bestimmtheit und in welcher Ausdehnung dieses geschehen ist. Fällt die fragliche Aeußerung z. B. in die Zeit des letzten Krieges, so wird Niemand auch ohne dieselbe die feindseligen Absichten der Königin gegen die Hugenotten bezweifeln; was würde sie aber alsdann für die Bartholomäusnacht beweisen? Dem um Zeugniß angerufenen Nuntius kam es natürlich nicht zu, der Königin ins Gesicht die Anwendbarkeit der allgemeinen Andeutung auf den gegebenen Fall abzuleugnen.

Wie Salviati fortwährend über die Sache dachte, legt seine chiffrirte Depesche vom 22. September dar: „Alles, was man über die Verwundung und den Tod des Admirals abweichend von Demjenigen zu lesen bekommen wird, was ich gemeldet habe, wird mit der Zeit seine Berichtigung finden. Die Regentin entzweite sich mit ihm und faßte erst wenige Tage vorher, ehe sie den Schuß thun ließ, ihren Entschluß, und zwar ohne des Königs Vorwissen, aber in Gemeinschaft mit dem Herzog von Anjou, Madame von Nemours und deren Sohne, dem Herzog von Guise, und wäre der Admiral sogleich gestorben, so wären die Andern nicht ermordet worden; da er aber nicht starb und da man nun großes Unheil besorgte, wenn er sich auf den König stützte, so wurde

beschlossen, die Scham bei Seite zu setzen und ihn sammt den Andern ermorden zu lassen, was denn noch in derselben Nacht zur Ausführung gebracht wurde."[292])

Salviati benahm sich ebenso artig im Verkehr mit der Königin als aufrichtig in der Berichterstattung an seinen Hof. Katharina aber hatte, wie sich aus dem Angeführten ergibt, schon sehr bald nach dem 24. August nicht nur nichts mehr dagegen, wenn man zu Rom an einen langen Vorbedacht der Bartholomäusnacht glaubte, sondern ihre Berufung auf frühere allgemeine Aeußerungen, die sie jetzt zu Hindeutungen auf die letzten Ereignisse zu machen suchte, zeigt auch, daß sie es gerne sah, wenn man zu Rom die Sache so auffaßte. An Festlichkeiten ließ man es nun auch zu Rom nicht fehlen; die Kanonen der Engelsburg wurden gelöst, eine kirchliche Feier folgte der andern. Daß man hierbei nicht blos einen Sieg des Königs über R e b e l l e n, wie manche katholische Schriftsteller glauben lassen möchten, sondern auch e i n e n T r i u m p h d e r K i r c h e ü b e r d i e K e t z e r feierte, beweist am besten das Dankfest, welches am 8. September der Cardinal von Lothringen in Gegenwart des Papstes in der Kirche des heiligen Ludwig anstellte. Die an der Hauptthüre prangende, mit Kränzen umwundene goldene Inschrift[293]) rühmte, daß nun fast alle Ketzer und Rebellen Frankreichs mit e i n e m Schlage vernichtet seien und das Wiederaufblühen der Religion gesichert.

Den einmal angeschlagenen Ton griff der päpstliche Höfling Camillo Capilupi auf, um in seinem „Stratagemma di Carlo Nono" die Bartholomäusnacht als das Werk des feinsten Verstandes, der folgerichtigsten Planmäßigkeit zu verherrlichen. Alles erscheint hier als

der Triumph machiavellistischer Verstellung: der Friede von St.-Germain, die navarrische Heirath, die Hochstellung Coligny's und Montmorency's, die Freundschaft mit England, selbst das Zerwürfniß mit Spanien und der Ungehorsam gegen Rom, — Alles hat nur zum Zwecke, die Protestanten ins Netz zu locken und desto sicherer mit List zu erreichen, was der Gewalt des Krieges mislungen war. Ueber dem Ganzen aber schwebt der Heilige Geist und verhüllt wunderbar das Geheimniß vor Freund und Feind, bis der Plan reif und bereits vollzogen ist und Karl den Papst und Philipp die Entdeckung machen läßt, daß er stets ihr bester Freund gewesen ist und durch sein geheimes Walten ihnen, den Mistrauischen, nur eine desto freudigere Ueberraschung hat bereiten wollen. Capilupi's Schrift lief in zahlreichen Abschriften um und fand den Beifall des Cardinals von Lothringen; den begonnenen Druck derselben aber hintertrieb der Prälat vorerst, weil der französische Hof Gründe hatte, das ihm hier gespendete Lob nicht überall laut werden zu lassen.[294])

Denn was die französische Diplomatie in Rom und Madrid künstlich hervorrief und pflegte, der Glaube an die Prämeditation, durfte gerade da, wo er sich fast von selbst bildete, am wenigsten geduldet werden: in Frankreich, wo verzweifelte Hugenotten zu beruhigen waren, bei den protestantischen Schweizern, welche Miethstruppen geben sollten, in England und Polen, wo man Königskronen suchte, in Deutschland, wo man gar um den Kaiserthron buhlte, hatte man einen ganz entgegengesetzten Ruf nöthig. Die Valois hatten ihre Noth, aus ihrem eigenen Labyrinth sich herauszuwickeln; aber gestehen

muß man, daß die französische Diplomatie wenigstens nicht durch Verschämtheit ihr Spiel verdarb.

Der Eindruck, den die Bartholomäusnacht in England machte, war gleich anfangs ein höchst bedenklicher und steigerte sich durch die Wahrnehmung der Widersprüche in den verschiedenen Erklärungen des Königs. Gerade damals stand die Vermählungssache zwischen Elisabeth und Alençon auf dem Punkte, daß wegen einer persönlichen Zusammenkunft verhandelt wurde. Ein unheilbarer Stoß schien diesem Plane zugefügt; Fénélon war in der größten Verlegenheit. Die augenblickliche Meinung war, daß der Schlag längst vorbereitet und die navarrische Hochzeit nach Verabredung mit dem Papste und mit Spanien blos das Mittel gewesen sei, um die Hugenotten in die Falle zu locken.[295]) Walsingham's Berichte klagten fortwährend über den wiederhergestellten Einfluß der Guisen, des Papstes und Philipp's, meldeten aus den Provinzen ein Blutbad nach dem andern, stellten sogar in Aussicht, daß man nach dem Falle von La Rochelle und der Ausrottung der Protestanten das Schwert gegen England kehren und Maria Stuart befreien würde.[296]) Karl und Katharina aber betheuerten unaufhörlich ihre Freundschaft, stellten die Bartholomäusnacht als Nothwehr, die nachfolgenden Gräuel in den Provinzen als ganz gegen ihren Willen laufend dar. Elisabeth nahm das Märchen von der Verschwörung des Admirals mit ernster Würde entgegen und verbarg dem Gesandten ihr Mistrauen gegen die Gesinnungen des Königs keineswegs, ja sie deutete an, daß in ihren Augen ein Flecken auf des Königs Ehre hafte, so lange nicht die Schuld des Admirals gerichtlich erwiesen sei.[297]) Um

nun diesen Flecken zu tilgen, ward sofort zu Paris der Justizmord an Briquemaut und Cavaignes verübt. Schärfer noch als Elisabeth sprachen sich der Staatsrath und die Stimme des Volkes aus.[298]) Mit Besorgniß sah Fénélon die englische Politik sich von Frankreich entfernen und den entgegenkommenden Schritten Spaniens Hoffnung machen; die spanischen Agenten versäumten nichts, um die Auftritte in Frankreich ins grellste Licht zu stellen.[299]) Bald kamen sehr freundliche Schreiben von Philipp und Alba an Elisabeth[300]), bald auch Auffoderungen der Hugenotten zu Rüstungen[301]); es verlautete, daß England an Zurückrufung seiner Truppen aus Vliessingen, an heimliche Unterstützung von La Rochelle denke.[302]) Doch gelang es, das äußerliche Verhältniß in leidlichem Zustande zu erhalten; sogar die Heirathssache blieb noch lange, wiewol ziemlich lau, im Gange; man verhandelte um eine Zusammenkunft in Dover, Jersey oder Guernsey, um den Hausgottesdienst für Alençon und Aehnliches, bis man im nächsten Frühling beiderseits einsah, daß auch diesmal die Vereinigung nicht zu machen sei. Im Spätherbste aber übernahm Elisabeth auf feierliche Einladung die Gevatterschaft bei Karl's erstgeborenem Töchterchen.[303]) Die Annäherung zwischen England und Spanien suchte Fénélon zu hintertreiben, und Karl war bemüht, die Engländer zum Nachtheil seines Schwagers Philipp, dem er feierlichst Freundschaft log, in Vliessingen zurückzuhalten.[304])

In Deutschland standen um die Zeit der Bartholomäusnacht Schomberg's Unterhandlungen so, daß die protestantischen Fürsten zwar das von Frankreich betriebene allgemeine Bündniß ablehnten, aber zu dem ur-

sprünglich angebotenen Schutzbündnisse[305]) für den Fall, daß Karl wegen der den Hugenotten bewilligten Religionsfreiheit angegriffen würde, sich bereit zeigten. Schomberg rieth seinem Hofe sehr zu, auch dieses Letztere anzunehmen, weil dadurch jedenfalls Entfremdung vom Hause Oestreich eingeleitet und Frankreichs auswärtige Plane gefördert werden würden. Diese Plane aber gingen dahin, Anjou als polnischen König, Karl selbst oder Anjou dereinst als Römischen Kaiser durchzusetzen.[306]) Nach der pariser Gewaltthat war es denn auch Schomberg's Aufgabe, zu versichern, daß durch dieselbe lediglich eine Verschwörung, nicht aber die Religion habe unterdrückt werden sollen, was indessen die protestantischen Fürsten nicht glaublicher fanden, als der Kaiser.[307]) Schomberg warnte vergeblich vor weitern Schritten gegen die Hugenotten. Der Kurfürst von Sachsen sagte zwar einige kalte Formeln von Fortdauer des alten guten Einvernehmens, wies aber eine innigere Annäherung an einen Hof zurück, der die Religionsübung verboten, Navarra und Condé zur Anhörung der Messe gezwungen habe und von welchem sogar verlaute, daß er Alba ein Hülfsheer senden wolle.[308]) Nicht weniger erklärte der Kurfürst von der Pfalz die ganze Grundlage der Unterhandlungen für zerstört durch die Aenderung des Friedensedicts.[309]) Dem Kaiser war von Rom gemeldet worden, daß der Cardinal von Lothringen sich gerühmt habe, der Plan zum Blutbade sei bereits vor seiner Abreise aus Frankreich beschlossen gewesen.[310]) Hiergegen machte der Widerspruch der Gesandten wenig Eindruck. Zum Ueberfluß erschien in Frankreich auch noch ein päpstlicher Legat, Cardinal Orsini, und zwei spanische Gesandte, die Grafen Ayamonte

und Aremberg, Ersterer, wie es hieß, des Türkenkrieges, die beiden Andern der Beglückwünschung wegen. Dem König kamen sie äußerst ungelegen, da er in ihrem Erscheinen theils die Absicht, theils wenigstens die Wirkung fand, daß er England, Deutschland und der Schweiz gegenüber in gehässigem Lichte erscheinen möchte.[311]) Karl und Anjou ließen in Deutschland jede Prämeditation und jedes Einverständniß mit Spanien in Abrede stellen.[312])

In Polen hatte Katharina schon bei Lebzeiten des kränklichen Sigismund August, des letzten Jagellonen, durch den jungen und gewandten Balagni, einen natürlichen Sohn des Bischofs Montluc von Valence, die Gaben und Verdienste ihres Sohnes Anjou anpreisen lassen; es geschah, um eine Heirath mit des Königs Schwester und die künftige Thronfolge einzuleiten. Ehe etwas zu Stande kam, starb Sigismund August am 7. Juli 1572. Balagni eilte mit dieser Nachricht nach Frankreich zurück, und alsbald erhielt Montluc selbst den Auftrag, nach Polen zu gehen, um Anjou's Wahl durchzusetzen. Er reiste am 17. August ab, ward noch in Frankreich krank, gerieth infolge der Bartholomäusnacht in Lothringen in Gefahr, auf Befehl Guise's erschlagen zu werden, erhielt aber nach einer achttägigen Haft von Paris aus Freiheit und Befehl zur Weiterreise. In Polen fand Montluc Parteien vor, östreichische, moskowitische, schwedische, brandenburgische und siebenbürgische Prinzen als Thronbewerber und Abscheu vor dem pariser Blutbade unter dem großentheils protestantischen Adel. Anjou's Name war mit Schmach bedeckt; ihn rein zu waschen, mußte nächst großartigen Versprechen die erste Aufgabe des Gesandten sein, und in einer Zeit, wo der

Verkehr unter den Völkern noch so langsam und gering war, durfte er es wagen, dem polnischen Adel mit Hoffnung auf Erfolg seinen Helden Anjou, den König, dessen Mutter und die Bartholomäusnacht in einem Lichte darzustellen, in welchem die Geschichte sie nicht wiederzuerkennen vermag. Zwar wies er mit Recht die langjährige Prämeditation zurück; aber die Bartholomäusnacht war ihm in seinen Reden und Schreiben an die Polen lediglich das Werk der Volks- und Soldatenwuth gegen übermüthige Verschwörer, erst nach der That scheinbar gebilligt, nicht befohlen vom König, die Scenen in den Provinzen ganz dem königlichen Willen entgegen, Anjou vollkommen unbetheiligt.[313])

Ueberhaupt setzten sich jetzt im Dienste des Hofes viele Federn in Bewegung, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Peter Carpentier, ein zweideutiger Hugenott, veröffentlichte als angeblicher Flüchtling von Strasburg aus ein Sendschreiben an den Philologen Portus zu Genf, worin er behauptete: gegen die Religionsfreiheit der Hugenotten habe der König niemals etwas gehabt, in ihrer Mitte aber sei eine von den Guten nicht anerkannte politische Partei gewesen (er nennt sie caussarii), die, geleitet von einem Atheisten in der Schweiz, sogar von Königsmord gesprochen und, als das Maß voll war, ihre Strafe gefunden und die Unschuldigen mit ins Verderben gezogen habe.[314]) Der König sandte Exemplare dieser Schrift auch an seinen Gesandten in England, mit dem Befehl, sie heimlich zu verbreiten und dabei auszustreuen, sie seien in Deutschland gedruckt.[315]) Portus aber fertigte bald in einer umständlichen Widerlegung Carpentier als einen schamlosen Verleumder ab.[316])

Ganz besonders für Polen bestimmt war eine anonyme, in gutem Latein abgefaßte Schrift von Gui du Faur de Pibrac, Ebendemselben, der in der berüchtigten Mercuriale unter Heinrich II. so freimüthig und auf dem Concil zu Trient als Geschäftsträger so entschieden gesprochen hatte. Diesmal sprach er ganz dynastisch. Er ließ die Ereignisse folgenden Gang nehmen: Versteckte Drohung des verwundeten Admirals beim Besuche des Königs; am andern Tage Verschwörung gegen den König und sein Haus, die von einem der Verschworenen verrathen wird; auf dringendes Zurathen der bejahrten Räthe Einwilligung der zögernden königlichen Familie in die Tödtung der Häupter; über alle Absicht übergreifendes Morden durch Volkswuth und Raubsucht; Schmerz und edelsinniges Benehmen der Königin und Anjou's; Großmuth des Hofes und der Katholischen.[317]) Bald erschienen verschiedene Gegenschriften.[318]) Montluc fand in Zacharias Furnesterus einen scharfen und bittern Widerleger.[319])

So bildete sich gleich anfangs eine ansehnliche polemische Literatur über die Bartholomäusnacht und die Würdigung der handelnden Personen; die nächsten Jahre brachten neuen Zuwachs. Der einseitige Gebrauch dieser Parteischriften aber hat in der Folge der Auffassung jener merkwürdigen Ereignisse großen Eintrag gethan.[320])

Möge es uns gelungen sein, durch die vorstehenden Ausführungen die beinahe dreihundertjährige Streitfrage wo nicht zu erledigen, doch wenigstens dem Abschlusse näher zu bringen!

Anmerkungen.

1) Lo stratagemma di Carlo IX. contra gli Ugonotti ribelli di Dio. Geschrieben zu Rom 1572. Eine französische Uebersetzung von 1574 in Cimber und Danjou, Archives curieuses de l'histoire de France, Ser. 1, Bd. 7, S. 401—471. — Gleich hier möge eine Bemerkung über das für dieses Taschenbuch allerdings nicht gewöhnliche Maß der Noten, von welchen dieser Aufsatz begleitet ist, ihren Platz finden. Soll die gegenwärtige Abhandlung, wie sie ankündigt, in das ebenso interessante als streitige Problem der Bartholomäusnacht wirklich tiefer eindringen, so erscheint es unerläßlich, nicht nur die einzelnen Momente, aus welchen die Combination des Ganzen sich aufbaut, aus den Quellen zu beglaubigen und in ihren chronologischen Beziehungen deutlich hervortreten zu lassen, sondern auch auf die vorhandene Literatur des Gegenstandes wenigstens eine flüchtige Rücksicht zu nehmen, hier und da Kritik zu üben, laufende Irrthümer wegzuräumen und selbst auf die Entstehungsgeschichte mancher falschen Auffassung hinzudeuten. Dieses Alles ist großentheils in den Noten niedergelegt. Ich darf darum wol hoffen, daß mir eine nothwendige Gründlichkeit nicht als müßiger Citatenprunk werde ausgelegt werden. Es sind hier die Resultate nicht sowol einfach zu geben, als erst zu suchen und zu rechtfertigen.

2) Istoria delle guerre civili in Francia (Paris 1644).

3) Les histoires du Sieur d'Aubigné (Maillé 1618).

4) Histoire de France (Paris 1643—51). Und Abrégé chronologique de l'histoire de France (Amsterdam 1673—74).

5) Du massacre de la Saint-Barthélemi, et de l'influence des étrangers en France durant la ligue: Discours historique, avec les preuves et développemens. A Paris. An 1 de la liberté.

6) Dissertation sur la journée de la St.-Barthélemi, par l'Abbé de Caveirac. Zuerst gedruckt in der Apologie de

Louis XIV sur la révocation de l'Edit de Nantes. Abgedruckt bei Cimber und Danjou, Archives curieuses, VII, 475—533.

7) Histoire de la réforme, de la ligue etc. (Paris 1834), Th. 3.

8) Ebend., III, 126.

9) Ebend., III, 138.

10) Vita di Caterina de' Medici. Saggio storico di Eugenio Albèri (Florenz 1838).

11) Histoire des Français (Aachen 1838), Th. 13, Cap. 21 u. 22.

12) Die Pariser Bluthochzeit. Zweite Ausgabe (Leipzig 1828).

13) Bemerkungen über Capefigue, Histoire de la réforme etc., besonders über die Darstellung der Bartholomäusnacht in diesem Buche (in Ranke's Historisch-politischer Zeitschrift, II, 581 fg.)

14) Frankreichs Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland, seit der Reformation bis zur ersten französischen Staatsumwälzung (Stuttgart 1845), Bd. 1.

15) Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes (Leipzig 1844).

16) Geschichte der Hugenotten des 16. Jahrhunderts. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Herzog (Leipzig 1830). — Ein oberflächliches, unkritisches und verworrenes Werk.

17) Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen u. s. w.

18) Histoire de France pendant les guerres de religion (Paris 1814), Th. 2.

19) Histoire de la Saint-Barthélemy, d'après les chroniques, mémoires et manuscrits du 16me siècle (Paris 1826).

20) Die aufgehellte Bartholomäusnacht. Von Wilhelm von Schütz. Seitenstück zur Schrift: Kämpfe und Triumphe der Römischen Kirche in siebenzehn Horen dargestellt (Leipzig 1845). — Das Schriftchen muß in manchen Kreisen Beifall gefunden haben, denn nach wenigen Monaten las man die Ankündigung einer zweiten Auflage.

21) Herr von Schütz will auch die Entdeckung gemacht haben, daß das Morden nicht am 24., sondern am 25. August ausbrach, und zwar mit Berufung auf Sully, den er an verschiedenen Stellen kläglich misverstanden hat.

22) Es ist ein Irrthum, wenn Ranke (a. a. O., S. 594) Berichte dieser Memoiren als authentische Zeugnisse aufführt. Dieselben wurden nicht vom alten Tavannes, sondern von dem Sohne desselben, und zwar erst nach 1620, verfaßt (s. II, 275, éd. Petitot). Mittheilungen des Vaters liegen allerdings zu Grunde, wörtliche aber, wie z. B. der Bericht über die Schlacht von Jarnac, nur sehr wenige. Der Verfasser berührt die Ereignisse selbst überall nur summarisch und macht seine weitschweifigen, doch dabei oft sehr originellen Digressionen zur Hauptsache. Gerade in dem Berichte über die Bartholomäusnacht ist ihm ein chronologischer Verstoß, der übrigens an der Auffassung nichts ändert, untergelaufen.

23) Er war Zeitgenosse und läßt dennoch die Bartholomäusnacht noch unter das Pontificat Pius V. fallen!

24) Mém., III, 149. Ed. Petitot.

25) Oeuvres (Paris 1822), III, 456.

26) Cimber und Danjou, Archives curieuses, VII, 412.

27) Commentar. de statu religionis et reipublicae in Regno Galliae (ed. 1577), IV, 6. Ebenso die Mémoires de l'Estat de France sous Charles IX., I, 23.

28) La troisiesme (paix) fut fort desirée à cause des ruines survenues, des necessitez presentes et que chacun estoit las de travailler et souffrir. Mém. de François de la Noue (coll. Petitot), XXXIV, 292.

29) Der Gesandte zu London, de la Mothe Fénélon, meldete im Nov. 1570 dem König, in England wolle man entdeckt haben, daß der Papst, Spanien und Venedig dem König Karl zum Frieden gerathen, um nicht während der Kriege mit den Türken und Mauren die Hugenotten Vortheile gewinnen zu lassen; nach Beendigung dieser Kriege werde man ihm die Ketzer kräftig unterdrücken helfen. Cooper, Recueil des dépèches, rapports, instructions et mémoires des ambassadeurs de France en Angleterre et en Ecosse (Paris 1840), III, 360.

30) Relazione del clarissimo signor Giovanni Corero, ambasciator in Francia nell' anno 1569. In Tommaseo, Relations des ambassadeurs Vénitiens (Paris 1838), II, 169.

31) Brantôme, Oeuvres, III, 274—277.

32) Le premier [des maréchaux] est Montmorency, le principal protecteur des huguenots . . . . . . c'est le plus notable ennemi que Votre Majesté ait en ce royaume. Aus dem Archive von Simancas. Capefigue, III, 9.

33) Ueber ihn s. Le Laboureur, Additions aux mémoires de Castelnau, II, 131 fg.

34) Mémoires & instructions pour les ambassadeurs, ou lettres et négotiations de Walsingham, ministre et secrétaire d'état sous Elisabeth Reine d'Angleterre (Amsterdam 1700), S. 4. Vgl. Hub. Langueti Epist., 1, 164.

35) Mémoires de l'estat de France sous Charles IX., I, 23.

36) Cooper, Recueil, III, 332. Depesche vom 16. Oct. 1570.

37) Lettres de Saint Pie V sur les affaires religieuses de son temps en France. Traduites du Latin, par De Potter (Paris 1826). Schreiben vom 29. Jan. 1570, S. 83.

38) Ebend., S. 92.

39) Ebend., S. 96.

40) Ebend., S. 103 fg.

41) Walsingham, S. 4.

42) „Mr. d'Humieres, Voyant maintenant les affaires de mon Royaume reduitz au bon estat qu'ilz sont (Dieu mercy) apres qu'il luy a pleu pacifier les troubles qui y estoient etc.“ Chasteau de Boulogne lez Paris, 13. Fevr. 1571. Biblioth. nationale zu Paris, Msc. No. 8686, Fol. 202 (Original).

43) (La Popelinière) Histoire de France (1582), II, 16.

44) Ebend., II, 16.

45) Ebend., II, 10 fg.

46) Ebend., II, 17.

47) Karl IX. an den Gouverneur De Thevalle in Metz, Chateau de Boulogne, 26. Jun. 1571. Biblioth. nationale zu Paris, No. 7, Msc. Colbert, Fol. 415 (Original).

48) „Les infractions au traité de paix étaient sévèrement punies, et le roi Charles l'appelait ordinairement son traité et sa paix.“ Mémoires du duc de Sully (Paris 1822), I, 24.

49) Mém. de l'estat de Fr., I, 24. — Le tocsin contre

les massacreurs (Reims 1579), S. 93. — Le reveille-matin des François (Edinburg 1574), S. 29. — (Serranus) Commentar. de statu rel., IV, 6, 7.

50) Serranus a. a. O.

51) Mém. de l'estat de Fr., I, 66.

52) Katharinen war schon im October 1570 der Vorschlag hierzu gemacht worden. S. ihr geheimes Schreiben an Fénélon v. 20. Oct. Cooper, VII, 143 fg.

53) Depeschen Fénélon's v. 29. Dec. 1570 u. 6. Febr. 1571. Cooper, III, 413, 466.

54) Dies war vor dem Frieden von St.-Germain geschehen und hatte zum Zwecke, Elisabeth von einer damals betriebenen Unterhandlung mit dem Erzherzog Karl abzubringen; es fand jedoch keine Beachtung. Cooper, IV, 224.

55) Depeschen Fénélon's v. 29. Dec. 1570 u. 19. u. 31. Jan. 1571. Cooper, III, 413, 438, 454.

56) Depesche Fénélon's an Katharina, 31. Jan. 1571. Cooper, III, 454.

57) Katharina an Fénélon, 2. Febr. 1571. Cooper, VII, 178. Unter Anderm klagt sie: „Et vous promets que, si elle dict à bon esciant de se voulloir marier que j'ay grand regret de l'opinion qu'il a; et voudrois qu'il m'eust cousté beaucoup de sang de mon corps que je la luy eusse peu oster; mais je ne le puis gaigner en cessy, encores qu'il me soit obéissant. Or, Monsieur de La Mothe, vous estes sur le poinct de perdre un tel royaulme et grandeur pour mes enfans; dont j'ay un très grand regret. Voyés s'il y auroit quelque aultre moyen etc." Nach einigem schwankenden Herumreden um Alençon fährt sie fort: „Je ne vous mande cessy pour espérance que j'aye, mais c'est pour faire voir par quel moyen nous pourrions avoir ce royaulme entre les mains d'un de mes enfans; veu, oultre leur grandeur, le bien et grand service pour le Roy et le royaulme."

58) Fénélon an Katharina, 6. Febr. 1571. Cooper, III, 461.

59) Walsingham, S. 51, 71.

60) Ebend., S. 56. — Wer bürgte dafür, daß der Hei-

rathsplan zwischen dem Erzherzog Karl und Elisabeth nicht wieder aufgenommen wurde? Diese Heirath aber hätte, wie der staatskluge Venetianer Correro sehr richtig bemerkt, Frankreich auf drei Seiten zwischen Habsburger eingeklemmt und mit der Rückfoderung von Calais, Metz, Toul, Verdun und Burgund bedrohen können. Tommaseo, II, 178.

61) Fénélon an Katharina, 19. Jan. 1571. Cooper, III, 438.

62) Fénélon an den König, 6. Febr. 1571. Cooper, III, 462.

63) Alle diese Thatsachen bezüglich des irländischen Unternehmens und der Bemühungen, sich Anjou's zu versichern, ergeben sich aus den diplomatischen Correspondenzen. Depeschen Fénélon's an den König vom 6. Febr. 1571. Cooper, III, 458, 462, 466. Depesche Walsingham's an Cecil, 8. Febr. 1571, und Elisabeth's an Walsingham, 11. Febr. 1571, in Thomas Wright, Queen Elizabeth and her times (London 1838), I, 386, 387. Walsingham, S. 26.

64) Katharina hatte seit vielen Jahren eine Tochter Maximilian's für ihren Sohn im Auge gehabt, dabei aber, und zwar namentlich von spanischer Seite her, große Schwierigkeiten gefunden. Während des letzten Krieges hatte indessen Philipp nachgegeben, und unter seiner Vermittelung wurde am 14. Jan. 1570 zu Madrid der Ehecontract zwischen Karl IX. und Elisabeth von Oestreich abgeschlossen. Léonard, Recueil des traités etc., II, 578.

65) Walsingham, S. 27.

66) Mémoires de Marguerite de Valois (Collection Petitot, Th. 37), S. 46.

67) Capefigue, III, 13. Mém. de Marguerite de Valois, S. 45. Correro bei Tommaseo, Relations des ambassad. Venit., II, 174. Cooper, Correspondance diplomatique etc., VII, 40.

68) Capefigue, III, 116. Aus dem Archiv von Simancas.

69) Diese Gesandtschaft wurde um Weihnachten 1570 zu Villers-Coterets, wo der Hof sich damals aufhielt, sehr freundlich aufgenommen. Die Anrede und Antwort s. Cooper, VII, 163 fg., 169. La Popelinière, II, 6 fg.

70) Dep. vom 28. Jan. Walsingham, S. 27. — Die Aufrichtigkeit der Verstimmung Karl's gegen Spanien verkennt selbst der

hugenottische Verfasser der Mémoires de l'estat de France nicht, der sonst überall Verstellung wittert (I, 67).

71) „Despuys, j'ay tout faict que mon dict fils d'Anjou s'est condescendu à l'épouser, si elle le veut, ce qu'il desire, à ceste heure, infiniment." 18. Febr. 1571. Cooper, VII, 183.

72) Karl an Fénélon, 19. Febr. 1571. Cooper, VII, 185.

73) Ebend.

74) Fénélon an den König, 23. Febr. 1571. Cooper, III, 477.

75) Katharina an Fénélon, 2. März. Cooper, VII, 189. Fénélon an Katharina, 12. März 1571. Cooper, IV, 22.

76) Walsingham, S. 67 fg. Die erste officielle Eröffnung wegen der Heirath machte Fénélon der Königin Elisabeth am 12. April. Cooper, IV, 61.

77) Cooper, VII, 185, 206, 212, 216, 221; IV, 75, 118; VII, 258, 264 fg.

78) Ebend., IV, 99, 123 fg.

79) Walsingham, S. 94 fg., 153. Cooper, IV, 175. Burghley gab die besten Versicherungen, daß Niemand Anjou hindern werde, die Messe in seinem Zimmer zu hören; eine förmliche Versicherung aber könne man ihm ohne das Parlament nicht geben, und eine Vorlage an dasselbe würde England in Flammen setzen. Cooper, IV, 192; VII, 238.

80) Am 3. Juli 1571 schickte sie zwei Bildnisse Anjou's nach England und drang zugleich bei Fénélon auf Beschleunigung, weil ihr Sohn von entgegengesetzten Einflüssen bearbeitet werde. Cooper, VII, 229. Am 25. Juli schrieb sie: „Je ne vous celleray poinct, que l'humeur en laquelle est mon fils d'Anjou, me faict bien grande peyne; il est tellement obstiné à ne passer en Angleterre, sans avoir une publique assurance pour l'exercice de sa religion, que le Roy, ni moy n'avons peu obtenir qu'il se soit fié à la parolle de la Royne d'Angleterre." Seine Umgebung macht ihn widerspenstig, doch läßt er sich vielleicht noch umstimmen. Wo nicht, so will Katharina aus allen Kräften für Alençon arbeiten, „qui ne sera pas si difficile". Cooper, VII, 234.

81) Man schob die Ausgleichung auf die bevorstehende An-

kunft eines außerordentlichen englischen Gesandten hinaus. Cooper, VII, 258, 261.

82) März 1571. Cooper, IV, 161.

83) Dep. Fénélon's vom 20. Juni 1571. Cooper, IV, 148. Andere vom 19. Aug. Ebend., IV, 221.

84) Fénélon an Katharina, 9. Aug. 1571. Cooper, IV, 213. Vgl. Langueti Epist., I, 175.

85) Eine von denjenigen Ungenauigkeiten, wie sie öfter bei Tavannes vorkommen. Leicester, auf dessen Verhältniß zu Elisabeth hier angespielt wird, war nicht Gesandter in Frankreich, sondern wirkte in England selbst für die Heirath.

86) Mém. de Tavannes, III, 192 (Collection Petitot).

87) Dep. des spanischen Gesandten Chantonnay, 23. Mai 1562. Mémoires de Condé, II, 42.

88) „Quelques jours après il se parla du mariage du roi de Navarre etc. — La maison de Montmorency étaient ceux qui en avaient porté les premières paroles.“ Mém. de Marguerite de Valois, S. 46.

89) Mém. de Marguerite de Valois, S. 42 fg.

90) Mém. de l'estat de France, I, 27. Mathieu, Histoire de Fr., VI, 333.

91) Thuanus (Frankfurt 1616), II, 839. Langueti Epist., I, 163. — Die Hochzeit Guise's war den 17. Sept. 1570, die Hochzeit Karl's IX. zu Mezières am 26. Nov. La Popelinière, II, 5.

92) Walsingham, S. 45. Depesche aus dem Febr. 1571. Er war der Oheim des jungen Guise.

93) La Popelinière, II, 45.

94) Mémoires de l'estat de Fr., I, 82.

95) La Popelinière, II, 89.

96) Mém. de l'estat de Fr., I, 267 fg.

97) Walsingham, S. 137. Dep. vom 12. Aug. — „Le mariage du Prince de Navarre et de la Princesse Marguerite n'est pas encore tout à fait conclu, la religion étant le seul obstacle.“

98) Karl an Fénélon, 25. Aug. 1571. Cooper, VII, 241.

99) Walsingham, S. 155. Dep. vom 16. Sept.

100) Depeschen Fénélon's vom 7. und 21. Sept. 1571. Cooper, IV, 224, 237. Schreiben Katharina's an Fénélon, 27. Sept. Ebend., IV, 256.

101) Mém. de Tavannes, III, 194.

102) Walsingham, S. 52. 5. März 1571.

103) S. Cosmo's Instruction für seinen Gesandten Roselli, vom 16. April 1571, bei Albèri, Vita di Caterina de' Medici, S. 321 fg. (Aus dem florentinischen Archive.)

104) Capefigue, III, 32 (aus dem Archiv von Simancas). Hub. Langueti Epist. secretae (Halle 1699), I, 170.

105) Fénélon an Karl IX., 20. Juni. Cooper, IV, 147.

106) Walsingham, S. 80 (5. April): Krieg zwischen Spanien und Frankreich, wenn die Verwickelung weiter geht. — Viglius schreibt im Juni: „In confinibus Gallicis magnus belli metus ab Hugonottis nobis injicitur." Groen van Prinsterer, Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau, III, 402. — Am 7. Juli meldet Walsingham (S. 132.), Karl sei unzufrieden mit Spanien, aber ohne die Heirath werde es schwer zum Bruche kommen. — Unterm 12. Juli berichtete Alava über die Kapereien der oranischen Schiffe an Philipp und setzte hinzu: „En aucune manière cela ne peut durer; il faut que votre Majesté rompe avec le roi de France, ou qne ce roi extermine les rebelles et l'hérésie." Capefigue, III, 30. Archiv von Simancas.

107) „S'il ne se fait ni mariage (mit Elisabeth) ni alliance, les pauvres protestans de ce royaume croient leurs affaires désespérées. Ils me l'ont dit avec larmes." Walsingham am 3. Aug. 1571 (S. 136).

108) Walsingham, der von Ludwig von Nassau den ganzen Verlauf sogleich erfuhr, berichtete hierüber am 6. Aug. (S. 136, 138 fg.). Capefigue, III, 32 (Archiv von Simancas). Hub. Langueti Epist. secret., I, 175 fg. (Schreiben vom 2. Aug. 71) und 177 fg. (Schreiben vom 15. Aug.). — Ein zweideutiger Brief Katharina's an Philipp, um diesen zu beruhigen, Capefigue, III, 34 (Archiv von Simancas).

109) Walsingham, 138. Languet, I, 177.

110) 21. Aug. Capefigue, III, 33 (Archiv von Simancas). Alava war nicht ganz genau von den Einzelheiten unterrichtet, und seine Angaben wurden um einzelner Unrichtigkeiten in Nebendingen willen überhaupt als falsch abgeleugnet. Nicht zu Fontainebleau war die Zusammenkunft gewesen, wie Alava meinte, sondern zu Lumigny bei Fontenay en Brie. — Die Mém. de l'estat de France (I, 75, 81) scheinen aus einer Zusammenkunft zwei zu machen; sie erwähnen eine zu Lumigny bei Fontenay und eine andere zu Fontainebleau.

111) Die Hugenotten ließen sogar Elisabeth ersuchen, sich für die Rückberufung des Admirals an den Hof zu verwenden. Diese Rückberufung erfolgte indessen noch eher, als Elisabeth's Verwendung eintreffen konnte. Walsingham, S. 137. „Le mariage du Prince de Bearn et la conqueste de Flandres estoient les deux principales choses, ausquelles Charles s'affectionnoit le plus"; darum der Admiral als Rathgeber berufen. La Popelinière, II, 43, 44.

112) Capefigue z. B. läßt sich also aus: „Rien de plus crédule que ce caractère de Coligny; fasciné par la cour, par l'ambition du pouvoir, il compromettait son parti, le livrant poings et pieds liés (III, 124). L'amiral Coligny, caractère si faible, ébahi de sa faveur etc." (III, 178).

113) „Nous vous tenons avec nous maintenant, vous n'en partirez pas comme vous voudrez" — sagte der König beim Empfange, die Königin Mutter umarmte den Ankommenden. Karl pflegte den Admiral in der Anrede seinen Vater zu nennen und schenkte ihm zur Entschädigung für erlittene Einbuße nicht nur 100,000 Livres aus seiner Tasche, sondern auch den einjährigen Bezug der Einkünfte aus den Stellen des kurz zuvor verstorbenen Cardinals von Chatillon. La Popelinière, II, 43.

114) Der geheimnißvolle Tod des Höflings Lignerolles, der um jene Zeit von königlichen Dienern auf der Jagd ermordet wurde, brachte in der Folge das Gerücht auf, als habe man sich seiner nur deshalb entledigt, damit er nicht einen Plan des Ho-

fes, die Protestanten bei einem großen Turniere niederzumetzeln, aus Dummheit oder Bosheit verriethe. Mém. de l'estat de Fr., I, 77. Thuanus, II, 280 cf. 1011. Le Tocsin des massacreurs, S. 91. Es liegt nicht das Mindeste für, wol aber Alles **gegen** dieses Gerücht vor, das auch von de Thou verworfen wird. Lignerolles war der Vertraute Anjou's und galt in Katharina's Augen als der Hauptaufhetzer dieses Prinzen gegen die Heirath mit Elisabeth; in einem Schreiben an Fénélon hatte sie bereits Rachegelüste deshalb angedeutet: „Nous soubçonnons fort que Villequier, **Lignerolles**, ou Sarret, possible, tous trois, soient les autheurs de ces fantaisies: si nous pouvons en avoir aulcune asseurance, je vous asseure qu'ils s'en repentiront." Eigenhänd. Schreiben vom 25. Juli 1571. Cooper, VII, 234. Walsingham bezeichnet Lignerolles als ein Werkzeug der spanisch-guisischen Partei und betrachtet seinen Tod als einen Gewinn für die Hugenotten. Walsingham, S. 184.

115) Katharina an Fénélon, 27. Sept. 1571 (Cooper, VII, 256): „Mon cousin l'Admiral est ici avec nous, qui ne desire rien plus que d'ayder en tout ce qu'il peust à empescher les pyrateries ...... comme aussy à s'employer en toutes aultres choses concernant le bien du servisse du Roy, Mon dict Sieur et filz, comme son fidelle subject."

116) La Popelinière, II, 44.

117) S. die Beschwerdepunkte und die Entschließungen darauf: Mémoires de l'estat de Fr., I, 86 fg., La Popelinière, II, 67 fg. Das Verzeichniß der Bevollmächtigten ebend., S. 73. — Es gab Statthalter, die gegen diese günstigen Verfügungen des Königs zu remonstriren und die Vollstreckung aufzuschieben wagten; so Thevalle zu Metz, der am 1. Nov. an den König schrieb: „Sire Ceulx de la nouvelle religion m'ont ce jourd'huy presenté les lettres qu'il a pleu à vostre Majesté m'ecrire, par lesquelles elle me commande de leur permectre le presche à Montoy suivant la declaration que leur en avez faict expedier, mais d'aultant, Sire, que c'est ung nouveau establissement, je n'ay voulu faillir vous faire ceste lettre par laquelle je supplye tres humblement vostre Majesté ne trouver mauvais si je demande encores vostre

commandement, affin de ce mectre en execution.“ Biblioth. nat. Msc. Colbert, No. 7, Fol. 359 (Original).

118) Walsingham, S. 173. Discours de ce qui avint touchant la croix de Gastines, l'an 1571, vers Noël, — bei Cimber, Archives, VI, 475 fg. Mém. de l'estat de Fr., I, 106. Allerdings hatten die Eschevins und der Prévôt des Marchands auch noch nach dem ersten königlichen Befehle das Abbrechen der Säule durch allerlei Ausflüchte zu verzögern gesucht (s. zwei Actenstücke vom 16. und 17. Oct. 1571 in No. 7, Fol. 355 und 357 der Msc. Colbert in der Bibl. nat.); wie ernstlich es aber der König meinte, ergibt sich aus einem Erlasse vom 6. November an den Marschall von Cossé, wo Karl in eigenhändiger Nachschrift folgende Worte beifügt: „Monsieur le Mareschal je vous prie vous en aller à Paris pour mon service et entre autre chose Je veux que vous facies oster la piramide et que vous me facies obeir car le temps est venu quil le faut faire.“ Biblioth. nat. Msc. No. 8702 (Original).

119) Mém. de l'estat de Fr., I, 86. (Audin) Histoire de la Saint-Barthélemy, S. 88, wo das Schreiben Karl's an den Herzog abgedruckt ist.

120) Depeschen Schomberg's an den König vom 19. Oct. und 19. Nov. 1571. Groen v. Prinsterer, IV, 1* fg.

121) Groen v. Prinsterer, IV, 31. 20*.

122) Karl an Fénélon, 10. Sept. 1571. Cooper, VII, 249.

123) Walsingham, S. 176.

124) Fénélon an Karl IX., 30. Sept. 1571. Walsingham hat an Elisabeth über Coligny's Empfang zu Blois berichtet: ...... „luy a fort curieusement mandé la reception de Mr. l'Admyral jusques à luy expéciffier que vous lui avez dict, Sire, qu'il fût aultant bien venu que gentilhomme qui soit arrivé en vostre court despuys vingt-ans; et que la Royne, vostre mère, luy avoit faict l'honneur de le bayser; et que vous l'aviez mené en la chambre de Monseigneur vostre frere, qui se trouvoit ung peu mal disposé, où le mariage de Madame avec le Prince de Navarre avoit esté conclud, et la paciffication de vostre royaulme de plus en plus confirmée; et que incontinent après, vous aviez

depeché Mr. de Biron devers la Royne de Navarre, laquelle avec ledict Prince, son filz, estoient allez aulx beins de son pays de Béarn.“ Cooper, IV, 245. — Ueber das Treiben der Guisen schrieb Coligny an den König am 13. Dec. 1571 unter Anderem Folgendes: „Et si ie trouvois lors bien estrange quils osassent entreprendre telle chose apres leur avoir mandé ce que Vostre Majesté avoit faict par le Sieur de Puiguillon Je le trouve encores davantage quils se veillent opposer a Vostre volunté, sesforçant de rompre le mariage de Madame Vostre seur Et ne scay Sire quelle aultre chose ils noseront entreprendre sils sattaquent a Vostre Majesté.“ Biblioth. nat. Msc. No. 8702, Fol. 25 (Original).

125) Walsingham, S. 171.

126) Tocsin, S. 75. Karl IX. an Fénélon, 30. Nov. 1571. Cooper. VII, 279.

127) Groen v. Prinsterer, IV, 31 fg.

128) Ebend., S. 9*, 30*, 33*.

129) Ebend., S. 81*—90*.

130) Depesche Schomberg's, Kassel 29. Aug. 1572. Groen v. Prinsterer, IV, 9*.

131) Ebend., S. 3*. Schreiben vom 22. Juli 1572.

132) Depeschen Fénélon's vom 25. Jan. und 10. Febr. 1572. Cooper, IV, 354, 370.

133) Noch im Junius und Julius erwähnen Fénélon's Schreiben Elisabeth's Bedenklichkeiten; um die Zeit der Bartholomäusnacht war sie so weit, daß sie Alençon an einem gelegenen Orte persönlich zu sehen wünschte. Cooper, V, 111, VII, 336. Karl und Katharina hatten fortwährend die Angelegenheit betrieben. Depeschen vom Juli u. Aug. Ebend., VII, 298, 308.

134) Walsingham, S. 185, 187. Fénélon an Karl IX., 22. Dec. 1571. Cooper, IV, 317.

135) So noch im December und Januar, während der Verhandlungen. Cooper, IV, 334.

136) Karl IX. an Fénélon, 1. Dec. 1571. Ebend., VII, 282,

137) Schreiben Elisabeth's vom 20. März 1572. Walsingham, S. 209.

138) Walsingham, S. 211. Léonard, Recueil des traités, II, 583. Flassan, Histoire générale de la diplomatie française, 3me époque, Buch 1. — Philipp, der wohl wußte, was vorging, schrieb am 2. April an seinen Gesandten zu Paris: „C'est chose importante qui peut porter un grand préjudice à mes affaires et à notre sainte foi catholique.“ Capefigue, III, 87.

139) Instruction vom 25. April. Cooper, VII, 289.

140) Die Minister erklärten Fénélon, daß Elisabeth um Frankreichs willen für diesmal davon abgehe, ihrer Gefangenen (wegen Norfolk's Verschwörung) den Proceß auf Leben und Tod machen zu lassen. Dep. vom 28. Mai 1572. Cooper, IV, 466. Bald darauf erklärte sich Elisabeth aus gleicher Rücksicht auch gegen die im Parlament beantragte Successionsunfähigkeit Maria's. Dep. vom 5. Juni. Ebend., V, 5.

141) Ueber Alessandrino's Sendung s. Gabutius, Vita Pii V. S. 147 fg.

142) So Catena, im Leben Pius V. Nach ihm überreichte Karl beim Abschied dem Legaten geheimnißvoll einen kostbaren Ring, gleichsam als Pfand seiner Absicht, und sprach: „Ich will diese Verräther züchtigen, oder nicht König sein; allein ich sehe dazu keine Möglichkeit, als wenn ich sie erst sicher mache.“ Ein solches Märchen konnte nur ein Panegyriker des Fanatismus und der Blutgräuel niederschreiben, der schlechterdings nicht wußte, wie es damals am französischen Hofe aussah. Schon Capilupi, der weit früher schrieb als Catena, hat die Geschichte von dem Ringe; aber obgleich er sonst Alles aufgriff, um zu beweisen, daß die Bartholomäusnacht das Werk der feinsten Vorbereitung gewesen sei, so gestaltet sich doch diese Sache bei ihm ganz anders. Nach ihm bedauerte der König, daß er sein wegen der Heirath gegebenes Wort nicht zurücknehmen könne, bat, den Papst zu versichern, daß Alles in guter Absicht und für die Größe der katholischen Religion geschehe, und überreichte dem Legaten den Ring zum Pfande, d a ß e r s i c h n i e m a l s d e m G e h o r s a m d e s a p o s t o l i s c h e n S t u h l s e n t z i e h e n, s o n d e r n i m m e r e i n g u t e r u n d g e h o r s a m e r S o h n d e s s e l b e n s e i n w e r d e. Le

stratagème etc., bei Cimber, VII, 417. Ebenso La Popelinière, II, 46.

143) Ranke, Historisch-politische Zeitschrift, II, 598. Ranke fragt: Was können nun diese Besonderheiten enthalten haben? Gebührend verwirft er zwar Catena's Erzählung in ihrer vorliegenden Gestalt, glaubt aber doch aus obigem Schreiben schließen zu müssen, daß dem Legaten „ein geheimes Vorhaben zu Gunsten der Katholiken, wenn nicht geradezu mitgetheilt, doch angedeutet wurde". Das kann schon zugegeben werden, wenn dies nur nicht, wie es von Ranke geschieht, auf die Bartholomäusnacht bezogen wird. Lag es denn nicht näher, daß man, wie auch Gabutius erzählt, dem Legaten mit der zu hoffenden Bekehrung des Bräutigams schmeichelte? Auch dem Papste hatte man bereits in diesem Sinne gesprochen; Pius aber hatte dem König am 25. Jan. geschrieben, Margarethe werde, statt Heinrich nach der Hochzeit zu bekehren, weit eher in Gefahr sein, selbst eine Abtrünnige zu werden. De Potter, Lettres de Saint Pie V., S. 121.

144) S. die Depeschen Walsingham's aus dem März 1572, S. 201 fg., 211 fg. Michiel, bei Ranke a. a. O. Serranus, IV, 12. La Popelinière, II, 24 fg.

145) Abgeschlossen den 11. April 1572. Mém. de l'estat de Fr., I, 285.

146) v. Raumer, Briefe ꝛc., I, 292.

147) Reveille-matin des Français, S. 44.

148) Man fand am rechten Lungenflügel alte Verhärtungen und ein großes Geschwür. Mém. de l'estat de Fr., I, 314. La Popelinière, II, 89. Dies hielt aber nicht ab, daß nach der Bartholomäusnacht der Tod Johanna's vielfach als durch Gift herbeigeführt bezeichnet und sogar der Mann genannt wurde, der es gegeben haben sollte. — Der Protestant Dinothus sagt hierüber (De bello civili Gallico, S. 338): „Veneno eam periisse multi crediderunt, quam suspicionem falsam probavit medicorum disquisitio, qui exenterati corporis intestina diligenter perscrutati nulla veneni signa deprehenderunt. Rumor autem excitatus fuerat propter pigmentarium quendam, qui apud suos gloriaba-

tur odores venenatos Navarreae vendidisse. Qui huic rumori credidere, arbitrati sunt, veneni vim ad cerebrum penetrasse, quod medici non videre."

149) La Popelinière, II, 84. Mém. de l'estat de Fr., I, 291.

150) La Popelinière, II, 122, 134.

151) Capefigue, III, 118. Aus dem Archive von Simancas.

152) Am 27. April Berathung im englischen Staatsrathe, was in Betreff Vliessingens zu thun sei. Am 13. Mai Antrag, den Vliessingern offen zu helfen; Beschluß, dies noch nicht zu thun, sondern blos unter der Hand zu wirken; offene Hülfe soll erst dann erfolgen, wenn die Spanier in England, Schottland oder Irland zu landen wagen würden. Engländer gehen auf ihre eigene Faust mit nach Seeland. Cooper, IV, 438, 455, 461. Der spanische Geschäftsträger sehr nachgiebig, am Hofe gerne gehört. Fénélon, 3. Juni 1572. Cooper, V, 43. Bald gehen Kämpfer und Vorräthe nach Seeland, — „sans commission toutesfois, ny sans aulcune apparante authorité de cette princesse, ny de son conseil." Fénélon, 10. Juli. Cooper, V, 60.

153) S. hierüber im Allgemeinen: Mémoires de Tavannes, III, 200 fg.

154) Ueber den Argwohn, der schon im Mai zu Brüssel gegen die Absichten Frankreichs aufkam, berichtet der französische Gesandte Mondoucet an d'Humières zu Peronne unterm 4. Juni Folgendes: „Monsieur, Il s'est depuis environ douze ou quinze jours eslevé ung bruict icy que nous estions prests à entrer en quelque remuement Et ay veu tant le duc d'Alve que les autres ministres du Roy catholique avec lesquelz j'ay eu à negotier estre en grand soubson et desfiance. Je n'en ay point sceu au vray entendre l'occasion." Mondoucet räth sodann auf Verschiedenes, was diesen Verdacht veranlaßt haben könne, ohne das Richtige zu treffen. Es scheint, daß Alba weiter sah, als der französische Gesandte selbst. Uebrigens waren auch die Kaufleute zu Antwerpen damals schon auf Frankreichs Schritte gespannt. Biblioth. nationale, Msc. No. 8753, Fol. 218 (Original).

155) Fénélon an Karl, 10. Juli 1572. Cooper, V, 43.

156) Verschiedene, auf Befehl des Königs hierüber eingereichte Gutachten, namentlich das von Tavannes vom 27. Juni, s. in gleichzeitigen und officiellen Copien Biblioth. nat., No. $\frac{8677}{2}$ (Msc. de Mesmes, No. 266), Fol. 84—95.

157) Tavannes, III, 280 fg. Gegen das Ende des Juni stand die Sache zwischen Karl und Philipp so, daß jeder von Seiten des Andern einen Angriff befürchtete. S. die Correspondenz des Gesandten zu Madrid, St.-Goard, bei Raumer, Briefe aus Paris zur Erläuterung der Gesch. des 16. u. 17. Jahrh. (1831), I, 189 fg.

158) So Karl an Fénélon, 14. Juli 1572. Cooper, VII, 303. „Et quant aux nouvelles que me mandès qui sont venues de Flexingues, je seray bien aise, à vous dire vray, que la Royne d'Angleterre s'embarque avec les Gueux bien avant, et qu'elle se déclare, par ce moyen, ouvertement contre le Roy d'Espagne etc.“

159) Walsingham, S. 254, 259. Seine Ansicht spricht sich vollständig in folgender Stelle aus, die wir einer etwas späteren Depesche, vom 26. Jul., entnehmen: „Si Dieu n'avoit pas suscité le Prince (von Oranien) pour donner de l'occupation à l'Espagne, il y a longtemps qu'il se seroit allumé chez nous un dangereux feu. Par conséquent c'est nous sécourir nous-mesmes que de le sécourir, puisque nous devons courir la mesme fortune que lui. Toute la différence est que, si nous l'abandonnons, les premiers maux tomberont sur lui, et viendront ensuite à tous ceux de nous qui font profession de la mesme Religion.“ S. 264.

160) Walsingham, S. 247.

161) Ebend., S. 258 (13. Juli). Karl IX. an Fénelon, 11. Juli. Cooper, VII, 298.

162) Walsingham, S. 259, 261.

163) Als entscheidend betrachteten die Wirkung dieser Nachricht auch Tavannes (III, 285) und Alba. Letzterer behauptete, „que la crainte prinse au recouvrement de Vallantiennes et deffaicte de Genlis avoient contrainct prendre nouveau desseing“, — was ihm der französische Gesandte

in der Folge sehr übel nahm. Depesche St.-Goard's an Karl IX., 15. Nov. 1572. Groen v. Prinsterer, IV, 23*.

164) La Popelinière, II, 117.

165) Cooper, V, 78.

166) Walsingham, S. 263 fg. Tavannes, III, 283 fg.

167) Tavannes, III, 285. Walsingham, S. 263. Wright, Queen Elizabeth, I, 426. S. den ausführlichen Vortrag Coligny's für den flandrischen Krieg bei La Popelinière, II, 95 fg., wo nur die Zeitangabe ungenau scheint.

168) Dem Prinzen von Oranien machte Coligny auf 12000 Arquebusiere und 3000 Reiter Hoffnung. Groen v. Prinsterer, II, 490. La Popelinière, II, 100. Ein späterer Brief Oranien's an Johann von Nassau (aus dem Sept. 1572, Groen v. Prinsterer, 501 und IV, CIII) beweist, daß Oranien auf diese Hülfe sich fest verlassen hatte.

169) Tavannes, III, 291 fg. — Le tocsin des massacreurs, S. 78.

170) Walsingham, S. 275.

171) Ebend., S. 276.

172) Thomas Smith an Walsingham, 22. Aug. 1572. Walsingham, S. 279.

173) In seltsamem Sprachgemenge drückte sich der sarkastische Staatsmann folgendermaßen aus: „Si vous tergiversez de delà et que vous agissiez tam timide et sous main par des édits, sans compter les excuses de vos Ambassadeurs à Rome et à Venise, si, dis-je vous agissez avec tant de timidité, vous qui avez Regem expertem otii, laboris amantem, cujus gens bellicosa jam pridem assueta est caedibus tam exterioris quam vestri sanguinis, quid faciemus gens otiosa et paci assueta, quibus imperat regina et ipsa pacis atque quietis amantissima?“

174) Noch am 9. Aug. schrieb Karl an Fénélon: „Il sera très bon que vous continuiez accortement à eschauffer, tant que vous pourrés, ceste Royne à se déclarer ouvertement, s'il est possible, contre le Roy d'Espagne: car cella faira qu'elle desirera davantage et tiendra plus chère la conservation de mon

amitié, et que plus aisément elle consentira aussy au propos du mariage d'elle et de mon dict frère d'Alençon etc." Cooper, VII, 313.

175) Karl IX. an d'Humières in Peronne, Blois 13. aoust 1572. Biblioth. nat., Msc. No. 8692, Fol. 36 (Original).

176) Berichte des florentinischen Gesandten Petrucci zu Paris vom 20. und 23 Aug. 1572 bei Albèri, Vita di Caterina de' Medici, S. 328 (aus dem Archive von Florenz).

177) La Popelinière, II, 49, 119, 120. Mém. de l'estat de Fr., I, 292. Langueti Epist., I, 173.

178) Fénélon erwähnt schon in einem Schreiben vom 24. Mai diese Rückgabe als bereits geschehen. Cooper, IV, 461.

179) Das Schreiben von La Rochelle vom 30. Juli b. La Popelinière, II, 124. Ebend. die Antwort des Admirals vom 7. Aug.

180) La Popelinière, II, 134. Mém. de l'estat de Fr., I, 344.

181) Am 4. Mai. Capefigue, III, 82, aus den Mss. de Béthune.

182) Am 5. Juli. Mém. de l'estat de Fr., I, 332.

183) Baramundus, De furoribus Gallicis, S. 21. Mém. de l'estat de Fr., I, 328.

184) Mém. de l'estat de Fr., I, 364. Schon im vergangenen Winter, als Coligny zu Chatillon lebte und eine Zusammenkunft der Guisenpartei den Verdacht erregte, daß ein Ueberfall im Werke sei, hatte der König, um allen Privatfehden vorzubeugen, den Admiral unter den besondern Schutz seiner Streitkräfte gestellt, wofür dieser ihm im Interesse des Friedens besondern Dank sagte. Schreiben Coligny's an den König vom 13. Dec. 1571, Biblioth. nat., Msc. 8702, Fol. 25 (Original).

185) Dieselbe wurde erst nach Heinrich's Bekehrung nochmals eingeholt und am 27. Oct. ertheilt. Mém. de l'estat de Fr., I, 714 fg. Champollion-Figeac, Documents historiques inédits etc. (Paris 1841), I, 713.

186) „Cette populace qu'on a toujours faite si terrible, ne demandoit qu'à vivre en repos, si l'ambition et desloyauté des grands n'eût voulu abuser de sa facilité." Tocsin, S. 103. Paris galt übrigens für die bigotteste Stadt Frankreichs und

wurde von den Mönchen stets durch aufreizende Predigten bearbeitet. Mém. de l'estat de Fr., I, 328.

187) Le reveille-matin des François, S. 46.

188) Le rèveille-matin des Fr., S. 48. Der Erzähler war Augenzeuge.

189) Capefigue, III, 191. Aus den Registres de l'Hôtel-de-Ville.

190) Tavannes, III, 295. „Deux compagnies de gardes mandées arrivent à minuict; le logis de l'admiral est investi de sentinelles. Du peu de catholiques parisiens advertis, il en manque la moitié, tant la crainte a de pouvoir." Und doch hat Capefigue diese Stelle nicht blos citirt, sondern auch abgedruckt. III, 163. Mit Tavannes stimmen hierin die hugenottischen Mémoires de l'estat de France, I, 397, ganz zusammen.

191) Tocsin, S. 112. Varamundus, de furoribus Gallicis (Edinburg 1573), S. 20.

192) Diese Erzählung findet sich in einem allem Anscheine nach aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts herrührenden Manuscripte der Biblioth. nat. zu Paris (Fonds de Bouhier, No. 59) unter dem Titel: Discours du Roy Henry troisiesme à un personnage d'honneur et de qualité estant pres de sa majesté sur les causes et motifs de la St. Barthélemy. Ob wir hierin einen Originalaufsatz oder nur eine Abschrift vor uns haben, vermag ich nicht zu entscheiden. Die Person, an welche der König seine Mittheilung richtete, wird nicht mit Namen genannt, sondern nur angedeutet: „Sa majesté . . . environ sur les trois heures apres minuict envoya querir par un valet de chambre le personnage que je ne puis nommer, qui pour le rang qu'il tenoit pour sa personne estoit logé dans le chasteau près la chambre du Roy, lequel . . . commença, le voyant entrer dans la chambre, à luy dire, l'appellant par son nom, Monsieur tel, Je vous faictz venir icy, pour vous faire part de mes inquietudes et agitations de cette nuit qui ont troublé mon repos." In gleicher Gestalt und unter demselben Titel wurde dieser Aufsatz gedruckt in den 1665 zu Paris herausgegebenen Mémoires d'estat (von welchen der erste Band die Memoiren

Villeroy's, der zweite eine aus Handschriften zusammengestellte Fortsetzung derselben enthält), II, 52 fg. (wieder abgedruckt in der „Collection Petitot", XLIV, 496 fg.). Schon weit früher aber war der gesammte Inhalt dieses Berichts mit der bestimmten Angabe, daß Miron die in jener Handschrift umschriebene Person sei, übergegangen in die 1631 nach des Verfassers Tod erschienene Histoire de France von Pierre Matthieu (S. 368 fg.). Dort heißt es: „Deux jours apres son arrivée à Cracovie, ayant l'esprit fort travaillé de ces inquiétudes, il (le Roy) envoya querir par un Vallet de Chambre sur les trois heures après minuit Miron, son premier medecin, qui logeoit dans le Chasteau auprès de sa Chambre, et qui l'entretenoit souvent la nuict par la lecture ou le discours, comme les Princes de l'Europe ont de coustume etc. . . ." Und dann weiter: „Le Roy voyant entrer Miron en sa Chambre luy parla en la sorte que je rapporte icy ces paroles, car il voulut qu'elles fussent escrites fidellement par luy, et je les ay trouvées si judicieuses et importantes qu'encores que je n'aye pas accoustumé d'enfler les volumes de ceste Histoire des labeurs d'autruy j'ay creu qu'il les falloit representer en leur propre et naturelle forme. Voicy donc comme il parla. Je vous ay faict venir icy pour vous faire part de mes inquietudes et agitations de ceste nuict qui ont troublé mon repos en repensant à l'execution de la St. Barthelemy etc." Pierre Matthieu, geboren 1563, Advocat zu Lyon, Liguist und Guisenfreund, wurde 1593 als Deputirter von Lyon an Heinrich IV. abgesandt, dessen eifrigster Anhänger er nun wurde. Er blieb in der Umgebung des Königs, wurde zu dessen Geschichtschreiber ernannt, erhielt sich auch bei Ludwig XIII. in Gunst und starb 1621 zu Toulouse. Seine historischen Schriften sind ziemlich zahlreich. Dasjenige Werk, das uns hier angeht, wurde nach seinem Tode fortgesetzt und herausgegeben von seinem Sohne Johann Baptist Matthieu. Der vollständige Titel ist: Histoire de France soubs les regnes de François I, Henry II, François II, Charles IX, Henry III, Henry IV, Louys XIII. Et des choses plus memorables advenuës aux autres Estats de la Chrestienté depuis cent ans. Par feu M.

Pierre Matthieu Conseiller du Roy, et Historiographe de France (Paris 1631). — Die Biographie universelle urtheilt über diesen Schriftsteller: „Matthieu était un mauvais écrivain, mais un honnête homme; et malgré les défauts de son style, bas et rampant, et quelquefois obscur et affecté, on recherche encore quelques-uns de ses ouvrages pour les faits qu'ils renferment." In Betracht seiner anerkannten Wahrheitsliebe und der positiven Bestimmtheit seiner Angabe darf uns Matthieu als ein vollgültiger Zeuge dafür erscheinen, daß Miron, Heinrich's III. erster Leibarzt, der eigentliche Verfasser des Actenstückes ist, das wir oben im Auszuge mittheilen und das uns so wichtige Auskunft über die Urheber und die Motive der Bartholomäusgräuel gibt.

193) Tavannes (III, 292) nennt ihn Morver; die Mém. de l'estat de Fr. (I, 367) Maurevel, das Reveille-matin (S. 48) Mont-Revel.

194) Tavannes setzt den Besuch des Königs beim Admiral auf den Sonnabend. Dies ist falsch. Alle übrigen Berichte stimmen darin überein, daß dieser Besuch noch an demselben Tage, wo Coligny um die Mittagszeit verwundet worden war, also am Freitag, stattfand. Weiter erzählt nun Tavannes, die Hugenotten hätten nach jenem Besuche eines Morgens im Garten der Tuilerien vom König Gerechtigkeit wegen des Schusses auf Coligny begehrt. Das könnte also im frühesten Falle erst am Sonntage geschehen sein. Aber in der ersten Frühe des Sonntags war ja Coligny schon ermordet und das allgemeine Blutbad hatte begonnen.

195) Tavannes, III, 292 fg.

196) Mémoires de Marguerite de Valois, S. 48 fg.

197) Wenn Mackintosh (History of England, Th. III, London 1831) die Echtheit wenigstens für unerwiesen hält, so gründet er dieses hauptsächlich darauf, daß weder die Originalhandschrift bekannt sei, noch für den im 2. Bande der Mémoires d'estat enthaltenen Abdruck der Name Villeroy's mit Recht zur Bürgschaft herangezogen werden könne. Allerdings; aber Matthieu, der nach unserer Ansicht ein glaubwürdiger Gewährsmann ist, scheint von Mackintosh ganz unbeachtet geblieben zu sein.

198) Capefigue (III, 164 fg.) gibt Auszüge daraus nach der Handschrift der Bibliothek zu Paris. Wenn er aber sagt: „Les aveux du duc d'Anjou furent comme un cri de remords adressé à la Pologne“, — so hat er übersehen, daß die nächtliche Herzenserleichterung vor einem Vertrauten kein Manifest an Polen war, daß vielmehr öffentlich Alles aufgeboten wurde, um die Polen von Anjou's Nichtbetheiligung zu überreden.

199) „Le duc d'Anjou lui-même dans un discours . . . qui paraît authentique, assure etc.“ Sismondi, XIII, 267.

200) Albèri, S. 395 fg.

201) Man urtheile selbst. Der florentinische Agent Cavriana berichtet am 24. Dec. 1588 über die Ermordung Heinrich's von Guise im Vorzimmer des Königs und knüpft daran folgende Reflexion: „Questa tragedia è molto relativa a quella del fu Ammiraglio di Colignì; poichè chi così cupidamente cercò la morte di lui, chi la tramò con insidie, chi volle vedere il nemico morto e gettato per la finestra, chi procurò che restasse qualche dì insepolto, e prima strascinato per le pubbliche vie; questo stesso è dato nella ragna del medesimo modo; e par giudizio divino sopra il quale non è giudizio nè sapere.“ Albèri, S. 399.

202) Die Geschichte der Verwundung Coligny's mit allen Einzelheiten in Le reveille-matin des François, S. 48 fg. Der Verfasser war Augenzeuge. Mém. de l'estat de Fr., I, 367 fg.

203) Alençon war nicht dabei, obgleich einige Berichte dies angeben.

204) Mém. de l'estat de Fr., I, 374 fg.

205) Mém. de l'estat de Fr., I, 379. Reveille-matin, S. 53.

206) La Popelinière, II, 136 fg.

207) Karl IX. an Fénélon, 22. Aug. Cooper, VII, 323. Reveille-matin, S. 52.

208) Registres du bureau de la ville de Paris, in Cimber, Archives curieuses, VII, 211.

209) Reveille-matin, S. 55.

210) So erzählt wenigstens Capilupi (Cimber, VII, 432) und nach ihm der Verf. der Mém. de l'estat de Fr.

211) Mém. de l'estat de Fr., I, 380. Baramundus, De furoribus Gallicis, S. 35.

212) Reveille-matin, S. 57.

213) Mém. de l'estat de Fr., I, 381.

214) Mém. de l'estat de Fr., I, 383.

215) Reveille-matin, S. 57. Daß am Sonnabend nach dem Verhöre der guisischen Diener die Hugenotten Drohungen gegen die Guisen laut werden ließen, erzählt Capilupi (Cimber, VII, 433), was die Mém. de l'estat de Fr. (I, 380) widersprechen. Eine andere hugenottische Schrift berichtet, daß die Hugenotten dem Admiral zwar anboten, ihn an den Guisen zu rächen, von diesem aber sehr entschieden zurückgewiesen wurden, weil er auf des Königs Wort vertraute. Es heißt dort: „Vray est que ceux de la religion, qui estoient en bon nombre, offrirent à l'admiral de venger sa blessure par les armes sur ceux de Guise, qu'on sçavoit en estre auteurs, luy remonstrans qu'il n'y avoit esperance d'en avoir autre justice; mais il les pria affectueusement de ne l'entreprendre de peur qu'ils ne rendissent sa cause pire ou odieuse, puisque ses ennemis avoient fait une faute qui ne se pouvoit desguiser ny excuser; et partant qu'ils devoient attendre avec luy ce que le Roy en feroit, qui luy avoit promis si solennellement d'en faire une briefve et exemplaire justice." Tocsin, in Cimber VII, 48. Diese Schrift setzt eine perfide Prämeditation auch beim König voraus.

216) Mém. de l'estat de Fr., I, 385.

217) Nach den Mém. de l'estat de Fr., Serranus und Baramundus, De furoribus Gallicis, ging dieser Rath in dem Garten der Tuilerien vor sich, was nicht mit Anjou's Erzählung übereinstimmt. Ohne Zweifel war in den Tuilerien eine Berathung ohne den König, wo man die Mittel beredete, wie dieser zur Einwilligung zu bringen wäre, und dann begab man sich zu ihm in sein Zimmer. Serranus gibt übrigens auch nur den Gang nach dem Garten als Thatsache, die Verabredung des Mordes mit dem König dabei nur als Schluß.

218) Tavannes, III, 294 fg.

219) Thuanus, II, LII, 1048. Davila, Gesch. der bürgerli-

chen Kriege von Frankreich (deutsch von Reith, Leipzig 1793), II, 312.

220) Serranus, De statu rel. et reip. Gall., IV, 33.

221) Registres du bureau de la ville de Paris, bei Cimber, VII, 213. Nach Brantôme (Oeuvres, III, 456) machten der Prévôt und seine Gefährten anfangs große Schwierigkeiten und beriefen sich auf ihr Gewissen; aber Tavannes drohte mit Hängen, und die Herren gelobten nun großen Eifer.

222) Cimber, VII, 215.

223) Des gegenwärtigen Justizpalastes nämlich, auf der Insel der Seine gelegen. Mém. de l'estat de Fr., I, 387.

224) Mém. de l'estat de Fr., I, 388.

225) Reveille-matin, S. 58. „Ils firent courre un bruit, qu'on avoit descouvert une conspiration contre le Roy, sa mère et ses frères, par les huguenots . . . partant le Roy commandoit qu'on ne pardonnast à pas un huguenot. Les courtisans et les soldats de la garde du Roy furent ceux qui firent l'execution de la noblesse etc." — Ebenso sind es bei Capilupi die „seigneurs", welche mit den Soldaten die Schlächterei eröffnen; dann folgt auf Befehl das Volk, „et luy ayant esté donné congé de tuer les huguenots et de piller et saccager leurs maisons, on commença une tuerie fort cruelle, et fit-on une horrible boucherie de ces pauvres misérables". Cimber, VII, 435.

226) Die commissaires, quarteniers und dizeniers de Paris gingen schon am Morgen des Sonntags von Haus zu Haus und ließen die armen Handwerker niederhauen, „estans à ce faire animez et induits par les ducs d'Aumale, de Guyse et de Nevers, qui alloient par les rues disans: Tuez tout, le Roy le commande." Reveille-matin, S. 61. In dem Quartier latin, wo der damals zwölfjährige Sully als Schüler des Collége de Bourbon wohnte, verbreitete sich das Morden schon um drei Uhr Morgens. Sully flüchtete sich in das Colleg, der Rector verbarg ihn im Widerspruch mit zwei Priestern, welche von einer sicilischen Vesper sprachen und behaupteten, es sei Befehl, daß selbst die Kinder an der Mutterbrust sterben sollten. Mém. de Sully, I, 50 fg.

227) Reveille-matin, S. 62 fg. Daraus wörtlich die Mém. de l'estat de Fr., I, 398.

228) Capefigue (III, 197) behauptet, nur in den Mém. de l'estat de Fr. den Schuß von dem „fameux balcon" erwähnt gefunden zu haben, und beruft sich nun auf Abbildungen des Louvre aus jener Zeit, die jenen Balcon nicht haben. Aber die genannten Mémoires haben ihn ebenso wenig; es heißt dort: „aux fenestres de sa chambre". So ist Herrn Capefigue's Kritik beschaffen.

229) Reveille-matin, bei Cimber, VII, 194.

230) Mém. de l'estat de Fr., I, 392. Baramundus, De furoribus Gallicis, S. 41.

231) Péricaud, Notes et documents pour servir à l'histoire de Lyon, sous le règne de Charles IX. (Lyon 1842), S. 78. Bericht Mandelot's an den König vom 5. Sept.

232) „Et ayant entendu par le Roy, ledict jour Sainct Barthélemy, sur les onze à douze heures du matin, par les remonstrances qui luy en auroient esté faictes par lesdicts sieur prévost des marchans et eschevins, que plusieurs, tant de la suitte de sadicte Majesté que des princes, princesses et seigneurs de la cour, tant gentilz-hommes, archers de la garde de son corps, soldats de sa garde et suitte, que toutes sortes de gens et peuples meslé parmy, et soubz leur ombre, pilloient et saccageoient plusieurs maisons et tuoient plusieurs personnes par les rues, auroit esté enjoinct et commandé par sadicte Majesté ausdicts prévost des marchans et eschevins, sur leur susdicte remonstrance, plaintes et dolléances par eux faictes à sadicte Majesté des dictes pilleries, saccagemens de maisons et meurtres, monter à cheval et se accompagner de toutes les forces de ladicte ville, et faire cesser tous lesdicts meurtres, pilleries, saccagemens et sédition, et y avoir l'oeil jour et nuict; ce qui auroit esté soigneusement faict et exécuté par lesdicts sieurs prévost des marchans et eschevins etc." Registres du bureau de la ville de Paris, bei Cimber, VII, 217.

233) Ebend., S. 219 fg. Der Aufruf des Königs zur Her-

stellung der Ruhe geschah unter Trompetenschall Nachmittags gegen 5 Uhr. Reveille-matin, bei Cimber, VII, 188.

234) Ein Exemplar dieses Erlasses vom 24. Aug. bei Cimber, VII, 133, andere in den Mém. de l'estat de Fr., I, 401 fg.

235) An Fénélon in London, Cooper, VII, 323. An die Schweizer, Mém. de l'estat de Fr., I, 424, wo ein Irrthum im Datum ist.

236) „. . . afin que, avec ce que vous pourrez assembler de forces, vous le preniez ou faciez prendre, et vous en asseuriez bien que j'en puisse demeurer en repos; mais que l'on ne sçache que je vous en ay escript, et y procédez le plus dextrement qu'il vous sera possible," — schreibt der König an den Befehlshaber Matignon. Isambert, Recueil des lois françaises, XIV, 256.

237) Registres du bureau de la ville de Paris, bei Cimber, VII, 223.

238) Reveille-matin, S. 69. Mém. de l'estat de Fr., I, 420.

239) Depesche an Fénélon, 25. Aug. Cooper, VII, 325. An die deutschen Protestanten, (Estoile) Journal de Henri III, I, 509 fg.

240) La Popelinière, II, 143.

241) Tavannes (III, 299) nennt die gegen die Hugenotten erhobenen Anklagen geradezu Lügen. Und Tavannes war kein Hugenottenfreund.

242) Thuanus, II, LII, 1065.

243) La Popelinière, II, 143.

244) Registres du bureau de la ville de Paris, bei Cimber, VII, 225.

245) „de lascher la main à messieurs de la mayson de Guyse."

246) An Fénélon, Instruction vom 26. Aug. Cooper, VII, 330 fg. Ebenso an Schomberg für die protestantischen Höfe Deutschlands. S. Négotiations du Sieur de Schomberg etc. in v. Moser's Beiträgen zum Staats- und Völkerrecht und der Geschichte, IV, 226 fg.

247) „. . . si ce n'est toutesfois qu'ils soient les chefs, qui

ont eu commandement pour ceux de la religion, ou qui ayent fait des pratiques et menees pour eux; et lesquels pourroient avoir eu intelligence de la conspiration susdite.“ Baramundus, S. 79. La Popelinière, II, 143. Mém. de l'estat de Fr., I, 427.

248) „. . . autrement là où ils ne se voudroient retirer aprez l'advertissement que leur en aurez fait, vous leur courrez et ferez courir sus avecques toutes les forces, tant des prevosts des mareschaux, ses archiers et autres que vous pourrez mettre ensemble au son du toxin et autrement: tellement qu'ils soyent taillez en pieces comme ennemis de nostre courronne.“ Befehl vom 30. Aug. Baramundus, S. 83 fg.

249) Ebend.

250) Guise an de la Rancé, Paris, 31. Aug. „Quant je vous ay dernierement escript et mandé d'assembler tout ce que vous pourrez pour tascher à rompre ceulx qui tenoient la campaigne et oppressoient le pauvre peuple en mon gouvernement, ce a esté freschement après la mort de l'Amyral et ses complices, et de la collère soubdaine que le Roy avoit de la conspiration descouverte contre S. M. et ce qui la touche. Mais depuis j'ay pensé que faisant la declaration dont je vous envoye la coppie, chacun se doibt retirer et rompre de soy mesmes, n'estant pas besoin d'user de la rigueur de mes lettres.“ Groen v. Prinsterer, IV, 10*. Wie es dort zuging, erzählen die Mém. de l'estat de Fr., I, 441: „Ceux qui furent paresseux (in der Flucht) eurent rude traitement, specialement ès lieux du Gouvernement de Brye et Champagne, sous le Duc de Guise: et pour eviter le massacre de leurs corps, abjurerent la religion.“

251) S. oben den Erlaß vom 30. Aug.

252) Mém. de l'estat de Fr., I, 434 fg.

253) Ebend., S. 456.

254) Ebend., S. 468 fg.

255) Ebend., S. 442 fg.

256) Ueber das Morden in Lyon s. Mém. de l'estat de Fr., I, 476. La Popelinière, II, 148. Mandelot's Brief an den König vom 2. Sept. Cimber, VII, 322.

257) Mém. de l'estat de Fr., I, 540 fg.

258) Mém. de l'estat de Fr., I, 552 fg.

259) Ebend., S. 478, 495, 538—540.

260) Ebend., S. 540.

261) Dissertation sur la journée de la St.-Barthélemi, in Cimber, Archives curieuses, VII, 475—533.

262) Baramundus, De furoribus Gallicis, 1573. „Itaque parvulorum infantium, viduarum ac puerorum, qui honestissimo loco nati, nunc parentibus orbati, vitam vagam atque inopem persequuntur, fere jam ad centum millia numerantur." S. 63.

263) Caveirac, S. 533.

264) S. das Edict vom 16. Oct. Mém. de l'estat de Fr., I, 736.

265) La Popelinière, II, 149.

266) Die Schreiben Heinrich's, Condé's und des Papstes s. Mém. de l'estat de Fr., I, 713 fg. Die Absolutionsbulle für Heinrich vom 27. Oct. bei Champollion-Figeac, Documents historiques inédits, tirés des collections des manuscrits de la bibliothèque Royale etc., I, 713. Von demselben Tage die Dispensationsbulle. S. ebend.

267) Hinterher hat man einen Brief geschmiedet, den Katharina Strozzi bei seinem Abgang versiegelt mitgegeben haben soll, um ihn erst um den 24. August zu öffnen. Er enthält die Nachricht von dem Losschlagen in Paris und den Befehl, La Rochelle wegzunehmen! Die ganze Erfindung ist so albern, daß sie keiner Widerlegung bedarf. Capilupi, der Panegyriker der Arglist, hat sie zuerst, dann der Hugenott Serranus u. s. w.

268) Mém. de l'estat de Fr., I, 496 fg.

269) 8. Sept. Ebend., S. 692.

270) Tavannes, III, 351 fg.

271) Mém. de l'estat de Fr., I, 501.

272) Ebend., S. 536.

273) Patent vom 8. Oct. Ebend., S. 728.

274) Anjou mochte seine guten Gründe haben, gerade diesem Mann auf ewig den Mund zu schließen; dem französischen Gesandten zu London lag er am 3. Sept. in einem besondern Schreiben an, Cavaignes, der dorthin entflohen sein sollte, mit Geneh-

migung Elisabeth's als Verschwörer festnehmen zu lassen und nach Paris zu liefern. Cavaignes war aber nicht entflohen, sondern nur versteckt und fiel bald in Frankreich selbst in die Hände der Verfolger. Anjou an Fénélon, 3. Sept. Cooper, VII, 334.

275) Mém. de l'estat de Fr., I, 748 fg. La Popelinière, II, 147.

276) Patent vom 28. Oct. Mém. de l'estat de Fr., I, 771 fg.

277) Umschreiben am 3. Nov. Ebend., S. 775 fg.

278) Patent vom 6. Nov. Ebend., II, 109 fg. La Popelinière, welcher den Text dieses Patents ebenfalls gibt (XXXII, 223), datirt dasselbe vom fünften November.

279) v. Raumer, Briefe aus Paris, I, 190.

280) Ebend., S. 191. Capefigue (III, 251 fg.) gibt aus dem Archive von Simancas eine Menge von officiellen Schreiben, die hin- und hergingen, aber nichts Anderes als Freudenbezeigungen, Freundschaftsversicherungen und officiöse Höflichkeiten enthalten, durch welche in der Sache selbst nichts aufgeklärt wird.

281) „. . . à l'improviste et non à la délibération." v. Raumer, I, 192. Depesche St.-Goard's vom 12. Sept. Groen v. Prinsterer, IV, 12*.

282) Groen v. Prinsterer, IV, 12* u. 28*.

283) „Je sçay asseurément que Don Diégo a escript de deçà que l'execution faicte sur l'admiral et ses adhérans estoit advenue innopinément et par contraincte, ne pouvant moins.. Je ne me suis pas teu de parler contre tous qui eurent telles opinions." St.-Goard an Katharina, 15. Nov. 1572. Groen v. Prinsterer, IV, 22*.

284) St.-Goard an Karl IX., 15. Nov. Groen v. Prinsterer, IV, 23*. Ludwig von Nassau an Karl IX. Ebend., S. 86*. v. Raumer, I, 192. Alba klagte noch nach der Bartholomäusnacht in Betreff des flandrischen Aufstandes: „sibi a Rege Galliae conflatum esse hoc bellum, et Reginam Angliae ab ipso impulsam ad mittenda auxilia Orangio." Langueti epist., I, 184. Auch Oranien schrieb im September an Johann von Nassau, daß bei seinem Unternehmen seine einzige Hoffnung auf

Frankreich und die von Coligny zugesagten 10,000 Schützen gestanden habe und daß in der Bartholomäusnacht die Hauptursache seines Misgeschicks im Feldzuge von 1572 liege. Groen v. Prinsterer, III, 501 fg. und IV, CIII. „Un coup de massue“ nennt er die Bartholomäusnacht für seine Sache.

285) Instruction pour le Sr. de Beauville etc. in der Biblioth. nat., Msc. No. $\frac{8677}{3}$ (de Mesmes, 267), Fol. 145 fg. (Copie).

286) Biblioth. nat., ebend., Fol. 142 fg.

287) Mackintosh, History of England (London 1831), III, 354, Appendix F. Aus Chateaubriand's handschriftlichen Mittheilungen aus der vaticanischen Bibliothek.

288) „In questo poco di tempo corso dopo che fu ferito l'Amiraglio, l'Ugonotti hanno sempre parlato et trattato arrogantissime, e in particolare hieri Rosciafoco e Teligny dissero alla Regina parole troppo insolenti. Si l'archibugiata ammazava subito l'Amiraglio, non mi risolvo a credere che si fusse fatto tanto a un pezzo.“ Depesche vom 24. Aug. bei Mackintosh, III, 355, Appendix G. Aus Handschriften der vaticanischen Bibliothek.

289) Die Worte sind: „Qual regina in progresso di tempo intende poi non solo di revocar tal editto, ma per mezo de la giustizia di restituire la fede cattolica nel (nell') antica observanza, parendogli che nessuno ne debba dubitare, adesso che hanno fatto morire l'Amiraglio con tanti altri huomini di valore, conforme a ragionamento altre volte havuto con esso meco, essendo a Blès, e trattando del parentado di Navarra e dell' altre cose che correvano in quei tempi, il che essendo vero ne posso rendere testimonianza, e a N. S. e a tutto il mondo“ (Mackintosh, S. 356). Bei der Unklarheit der Wortfassung kann man allerdings fragen: Was ist es denn eigentlich, was hier als dem Inhalte jenes Zwiegesprächs zu Blois conform erklärt wird? Ist es die sichere Aussicht auf die Zurückführung des Katholicismus, oder ist es die Ermordung Coligny's und seiner Gefährten? Auf die letztere ist die Stelle u. A. von Albèri bezogen worden, der hiermit einen glücklichen Fund gemacht zu haben glaubt, um einen seiner Landsmännin gefährlichen Zeugen beseitigen zu können. Albèri argumentirt im Wesentlichen folgendermaßen: Der eitle

Salviati thut hier, um sich wichtig zu machen, als wäre er von Blois her der vertraute Mitwisser Katharina's um den langzeitig prämeditirten Protestantenmord gewesen; in derselben Depesche aber hat er doch schon behauptet und wiederholt auch später die Behauptung, daß, wenn der Admiral von dem Schusse augenblicklich getödtet worden wäre, das Morden unterblieben sein würde; dies widerspricht sich und beweist nur die „assurdità“ und „fatuità di Monsignore“, der folglich ein unfähiger Zeuge ist und dem man gar nichts zu glauben hat, wo er von der Bartholomäusnacht und Katharina's Betheiligung überhaupt spricht. — Wir unserentheils halten es für Gewissenssache, einem päpstlichen Nuntius, der in kalter Ruhe seine Berichte schreibt, so leichthin den einfachen Menschenverstand abzusprechen, zumal wenn bei einiger Aufmerksamkeit auf die Sache selbst ein wenig Construiren und Interpungiren vollkommen ausreicht, ihn zu retten. Außer der Absurdität des Widerspruches mit sich selbst träfe den Diplomaten die noch größere Dummheit der Selbstanklage. Wie konnte er sich rechtfertigen, wenn er die längere Mitwissenschaft um ein so wichtiges und bestimmtes Vorhaben einräumte, ohne es jemals seinem Hofe mitgetheilt zu haben? — Beziehen wir dagegen das „conforme“ in der oben im Texte durch die Interpunction angedeuteten Weise auf die beabsichtigte Zurückführung des Katholicismus, so ist Alles klar, und gegen den Verstand des Nuntius ist nichts mehr einzuwenden. Es lag ganz in der Natur der Sache, daß Katharina zu Blois, um die Heirathsdispensation zu erwirken, ihre Sorge für den Katholicismus betheuerte und namentlich die Verbindung mit dem ketzerischen Schwiegersohne als Brücke zur vollständigen Rückführung desselben darstellte. Ganz dieselbe Hoffnung wurde zu demselben Zwecke etwas später dem Legaten Alessandrino als Köder hingehalten (Gabutius, Vita Pii V., S. 150). Und dieselbe Aussicht ist es auch, mit welcher der König in seiner Botschaft vom 24. Aug. dem Papste die Nachricht von der geschehenen Vermählung etwas zu versüßen sucht (s. oben). Ohne Zweifel waren dem diplomatischen Vertreter des Papstes ganz gleichzeitig dieselben Versicherungen erneuert, er selbst vielleicht um sein Zeugniß angegangen worden. Wirklich bezeugt ja

Salviati an demselben Tage jene Absichten der Königin, und es hat seinen Sinn, wenn er hierbei an frühere Zusicherungen erinnert, wie es auch wiederum seinen Sinn hat, der soeben an den Protestanten vollzogenen Unthat in Verbindung hiermit zu gedenken, die jedem Weiterschauenden eine gewisse Garantie für die künftige religiöse Haltung des Hofes bot, die Bartholomäusnacht mochte prämeditirt und zu Blois besprochen oder das Werk des Augenblicks sein.

290) Mackintosh, III, 356, Appendix H. Aus den Manuscripten der vaticanischen Bibliothek. — Daß Salviati den angestellten Meuchelmörder einen Deutschen nennt, beruht offenbar auf einer Verwechselung Besme's, der am 24. Aug. den Admiral niedermachte, mit Montravel, der am 22. den Schuß that.

291) „Lei medesima [la Regina] rammemorandolo [il suo pensiero] al presente a Monsr. Salviati suo parente, che si ritrova là nuncio, gli disse, che si ricordasse e li facesse fede (come il nuncio l'afferma) di quello che in secreto mandò a dir per lui al Papa passato, che presto avrebbe veduto le vendette sue e del re contra questi della religione." Michiel, Relatione etc. bei Ranke a. a. O. — Ich kenne die Stelle nicht anders als in der vereinzelten Gestalt, wie sie bei Ranke angeführt ist, und kann daher nicht beurtheilen, welche bestimmtere Aufschlüsse etwa aus dem Zusammenhange gewonnen werden könnten.

292) Mackintosh, III, 357. Aus den Handschriften der vaticanischen Bibliothek.

293) Sie lautet: „Carolus IX., Christianissimus Francorum Rex, zelo zelatus pro Domino Deo exercituum, repentè, velut angelo percussore divinitus immisso, sublatis unâ occidione propè universis regni sui hereticis perduellibusque, . . . tanti beneficii immemor nunquam futurus, . . . tantam felicitatem, quae Beatissimi Patris Gregorii XIII. pontificatus initio, non multò post ejus admirabillem et divinam electionem evenerit, unà cum orientalis expeditionis constantissimâ et promptissima continuatione, ecclesiasticarum rerum instauratione, marcescentis religionis vigorem et florem certò portendere augurátur." Cooper, VII, 341. — Ein zu Paris alsbald er=

schienener Abdruck dieser Inschrift hat noch folgenden Zusatz: „Carolus tituli Sancti Apollinaris S. R. E. Card. de Lotharingia hoc omnibus significatum et testificatum esse voluit. Anno M. D. LXXII. VI Id. Septemb.“ Bibl. nat. Msc. No. 744, Fol. 58 (Dupuy).

294) Die Widmung ist datirt vom 22. Oct. 1572. Die erste Druckausgabe, zugleich mit einer französischen Uebersetzung, wurde 1574 durch einen Hugenotten veranstaltet. S. die beiden Vorreden bei Cimber, VII, 403 fg.

295) Depeschen vom 2. Sept. und 2. Nov. Cooper, V, 116, 192.

296) Walsingham, S. 314, 317, 330, 337.

297) Cooper, V, 120 fg., 138 fg.

298) Walsingham, S. 320. Cooper, V, 161.

299) Cooper, V, 161, 174, 196.

300) Ebend., S. 200.

301) Ebend., S. 196.

302) Ebend., S. 175.

303) Walsingham, S. 351. Cooper, V, 216 fg.

304) Karl an Fénélon, 22. Sept. 1572. Cooper, VII, 363.

305) Groen v. Prinsterer, IV, 31 fg., 20*, 30*.

306) Depeschen Schomberg's, Kassel, 29. Aug. 1572. Groen v. Prinsterer, IV, 9*.

307) Groen v. Prinsterer, IV, 12* fg.

308) Schomberg an Karl, 9. Oct. Estoile, Journal de Henri III, I, 519 fg. Ders. an dens., 9. Jan. 1573. Négotiations, bei Moser a. a. O., S. 242 fg.

309) Depesche vom 7. Nov. Groen v. Prinsterer, IV, 20*.

310) Groen v. Prinsterer, IV, 22*.

311) „Je n'y ay eu peu de peyne pour rémédier à leurs artiffices en ces événements, ayant publié et voullu fère croire par le monde que nous avyons juré ensemble la ruyne de tous ceulx qui font profession d'autre religion que la nostre, et que ce que j'avoys faict, estoit avecques eulx prémédité de longtemps. De faict leurs persuasions ont esté receues pour sy fort vraysemblables, estant confortées d'allées et venues de ceulx qu'ilz ont envoyés vers moy, que sy la pure vérité n'eust de

soy eu assez de force pour surmonter son contraire, j'estime qu'ilz fussent parvenus au dessein de leurs intentions, et ils ne m'eussent seullement esloigné et distraict l'amytié de la Royne d'Angleterre et des Princes et Cantons Protestans, mais ils se la fussent acquise et asseurée à mon dommaige." Karl IX. an St.-Goard, 20. Jan. 1573. Groen v. Prinsterer, IV, 28*.

312) Anjou an Schomberg, 17. Nov. 1572. „Vous asseurerez toujours les Princes que . . . les choses que l'on vous a escrites de ce qui est advenu en ce Royaulme sont véritables, et advenues inopinément sans avoir esté en façon que ce soit préméditées; que le Roy . . . et moi n'avons jamais eu ni n'avons aulcune intelligence avec le Roy d'Espagne contre ceulx de la religion, et que ce sont toutes impostures que ce que l'on en dict journellement aux princes, comme vous entendrez encores plus amplement de Mr. le Conte de Retz etc." Groen v. Prinsterer, IV, 26*. Vgl. die Instruction für Schomberg vom 15. Febr. 1573 bei Moser a. a. O., S. 253 fg. und 271 fg.

313) Hierher gehören die Schreiben vom 28. Oct. (Mém. d'estat, II, 3 fg.) und zwei spätere (Mém. d'estat, II, 8 fg. und 177 fg.). Von Anjou heißt es unter Anderem: „C'est un Prince qui ayant esté nourry en l'ancienne et Catholique Religion, est tant juste et moderé, si bien experimenté et façonné aux affaires d'importance, et en diverses choses, qu'il est adroit entre tous autres pour appaiser les diverses opinions qui sont aujourd'huy en la Religion: estant au reste le principal conseiller et autheur de paix et liberté." — An einer andern Stelle heißt es von Anjou: „Tous les François tiennent pour certain, qu'alors qu'on luy en demanda son avis, il respondit que ce luy seroit deshonneur de consentir et avoir part à ceste deliberation qu'on prenoit de massacrer nuds ceux lesquels par tant de fois il avoit vaincus bien armez & equippez."

314) Petri Carpenterii I. C. Epistola ad Franciscum Portum Cretensem, in qua docetur persecutiones Ecclesiarum Galliae non culpa eorum, qui religionem profitebantur, sed eorum, qui factionem et conjurationem (quae caussa appellabatur) fovebant, accidisse. 1572.

315) Karl IX. an Fénélon, 3. Dec. 1572. Cooper, VII, 402.

316) Response de François Portus Candiot, aux lettres diffamatoires de Pierre Carpentier Advocat. Pour l'innocence des fideles serviteurs de Dieu, et obeissans sujets du Roy, massacrez le vingtquatriesme d'Aoust 1572: appelez factieux par ce Plaidereau. Abgedruckt in den Mém. de l'estat de France, I, 634—688. Carpentier war früher als Flüchtling nach Genf gekommen und hatte durch Beza's Verwendung eine Professur des Rechts daselbst erhalten. Auch hatte Beza ihm Geld vorgestreckt, das er selbst erst hatte leihen müssen, und war durch die unterlassene Zurückgabe von Seiten Carpentier's in große Verlegenheit gesetzt worden. Jetzt stellte Carpentier in seiner Schrift Beza als den Anstifter alles Unheils in Frankreich dar.

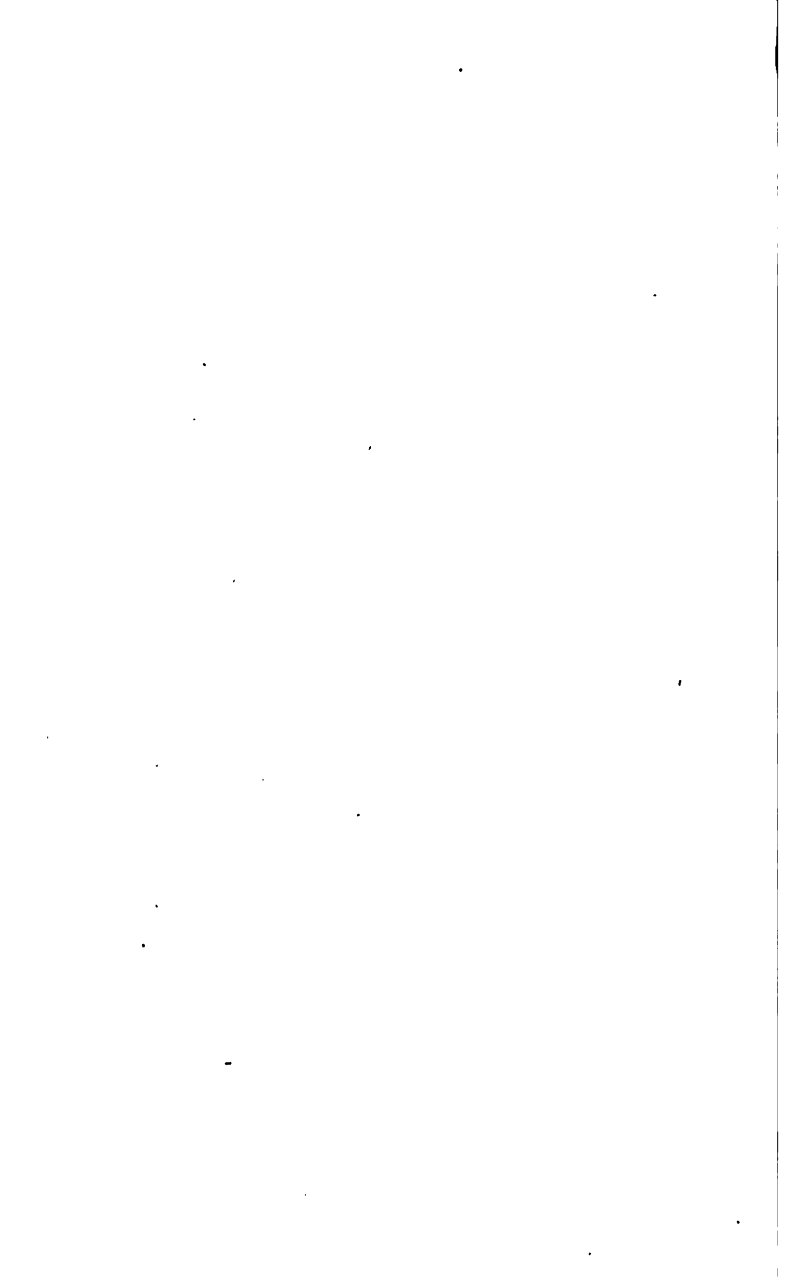
317) Ornatissimi cujusdam viri de rebus Gallicis ad Stanislaum Elvidium epistola. Lutetiae apud Federicum Morellium, typographum Regium. MDLXXIII. Das Datum ist vom 1. Nov. 1572.

318) Response à une Epistre commençant, Seigneur Elvide, où est traitté des massacres faits en France en l'an 1572. Abgedruckt in den Mém. de l'estat de Fr., II, 41 fg. — Response de Stanislaus Elvidius à l'epistre d'un excellent personnage etc. Abgedruckt in den Mém. de l'estat de Fr., II, 62 fg.

319) Response de Zacharie Furnesterus, soustenant l'innocence et justice de tant de milliers de personnes massacrées au Royaume de France. Contre les calomnies de Jean de Monluc, Evesque de Valence. Abgedruckt in den Mém. de l'estat de Fr., II, 189—225.

320) Einige dieser Schriften mögen hier eine Erwähnung finden: De furoribus Gallicis, horrenda et indigna Amiralli Castillionei, nobilium atque illustrium virorum caede etc. Ernesto Varamundo Frisio auctore (Edinburg 1573). (Wird Franz Hotoman zugeschrieben.) Hiernach wurde der Mord Sonnabend Nachmittags in den Tuilerien auf den Vortrag der Königin beschlossen). — Le reveille-matin des François et de leurs voisins. Composé par Eusebe Philadelphe Cosmopolite (Edinburg 1574). (Das Dedicationsschreiben an Elisabeth von England ist vom 20. Nov. 1573. Man hat gestritten, ob Nikolaus Bar-

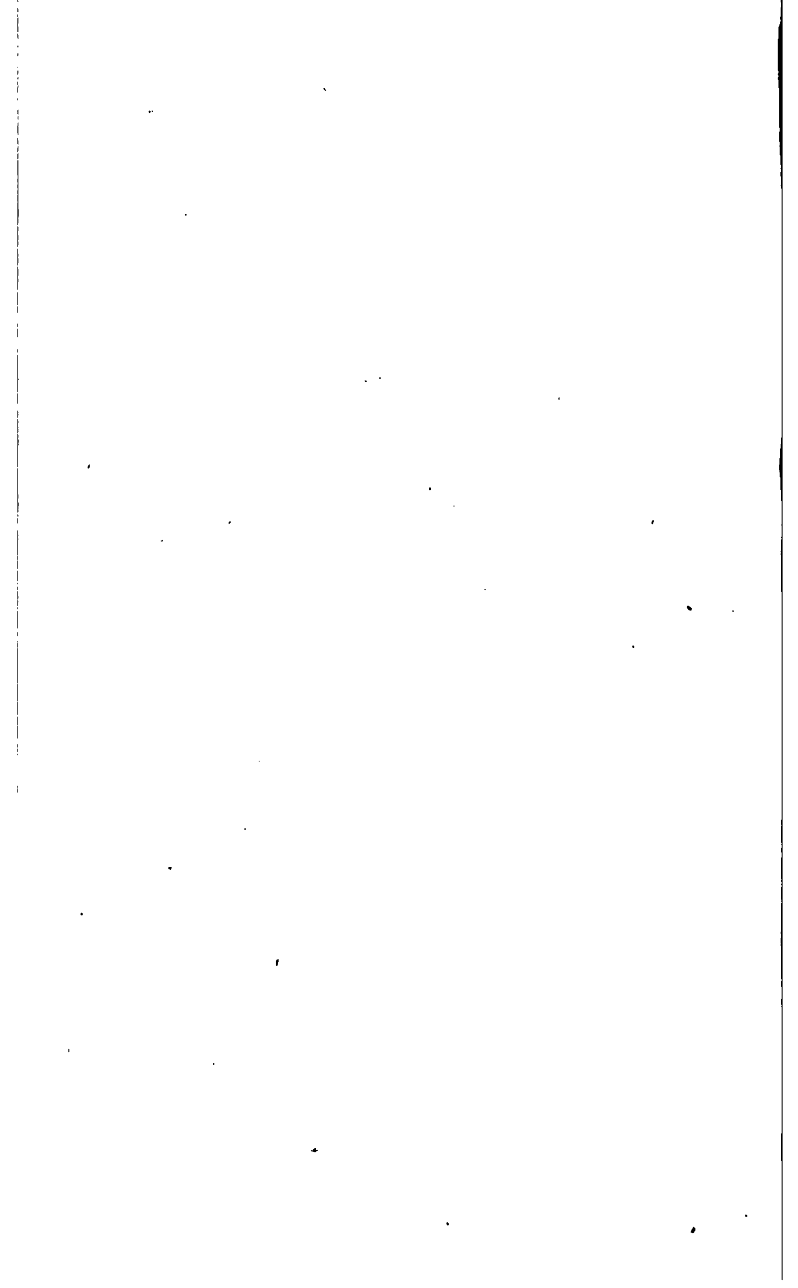
naud, Theodor Beza, Franz Hotoman oder Hugo Donellus der Verfasser sei; Letztern hielt zwar auch Cujacius dafür, aber der Erzähler selbst gibt sich als Augenzeugen bei der Verwundung des Admirals zu erkennen, und von Donellus weiß man, daß er damals zu Bourges war.) Ist für die Prämeditation. — Discours merveilleux de la vie, actions et deportemens de la Reyne Catherine de Médicis etc. Geschrieben 1574, ins Lateinische übersetzt unter dem Titel: Legenda beatae Catharinae. (Wird Heinrich Stephanus zugeschrieben.) Abgedruckt bei Cimber, IX, 1—112. — Die Geschichte der Mordscenen in den Mémoires de l'estat de France ist meist wörtlich, doch mit einigen Zusätzen, aus dem Reveille-matin genommen, Einiges auch aus Capilupi. Das Wichtigste in dem Buche sind die zusammengestellten Actenstücke. — Le tocsin contre les massacreurs et auteurs des confusions en France etc. (Reims 1579). Mit einer Vorrede vom 25. Juni 1577. Ziemlich oberflächlich und eingenommen, aber nicht ohne interessante Einzelheiten. Für die Prämeditation. — Serranus (De statu religionis et reipubl. IV, Ed. 2, 1577, S. 1—108) wittert mit hugenottischem Mistrauen überall Verstellung und lange Vorbereitung, glaubt aber doch, daß keine auswärtige Macht um das Vorhaben gewußt habe. Den Beschluß der endlichen Ausführung läßt er erst am Tage vorher fassen



Eine Reise nach Südamerika.

Von

Friedrich von Raumer.



Bei der Unmöglichkeit, Südamerika gleichwie die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu bereisen, habe ich mich zunächst über einen Theil jener unermeßlichen Länder aus neuern gedruckten Werken unterrichtet und meine Ausbeute zu einem scheinbar leichten, ja oberflächlichen, in Wahrheit aber mühsamen Mosaikbilde zusammengestellt.[1]) Zur Seite mußte ich lassen nicht allein, was die wissenschaftliche Naturbetrachtung jener Länder betrifft, sondern ebenfalls die bisher keineswegs genügend aufgeklärte, höchst verwickelte Geschichte der letzten 50 Jahre. Dennoch hoffe ich, daß die mitgetheilten, durch Citate genau belegten Reisebemerkungen mancherlei Art nicht ohne Interesse sein werden.

Die Fahrt über das Atlantische Meer erscheint Jedem, der nicht an Seeleben gewöhnt und dafür begeistert ist, lang und langweilig, und von der Unendlichkeit und Erhabenheit des Meeres spricht es sich am bequemsten, wenn man mit den Füßen auf festem Boden steht. Viele litten so an der Seekrankheit, daß selbst der bekannte Scherz beim Kreuzen des Aequators sie nicht aufheitern konnte, und den Gesundern bot sich von außen keine Zerstreuung, als daß sie mit dem Fernrohre am Horizonte nach Schiffen umhersuchten und acht gaben, ob kein Fisch den Kopf zum Wasser herausstecke. Hin-

weisungen auf den wolkenbedeckten oder sternklaren Himmel, auf das Leuchten des Meeres u. dgl. machten keinen Eindruck; wogegen die Kunde: man befände sich in der Nähe von Rio Janeiro, der Hauptstadt Brasiliens, unter den Reisenden die größte Freude erregte!

Sie ward aber unerwartet sehr getrübt, denn es verbreitete sich eine feuchte, drückende Hitze, und ein dichter, undurchsichtiger Nebel, sowie eine völlige Meeresstille zwang uns zwei lange, lange Tage an derselben Stelle unbeweglich zu verweilen. Desto größer die Freude, als sich der Vorhang, von einem erfrischenden Winde bewegt, theils senkte, theils zum Himmel erhob[2]) und eine Welt von wunderbarer Mannichfaltigkeit und Schönheit dem Auge eröffnete. Waldbewachsene Inseln, zwischen welche hindurch unzählige Schiffe hin- und hersegelten, darüber hinaus Hügel und Berge in den verschiedensten Gestaltungen, im Vorgrunde ansteigend Rio Janeiro mit seinen Kirchen, Klöstern und hervorragenden Gebäuden, weiter ab dunkler tropischer Pflanzenreichthum, unterbrochen von Dörfern und glänzenden Landhäusern: ein bezaubernder, nicht zu beschreibender Anblick. Die Erwartung, daß das Innere der Stadt diesen reizenden Ansichten und Aussichten entspreche, ward indessen sehr getäuscht. Wenige Straßen gepflastert, die meisten enge, alle übermäßig schmutzig und übelriechend[3]), gewaltige Hitze, Schwärme von Moskitos, Häuser mit Fenstern ohne Fensterglas, nur mit hölzernen Gittern verschlossen: die ganze Stadt erschien wie ein großes, dunkles Kloster!

Noch unangenehmer war der Anblick von Negern, welche, an langen Ketten aneinandergeschmiedet, zu öffentlichen Arbeiten gebraucht wurden.[4]) Man sagte zwar

zu unserer Beruhigung: Es sind Verbrecher; aber im Allgemeinen herrscht die Ansicht, daß die Negersklaverei natürlich, durch Strenge aufrecht zu halten und Freilassung für Menschen schädlich sei, welche unfähig wären, für sich selbst zu sorgen. Fast immer[5]) gerathe der freigelassene Neger durch Unvorsichtigkeit, Sorglosigkeit und Faulheit in die traurigsten Verhältnisse. Der Antheil von Wahrheit, welcher sich in diesen Ansichten und Behauptungen findet, reichte nicht hin, den Anblick des Sklavenmarkts zu erheitern oder den daselbst getriebenen Menschenhandel zu rechtfertigen. Neben den Bejahrtern fanden sich an 300 Kinder[6]), Jungen und Mädchen, etwa zwischen 6 und 13 Jahren. Ihre fröhlichen Spiele verstärkten nur den Schmerz der mitgekommenen oder in Afrika zurückgelassenen Aeltern, und die Behauptung, es werde Allen in Amerika besser ergehen, wie in ihrem Vaterlande, verlor durch den unmittelbaren Anblick, durch das nicht zu unterdrückende Gefühl an dem Gewichte, welches ihr vielleicht in Wahrheit zukommt.

Viele Neger waren tättowirt[7]) mit den entstellenden Zeichen ihres Stammes, und das neue, gemeinsame Schicksal soll keineswegs immer den alten Haß austilgen. Bei der Arbeit pflegen die Neger, freilich in sehr roher Weise, zu singen, auch wol eine unvollkommene afrikanische Guitarre, Marimba genannt, mit dem Daumen zu spielen.[8]) Davon sehr verschieden war freilich das Jägerchor aus dem „Freischütz“, wonach eingestellte Negersoldaten marschirten. Nicht minder dürfte es europäischen Offizieren auffallen, daß Soldaten auf ihrem Posten rauchen.[9])

Eingeübter als zu kriegerischen Aufzügen scheint man für geistliche Processionen zu sein[10]), wo hübsche Mäd-

chen mit Flügeln und auf hohen Schuhen einherschreitend die Engel darstellen, während unzählige Papageien über den Köpfen umherfliegen und in die kirchlichen Gesänge unharmonisch hineinschreien. Zu Ehren der unzähligen Heiligen nehmen Geläute, Raketen, Schwärmer, Feuerwerke fast nie ein Ende [11]), und in den Kirchen findet man in Wachs geformte Glieder aller Leibestheile, welche durch die Einwirkung Jener wunderbar geheilt wurden.

Man behauptet, daß der Stamm der portugiesischen Bevölkerung in Brasilien geistig und sittlich sehr gesunken und selbst die Sprache ausgeartet sei [12]); gewiß stieg der Zwist zwischen den neuangekommenen Portugiesen und den (als liebenswürdiger gerühmten) Brasilianern zu solcher Höhe, daß Dom Pedro durch einen Soldatenaufstand zur Abdankung gezwungen wurde. Jetzt zeigt sich Altes und Neues oft in sonderbarer Mischung.

Wir hörten in dem von der Regierung reichlich unterstützten Theater die „Italienerin in Algier" nicht übel aufführen [13]); nur war der Souffleur etwas laut, und eine Erleuchtung durch Talglichter hat ihre Unbequemlichkeiten. Sonst benahm sich das Publicum stiller und anständiger als oft in England, und da das Parterre eine bestimmte Zahl von Plätzen enthielt, konnte kein Streit oder Gedränge entstehen. Doch darf man hieraus nicht auf hohe geistige Bildung schließen [14]), und ein Amerikaner bemerkte: in einer Stadt der Vereinigten Staaten werde mehr gedruckt, als in ganz Brasilien.

Neben jungen Stutzern, welche hinsichtlich der Kleidung europäischen Mustern nachstreben, gehen bejahrte Vornehme einher mit Hofröcken aus der Zeit Lud-

wig's XV.[15]), schwarze Beinkleider, weißseidene Strümpfe, goldene Knie- und Schuhschnallen, dreieckige Hüte, mit Straußenfedern geschmückt, Stöcke mit goldenen Knöpfen, große Petschafte an langen Uhrketten u. s. w. Nicht selten sieht man Neger ähnlich gekleidet aus dem Abfall der Garderobe ihrer Herren, — aber ohne Schuhe und Strümpfe.

Manche Frauen und Mädchen thun sich etwas darauf zugute, europäische Moden anzunehmen; bald aber tritt das heiße Klima, bald Eitelkeit, bald Schönheitsgefühl in den Weg. Dann werden Unterröcke und Schnürleiber weggeworfen; ja im Sommer genügt wol ein kurzes seidenes Kleid, um die Umrisse zu verdecken oder zu zeigen. Die Urtheile hierüber und über Verwandtes lauten natürlich sehr verschieden. Die Frauen, ruft ein Unzufriedener[16]), sind geputzt und doch oft schmutzig, sprechen allzu frei mit männlicher Stimme, sind leidenschaftlich, gefallsüchtig, rachsüchtig, tyrannisch, im 25. Jahre häßlich und veraltet, ohne innere Bildung und geistige Schönheit. Dies Alles leugnend oder doch ermäßigend, preist ein Anderer diese ätherische Gestalten, antikes Profil, schönen Mund, Perlenzähne, lebhafte Augen u. s. w. Manche junge Herren, welche zweifeln, durch eigene Verdienste diese Terpsichoren zu erobern, tragen Amulete von magnetischem Eisen[17]), welche die Gunst aller Schönen an sich zögen. Weil die Frauen in Rio fast ganz von Gesellschaften ausgeschlossen sind[18]), so hält es schwerer, sie zu beobachten und kennen zu lernen, als in dem ehemals spanischen Amerika. Ermäßigen läßt sich dagegen wol die Klage über den Mangel eigentlicher Gastfreundschaft[19]) in einer Stadt, welche

zwar mehr als 100,000 Einwohner zählt, darunter jedoch etwa 50,000 Neger und 20,000 Mulatten.[20])

Da es nicht die Absicht der Reisenden war, lange in Rio und der höchst reizenden Umgegend zu verweilen oder in die westlichern Landschaften Brasiliens von hier aus einzudringen, so nahmen sie die erste Gelegenheit wahr, auf einem Handelsschiffe nach Buenos-Ayres zu segeln.

Noch waren wir viele Meilen von dem für uns unsichtbaren Ufer entfernt, als wir uns schon in dem Strome des gelblichen, süßen Wassers befanden, welches der La Plata ins Meer sendet.[21]) Der Busen, in welchem dieser Riesenstrom ausmündet, ist doppelt so breit, als die Entfernung von Dover nach Calais. Unzählige Flüsse ergießen sich in den westlichern Parana und den östlichern Uraguay, welche bei ihrer Vereinigung den Namen Plata erhalten. Nächst dem Amazonenflusse oder Orellana ist sein Wassersystem weit das größte in Südamerika und bietet die Möglichkeit, dereinst eine höchst wichtige und nützliche Verbindung durch Schiffe und Dampfböte über ungeheure Landstrecken zu begründen.

Mit Recht rief ein Franzose[22]) aus: „Dies wird ein schönes Land werden, wenn wir längst begraben sind.“ Buenos-Ayres hat für Handel und Verkehr von Natur eine so außerordentlich günstige Lage, daß nur die von Neuorleans am Mississippi mit ihr kann verglichen werden. Da indessen jeder große Fluß bei seiner Ausmündung ins Meer viel Erde und Schlamm absetzt, so wird es auch hier (ungeachtet der ungeheuern Wassermenge) Anstrengung kosten, das Flußbett bis zur Nähe der Stadt in gehöriger Tiefe zu erhalten. Schon jetzt können die Schiffe, vieler Untiefen halber, nicht bis zum Ufer hinan-

fahren[23]), sondern Menschen und Waaren werden sehr mühsam auf ungeschickte, hochrädrige Karren geladen und ans Land gebracht. Die Pferde werden hier ganz eigentlich hinter den Wagen gespannt und schieben ihn vor sich her.

Der Anblick von Buenos-Ayres ist durchaus von dem Rio Janeiros verschieden. Es liegt in einer weiten Ebene, umgeben von unermeßlichen Wiesen mit hohem Grase; wol aber findet sich darin eine Aehnlichkeit zwischen beiden Städten, daß manche Straßen enge, ungepflastert und schmutzig sind.[24]) Schon vom Meere her erblickt man viele Kirchen und Thürme von Buenos-Ayres, und die Straßen zeigen die Lebhaftigkeit und Thätigkeit einer Handelsstadt; daß den Fenstern aber Glas fehlt und eiserne Gitter dessen Stelle vertreten, erinnert auf eine keineswegs heitere Weise an Gefängnisse und Klöster. Wo sich Wein an den Wänden in die Höhe rankt, verändert sich jedoch der Eindruck. Die Dächer sind meist flach, Oefen fehlen fast überall, obgleich nasse Kälte oder dichte Nebel sie in manchen Theilen des Jahres wünschenswerth machen.[25]) Nur aus der Küche führt ein Schornstein bis aufs Dach.

Obgleich Buenos-Ayres in den letzten Jahren durch Kriege in seiner Entwickelung gehemmt ward[26]), ist es doch bedeutend fortgeschritten, und die Bevölkerung der Stadt wie der Umgegend hat sich sehr vermehrt. Genaue Zählungen wurden nicht unternommen und sind bei der Größe des Landes und dem zerstreuten Wohnen der Menschen kaum möglich. Die Gründung einer Universität und einer Bibliothek erweist das gesteigerte Interesse für geistige Bildung.

Seit der Unabhängigkeitserklärung hat ebenfalls der Handel von Buenos-Ayres außerordentlich zugenommen, insbesondere mit England, welches allein mehr einkauft und verkauft, als die übrigen Völker zusammengenommen. Fast alle Einwohner kleiden sich in englische baumwollene Waaren[27]), welche durch ihre Wohlfeilheit manches deutsche Fabrikat verdrängten. Zur Anlegung eigener Manufacturen fehlt es durchaus an Händen. Die Eingangszölle sind mäßig und beliefen sich lange Zeit im Durchschnitt auf 15 Procent.[28]) Doch gibt es auch Gegenstände, welche nur 4, andere, welche bis 30 Procent zahlen. Die Ausgangszölle betragen 1—4 Procent. Bei weitem der wichtigste Ausfuhrartikel sind die Rindshäute.[29]) Deren werden jährlich im Durchschnitt 8—900,000 Stück meist nach England verkauft und dafür über drei Millionen Dollars bezahlt.

Die Schafzucht war in früherer Zeit so vernachläßigt und geringgeschätzt, daß man das Fleisch an der Sonne trocknete und die Ziegelöfen damit heizte.[30]) Durch englische Thätigkeit und eingeführte feinwolligere Schafe ward der Wollertrag ungemein verbessert und dergestalt erhöht, daß die Ausfuhr betrug im Jahre

1830	. .	19,000 Pfund
1830—33	. .	269,000 "
1834—37	.	5,343,000 "

Hieraus ergibt sich, daß nicht blos von Australien her eine wichtige Mitbewerbung für deutsche Wollausfuhr bevorsteht.

Auch der Anbau des Kaffees mehrt sich[31]), und man gewinnt von jedem Strauche gewöhnlich ein Pfund, doch auch drei bis fünf Pfund. Aus China sind Thee-

pflanzen eingeführt worden[32]), doch hat ihr Anbau noch nicht sehr zugenommen.

Auf den Märkten zu Buenos-Ayres findet man gute Sachen aller Art zu mäßigen Preisen[33]), oft aber in schmutziger Weise auf der Erde ausgelegt. Ländliche Waaren werden fast ohne Ausnahme zu Pferde ausgeboten, z. B. Milch, welche sich bei der starken Bewegung in Butter verwandeln könnte.

Auffallend war es, daß ein Bettelnder ebenfalls zu Pferde saß[34]), obwol die Bevölkerung von Buenos-Ayres keineswegs soviel Bettler und Sklaven zeigt als die von Rio Janeiro.

Die meisten Häuser sind mit Höfen und Gärten versehen und die Stuben stehen oft gegen die Decke hin in Verbindung, um die Kühlung und den Luftzug zu befördern.[35]) Zu demselben Zwecke dienen die schon erwähnten Fenstergitter, welche jedoch gewandten Dieben Gelegenheit geben, mit Haken, die an langen Stangen befestigt sind, Gegenstände aus den Stuben zu entwenden.

Zu Mittag ißt man gewöhnlich zwischen ein und zwei Uhr[36]), meist Fleischspeisen, wenig Fische und Brot, fast gar kein Gemüse. Hierauf folgt die Siesta, sonst wol von zwei bis fünf Uhr; seit der Revolution wird dagegen weniger geschlafen und es zeigt sich mehr Thätigkeit. Nach der Siesta gehen die Frömmern oder Unbeschäftigten zur Kirche.

Spielen und Tabackrauchen ist ein Hauptzeitvertreib in Südamerika[37]); doch verbreitet der bessere Taback nicht so üble Gerüche. Pferderennen und Hahnenkämpfe finden viel Beifall[38]) und die abgeschafften Stiergefechte wurden wieder erlaubt. Im Theater sahen wir, zu Ehren

der von den Amerikanern gewonnenen Schlacht bei Chacabuco, ein Stück aufführen, betitelt „Die Schlacht bei Marathon".

Bei größerer Reinlichkeit würde sich die Klage über das Ungeziefer wol vermindern.[39]) Das Waschen erfolgt am Ufer des Flusses zwischen zwei Steinen, wobei die Negerinnen über die Plätze nicht selten in so heftigen Streit gerathen, daß sie sich mit der Wäsche um die Ohren schlagen.

In manchen Gesellschaften wird chinesischer Thee getrunken[40]); weit allgemeiner ist dagegen der Gebrauch des Matte, eines angenehm bittern Getränkes, welches aus dem Ilex paraguensis bereitet wird. Diesen Matte reicht man in einem größern Gefäß umher, und Alle saugen ihn ein durch dieselbe silberne Röhre. Seitdem besonders Engländer hieran großen Anstoß genommen, werden in vornehmern Gesellschaften andere Einrichtungen getroffen, sowie es aus ähnlichen Gründen auch wol abkommen wird, daß man allen Gästen nach Tische dasselbe Wasser und Handtuch zum Abwaschen darbot.

Da die Frauen in Buenos-Ayres sich mehr in Gesellschaften zeigen wie in Rio Janeiro, so scheint ein Urtheil über dieselben leichter zu sein, und doch ist Lob und Tadel der Reisenden meist sehr einseitig und unwahr, je nachdem sie zufällig vortreffliche oder zweideutige Personen kennen lernten, oder je nachdem sie geneigt sind, das Ausländische im Vergleiche mit dem Einheimischen zu bewundern oder herabzusetzen. Immer gehört eine gewisse Unbefangenheit und Gewandtheit dazu, das Fremdartige, Abweichende richtig zu erkennen und zu würdigen. Leicht war es jedoch zu bemerken, daß unter den Frauen

und Mädchen eine Vorliebe für Musik und Tanz vorhanden ist und Beides als zur eleganten Bildung gehörig betrachtet wird. Ein Musiklehrer sollte indeß wol darauf aufmerksam machen, daß das Singen durch die Nase den Ton nicht verschönert. Neu war es, daß die Damen, wenn sie einem Herrn entgegentanzten, zugleich ein Lied sangen[41]), welches anfing: Mi cielito, d. h.: mein kleiner Himmel. Politische Parteiung hat den geselligen Umgang gewiß gestört, aber doch nicht ganz unterbrochen.

Wenn Einige die Sitten der Frauen lebhaft vertheidigen[42]), so darf man schließen, daß es an unbilligen Anklägern nicht gefehlt habe; für höhere geistige Bildung war dagegen zur Zeit der spanischen Herrschaft wenig Neigung und Gelegenheit. Auch konnten sehr frühe Heirathen hierauf nicht günstig einwirken. Man glaubt, es sei sehr leicht, über die Schönheit der Frauen zu urtheilen; mit großem Unrecht! Denn viele Menschen sind gleichgültig gegen die Schönheit, und noch mehr wissen gar nicht, was schön ist. Einige sind geneigt, Alles zu bewundern, Andere, es zu bekritteln. So wissen Etliche von den Frauen in Buenos-Ayres nichts zu berichten, als daß sie zu früh stark würden und eine zu dunkle Hautfarbe hätten[43]); während Begeisterte ausrufen: Sie sind schöner und gebildeter als in Lima, Mendoza und Chile. Sie erinnern an die regelmäßigen Schönheiten von Griechenland, Italien, Andalusien. Welche Schultern, Augen, Augenwimpern, Locken; Anmuth in jeder Bewegung, ein Gang, wie man ihn nirgends in der Welt so zu sehen bekommt; anfangs feierlich, aber bei näherer Bekanntschaft voller Leben und geistreich, ohne Würde und Anstand zu verletzen.

Viele dieser Schönheiten werden ohne Zweifel durch eine Tracht verdeckt[44]), welche man oft zum Schutze gegen die Sonnenhitze anlegt. Rechts und links sind hinter den Ohren zwei reich geschmückte, wol einen Fuß lange Kämme befestigt, über die ein Schleier oder Shawl gezogen wird, um eine Art von Sonnenschirm zu bilden.

Gewiß muß man sehr beklagen, daß die europäische oder französische Kleidungsweise immer mehr Eingang findet; Schnürleiber, Bauschärmel, gesteifte und gepolsterte Röcke, ein monströser Umfang, die menschliche Gestalt völlig entstellt und unkenntlich gemacht, Kleider, welche scheinbar gemeinnützig die Straßen kehren, in Wahrheit aber nur unnützen Staub erregen und sich selbst aufs ärgste beschmutzen. Alles Nationale, Originale wird durch diese Modetyrannei vertilgt; doch versuchten Reisende zu beschreiben, was man glücklicherweise in dieser Beziehung noch in Buenos-Ayres sah. Ein leichtes seidenes Kleid und darüber eine eng anschließende Sammtjacke, ringsum mit Spitzen besetzt und an den Enden mit Perlen geziert. Der Rock kaum bis zum Knie reichend, verlängert durch dunkle, in Falten gelegte Borten (folds of deep lace), welche jedoch selten die goldenen, mit Quasten versehenen Strumpfbänder verdecken. Seidene gestickte Strümpfe, Schuhe von gesticktem seidenen Zeuge oder von Goldbrocat mit diamantenen Knöpfen, ziemlich hohe Hacken, oft von Silber. Die schwarzen, lockigen Haare wenig durch Kopfputz verdeckt, oder nur goldene Ketten hindurchgezogen oder ein Tüchlein von goldener Gaze, mit Diamanten geschmückt.[45])

So gern Etliche noch länger unter solchen Zaubergestalten verweilt hätten, mußten sie jedoch der weitern

Reise gedenken; die Frage war nur: ob man um das Cap Horn nach Chile segeln oder quer durch das Land reiten oder fahren solle? Da nun ein gewöhnlicher Reisender auf einer Seereise immer weniger lernt, als auf einer Landreise, so entschloß man sich zu der letztern; obwol die großen Unbequemlichkeiten, welche in den Pampas bevorständen, keineswegs verhehlt wurden.

Monatlich gingen vier mal Postwagen von Buenos-Ayres nach Mendoza[46]); da sie aber für Reisende nicht bequem eingerichtet waren und 24 Tage unterwegs blieben, so ward von ihnen kein Gebrauch gemacht. Mit den Beduinen, den Centauren, den höchst vortrefflichen Reitern dieser Landstrecke, mit den Gauchos kann man binnen zehn Tagen ununterbrochen hindurchgaloppiren.[47]) Aber der Ungeübte setzt sich der Gefahr aus, den Hals zu brechen, und selbst die glücklich Anlangenden müssen, infolge der übermäßigen Anstrengung, gewöhnlich mehre Tage das Bett hüten. So entschloß man sich, etwa binnen 15—18 Tagen in einem Wagen den sehr langen und, wie man verkündete, sehr langweiligen Weg zurückzulegen. Diese Reisewagen sind mit vielen Ochsen bespannt, welche mit einer Art Angelruthe angetrieben werden, die wol 30 Fuß über den Kutscher hinausreicht. Dieser sitzt auf dem Wagen, ein anderer auf dem zweiten Ochsenpaar, ein dritter reitet nebenher. Die Ochsen spannt man sehr weit auseinander, um durch Löcher, Untiefen, ausgetrocknete Bäche u. dgl. besser hindurchzukommen. Weil die Räder nie geschmiert werden, knarren sie so entsetzlich wie die Thore an Milton's Pandämonium[48]); die Führer versicherten dagegen, es sei eine erfreuliche Musik für die ziehenden Thiere. Aehnliches

sagen in Sicilien die Maulthiertreiber, wenn man über betäubendes Schellengeklingel klagt.

In den zweckmäßig vertheilten Posthäusern findet man gute Pferde und Ochsen; aber es sind oft mehr Hütten als Häuser, ohne Meubles und Fenster. Eine vorgehangene Haut ersetzt die Thüre, selten irgend brauchbarer Hausrath, keine. Teller, Messer oder Gabeln[49]); Rindfleisch fast die einzige Nahrung, Schmutz und Ungeziefer in Uebermaß, Moskitos, welche selbst durch lederne Handschuhe hindurchstechen, und ungeheure, in Europa unbekannte Wanzen, welche die Reisenden (wie Vampyre) aussaugen.[50]) Wo Holz fehlte, ward mit Disteln Feuer gemacht, und ein Führer klagte: die Branntweinflaschen wären sehr leck; gleich darauf hielten sie jedoch sehr gut das brakige Wasser.[51])

Zwischen all diesen Unannehmlichkeiten blieb es doch interessant, die Gauchos, diese eigenthümlichen Einwohner des Landes, zu beobachten, ihr meisterhaftes Reiten, ihre Neigung sich zu putzen (welche jedoch mit einigem Schmutze verträglich erschien)[52]), ihren Eifer bei dem sehr häufigen Spielen, ihre Erzählungen von Kämpfen mit den unabhängigen, noch immer gefährlichen Indianern.

Die ungeheure Landstrecke vom Cap S.-Antonio (südöstlich von Buenos-Ayres) bis in die Nähe der Cordilleren, und nördlich von Cordova und Sta.-Fé bis südlich zum Rio Colorado ist eine unermeßliche Ebene.[53]) Sachverständige haben sie mit einem Landsee verglichen oder mit einem Meerbusen, der allmälig durch abgesetztes Land sei ausgefüllt worden. Oft fehlt Wasser oder es ist brakig, bis mit gewaltigen Gewittern der Regen in Strömen herabfällt. In dem bald hohen, bald vertrock-

neten Grase und den zahllosen Disteln hausen weniger wilde Thiere als Millionen Moskitos, welche der Reisende zu seinem Schrecken aufstört. Andere Stellen sind sumpfig oder steinig oder mit einer Salzkruste überzogen, keineswegs aber das Ganze zu einer höhern Cultur unfähig. Getreide und Bäume würden häufig fortkommen[54]), und wenn (wie man behauptet) in diesen Pampas fünf Millionen Stück Rindvieh Nahrung finden, so würde es auch bei stärkerer Bevölkerung und gebührendem Fleiße den Menschen daran nicht fehlen. Jenes Rindvieh treibt sich nicht mehr (wie wol sonst) herrenlos umher, sondern wird gezeichnet und hat bestimmte Eigenthümer[55]); auch ist es seit der Revolution im Preise fast auf das Fünffache gestiegen.

Ackerbau wird in den Pampas fast gar nicht betrieben und Brot ist unbekannt. Auch gegen Salz haben insbesondere die Frauen große Abneigung[56]), denn es mache vor der Zeit alt.

Zu der geringen Menschenvermehrung trägt bei[57]), daß man die Kinder oft bis ins dritte, vierte Jahr säugt und selten mehr als drei erzieht.

Ueber die Einwirkung der Jesuiten auf die südamerikanischen Indianer hört man die verschiedensten Urtheile. Während Alle ihre große Thätigkeit anerkennen[58]), rühmen die Einen: sie erforschten unbekannte Gegenden, sorgten für Nahrung, Bequemlichkeit, Bildung und Frieden unter den Indianern, schützten die Bedrängten gegen spanische Tyrannei und förderten die Wissenschaften. Hierauf erwidern Andere: Obgleich die Stämme der südamerikanischen Indianer weit bildungsfähiger sind als die nordamerikanischen, bezweckten die Jesuiten durch ihre

Regierungs- und Erziehungsweise doch deren stete Abhängigkeit und Willenlosigkeit. Der letzte Zweck der Jesuiten war ihr eigener Vortheil und ihre Herrschaft; sie vergaßen aber, daß diese (vermöge der von ihnen befolgten Grundsätze) um so weniger lange dauern konnte, als sie von Laien, Weltgeistlichen und Bettelmönchen gleich sehr gehaßt wurden.

Nachdem wir uns 15 Tage lang in einer durchaus einförmigen, meist wüsten Gegend fortbewegt hatten, gewann die umgebende Landschaft einige Mannichfaltigtigkeit [59]); doch ist S.-Luis, die erste angebliche Stadt, welche wir seit Buenos-Ayres erreichten, nur ein schlechter Ort von etwa 1500 Einwohnern. Wenn wir auf die grenzenlose Ebene zurückblickten, so erstaunten wir, unmerklich bereits an 3000 Fuß über die Meeresfläche aufwärts gestiegen zu sein.

Ohne Aufenthalt eilten wir weiter, den Cordilleren entgegen, welche sich bereits am Rande des Horizontes zeigten. Die Gegend von Mendoza erschien uns nach so langer, ermüdender Einförmigkeit von sehr großer Schönheit. Von den Bergen sich heranwindende Bäche sind zur Bewässerung benutzt, und bei der hierdurch erhöhten Fruchtbarkeit und dem günstigen Klima (etwa 34 Grad südlicher Breite) bringt das Land fast alle erwünschten Früchte: Getreide, Mais, Obst aller Art und Weintrauben, aus denen ein angenehmer, vielgesuchter Wein gekeltert wird, hervor. Man behauptet, daß Klee in einem Jahre 14mal sei geschnitten worden.

Mendoza ist verhältnißmäßig schön gebaut; die Straßen durchschneiden sich (wie in allen spanischen Städten Südamerikas) in rechten Winkeln, und die großen Vier-

ecke werden zum Theil als Gärten benutzt.[60]) Da die Stadt etwa 4800 Fuß über dem Meere liegt und die von den Cordilleren herabwehenden Winde abkühlen, so ist sie keiner übermäßigen Hitze ausgesetzt; der Gebrauch der Bergwässer mag dagegen manche Kröpfe erzeugen. Die Häuser haben in der Regel nur ein, selten zwei Stockwerke; die Straßen sind reinlich, gepflastert und mit Fußwegen versehen.[61]) Man schätzt die Zahl ihrer Einwohner auf 15—20,000, und wenn auch gelehrte Bildung in diesem Theile der Erde noch keine großen Fortschritte gemacht hat, so ist man doch in neuern Zeiten darauf bedacht gewesen und hat eine Lancaster'sche Schule sowie eine Bibliothek angelegt.

Die Frauen sind angenehm und gut angezogen, obwol in einer großen Gesellschaft einige gezeigt wurden, die angeblich nicht schreiben konnten.[62]) Dieser Mangel thut übrigens der Heiterkeit bei den reichlichen Mittagsmahlen keinen Eintrag; Tänze folgten gegen Abend und lebhafte Gesundheiten wurden ausgebracht dem Vaterlande, der Freiheit, der Gleichheit, den Menschenrechten!

Obgleich Mendoza durch die höchsten Berge und unermeßliche Landflächen von der übrigen Welt ganz abgeschnitten zu sein scheint, ist es doch seit der Revolution bereits der Mittelpunkt eines bedeutenden Verkehrs zwischen Chile und Buenos-Ayres geworden, und die meisten europäischen Handelsgegenstände haben ihren Weg hierher gefunden.[63]) So kaufte Jemand hier ein treffliches englisches Federmesser etwa für neun Silbergroschen.

Unterdessen drängte die Zeit, das Schwierigste der ganzen Reise, den Uebergang über die Cordilleren baldigst

vorzunehmen; denn wie die Schwierigkeiten und Gefahren nach Maßgabe der Jahreszeit wachsen, zeigen schon die Kosten der Unternehmung.[64]) Sie betragen im Sommer 5—7, im Winter 70 Pfund Sterling. Unter drei oder, wie Andere berichten, zwölf Pässen über die Andes wählte man aus mehren Gründen den besuchtesten von Uspallata, der jedoch 12,000 Fuß über der Meeresfläche liegen soll.

Ein mit einer Glocke versehener Maulesel ging allen übrigen voran und leitete unsern Zug.[65]) Die erste Tagereise von Mendoza aus war nicht anziehend; sie führte durch Steine und Sand. Höher hinauf hatten wir einen Rückblick, wie auf ein in Dunst verschwindendes Meer. Uspallata erscheint wie eine kleine, ebene Oasis unter immer mächtiger aufsteigenden Bergen. Von hier aus beginnen erst die Schwierigkeiten und Gefahren; Erhabenes und Furchtbares umgibt uns von allen Seiten und dringt auf uns ein. Eis und Schnee, Bergsturz und Wasserfälle, dazwischen zuckende Blitze und weit widerhallende Donnerschläge. Hoch in den Wolken schwebten Condore, deren ausgebreitete Flügel 15 Fuß messen.[66]) In der Nacht, bei Mondschein, erhabene Massen von Licht und Schatten, verbreitet über die wilden, phantastischen Bergriesen. Einige male der Pfad nur zwei Fuß, ja stellenweise nur neun Zoll breit, und zur Seite Wasserfälle, weiß wie Milchströme hinabstürzend. Die Casuchen, Häuslein, sind nützliche, aber enge, unzureichende Zufluchtsörter, wo Manche schon vor Hunger und Kälte umkamen.[67]) Fand doch einer unserer Führer die von wilden Thieren fast aufgezehrte Leiche seines Bruders und nahm die geringen Ueberreste zum Andenken in einem Schnupftuche mit.

Die Kälte stieg bis 15 Grad unter Null, Gesicht und Lippen waren wund, die Finger entzündet. Ich habe, sagte einer der Reisenden[68]), Sandstürme in den Wüsten, Stürme auf dem Meere und Schiffbruch erlebt; aber nichts ist so furchtbar, als ein Schneesturm in den Cordilleren. Doch sind alle diese Uebel und Gefahren in günstiger Jahreszeit weit geringer und können dereinst (wie in den Alpen) durch kunstreiche Landstraßen fast ganz gehoben werden.

Endlich hatten wir die höchste Höhe erreicht, und so mühsam auch das steilere Hinabsteigen nach der Seite von Chile ist[69]), freuten wir uns doch des abnehmenden Schnees, der ersten wiedererscheinenden Pflanzen und selbst der kahlen, finstern Felswände, deren fast senkrechte Richtung keine grüne Decke erlaubten. Als wir aber in die Region der überreichen tropischen Vegetation hinabkamen und mühelos auf die überstiegenen Riesengipfel zurückblickten, waren wir aufs höchste ergriffen von der Schönheit und Erhabenheit der Natur. Auch die wol drückende Einsamkeit nahm ein Ende. Denn bei S.-Felipe begegneten wir chilesischen Frauen, schrittlings auf raschen Pferden reitend[70]), Sättel mit rothen, gelben und blauen Sternen von Tuch geschmückt, die Satteldecke mit rothem Rande und rothen Franzen; die Frauen selbst gekleidet in allen Farben des Regenbogens, runde seidene Hüte mit hellen Federn, die zierlichsten kleinen Füße, silberne Sporen. An dem Schrittlingsreiten und einigen Cigarren nahmen Engländer einen großen Anstoß; Andere ließen sich heute Alles gefallen.

Der Freistaat Chile, welchen wir mit dem Uebersteigen der Cordilleren betraten, grenzt gegen Osten an die-

sen Bergrücken, gegen Westen an das Stille Meer; gegen Norden wird es von Peru durch die Wüste Atacama geschieden, gegen Mittag stößt es an das Land der noch immer freien Araucaner und an Patagonien. Diese Grenzen stehen durch Natur und Geschichte so fest, daß eine Abänderung oder Ausdehnung kaum möglich und die künftige Entwickelung nur mit ernster Berücksichtigung derselben anzustreben ist. Bei dieser sonderbaren Gestaltung des Landes dürften Kriege mit Peru oder den Laplata-Staaten keinen Vortheil bringen. Während nämlich Chile im Durchschnitt nur etwa zwei der dortigen Längengrade umfaßt (von den östlichen Bergeshöhen bis zum westlichen Meere), erstreckt es sich[71]) vom 24. bis zum 37. Grade oder mit Einschluß des Busens und der Insel Chiloe gar bis zum 42. Grade südlicher Breite. Es ist mithin so schmal und so lang, wie niemals irgend ein Staat, erinnert jedoch an das kleinere Phönizien und ist kaum weniger auf Handel und Verkehr hingewiesen. Wenn die Entfernung von dem Bergrücken bis zum Meere im Durchschnitt nur 20—30 Meilen beträgt, so ist die Nordgrenze an der Wüste Atacama von der südlichen am Busen der Insel Chiloe etwa so weit wie von Madrid bis Kopenhagen.

Obgleich die Cordilleren schnell und steil gegen Westen abfallen, ziehen sich doch Berge bis zum Meere[72]), sodaß nicht alles Land des Anbaus fähig erscheint. Auch ist der südliche Theil viel fruchtbarer als der nördliche, und weit weniger den Erdbeben ausgesetzt als dieser. Die kurzen, raschen Ströme können wenig zur Schiffahrt gebraucht werden[73]), wogegen das Land Ueberfluß hat an schönen Häfen. Es schneit fast niemals

und selten fällt das Thermometer bis zum Gefrierpunkt. Im Sommer hingegen steigt es bis auf 25—28 Grad, sodaß die Einwohner sagten: nur Engländer und Hunde gingen alsdann bei Tage aus.[74]) Angeblich zählt man im Jahre nur etwa 20 Regentage, und doch soll soviel Wasser fallen wie in England. Das Klima ändert sich jedoch in dem lang hingestreckten Lande theils nach den Graden der Breite, theils nach den Höhen.

Viele von den früher bebauten Minen sind verlassen worden, weil sie erschöpft waren oder Capitalien zum weitern Bebauen fehlten.[75]) Schnell entstandene Bergstädte verschwanden dann ebenso schnell, und es ergab sich (wie fast überall), daß der Bergbau ein Volk auf die Dauer nicht vorwärts bringt und bereichert. Man fand weniger Silber als Gold, und Reichthum an guten Kohlen dürfte sich allmälig als nützlicher erweisen.

Der Ackerbau ward in frühern Zeiten sehr dadurch gehemmt, daß es fast nur große, geschlossene Güter gab[76]); seitdem die Theilung des Landes erlaubt ist, wird es gesucht und ist im Preise gestiegen. Hiermit wird auch ein anderer Uebelstand abkommen, daß nämlich jene großen Grundbesitzer (nach Weise des sogenannten Trucksystems) mit allen Gegenständen handelten, welche Hintersassen und Dienerschaft gebrauchten, wodurch diese gewöhnlich in unbillige Schulden gestürzt wurden.[77]) Die in manchen Theilen des Jahres vorherrschende Trockenheit hat zu nützlichen Bewässerungen und zum Anbau künstlicher Futterkräuter, z. B. einer Art Lucerne, geführt.[78]) Man säet im Juni und erntet im December, mehr Weizen als Mais und Gerste. Eine Art Bohnen wird fast so häufig gebaut und gegessen als bei uns die Kartoffeln.

Boden und Klima erlauben den Anbau der mannichfachsten Pflanzen und der verschiedenen Obstarten. Der gewonnene Wein ist dem Malaga ähnlich[79]), und aus einer Palme gewinnt man eine Art von Honig.

Die Rindviehzucht wird eifrig betrieben, und seit der Eröffnung des Landes zu allgemeinem Handel wird das Fleisch getrocknet und eingesalzen ausgeführt. Die Butter bewahrt man stark gesalzen in Schafhäuten mit auswärts gekehrter Wolle.[80]) Andere Gegenstände der sehr gesteigerten Ausfuhr sind: Getreide, Holz, Häute, Kupfer; wogegen Waaren der verschiedensten Art selbst aus China eingeführt werden, jedoch nicht in chilesischen, sondern meist in englischen und nordamerikanischen Schiffen.

Man behauptet, daß die Chilesen in physischer Hinsicht, sowie an Kraft und Muth den übrigen westlichen Amerikanern, insbesondere den Peruanern voranständen.[81]) Ihre Zahl mehrt sich seit der Revolution gar sehr theils im Innern, theils durch die eröffnete und begünstigte Einwanderung.

Während die Bevölkerung früher auf 1,200,000 angegeben ward, sprechen Spätere von zwei Millionen, und diese Zahl ist in der neuesten Zeit gewiß schon überstiegen. Ein Anderer gibt die Bevölkerung von Concepcion an auf 8000, von Coquimbo auf 10,000, von Valparaiso auf 25,000, von S.-Jago auf 65,000. Genaue Zählungen fanden wol überhaupt nicht statt, und am wenigsten kennt man die Anzahl der freien Indianer. Negersklaven gibt es nur sehr wenige, und ihre allmälige Befreiung ist gesetzlich angeordnet.

Der Einmarsch der Franzosen in Spanien veranlaßte die ersten Bewegungen in Chile, welche sich im Septem-

der 1812 bis zu völligem Abfall steigerten. Aus Peru anrückende Spanier zwangen jedoch, die Regentschaft der spanischen Cortes anzuerkennen, bis S.-Martin mit ungeheuren Anstrengungen ein Heer über die Andes herbeiführte[82]), am 12. Februar 1817 bei Chacabuco und am 5. April 1818 bei Maypo die Spanier unter Osorio besiegte und hierdurch die Unabhängigkeit Chiles begründete. Bald aber zeigten sich die großen Schwierigkeiten einer völligen Umgestaltung der geselligen Verhältnisse. Erst nach bedauernswerthen inneren Fehden und einem vermeidlichen Kriege mit Peru kam man zu einem festern, geordneten Zustande. Durch die großen Grundbesitzer und den Einfluß der Geistlichkeit zeigten sich in Chile mehr aristokratische Elemente wie in Buenos-Ayres.[83]) Die im Mai 1818 auf Veranlassung von O'Higgins entworfene, vom Volke angenommene Verfassung stellte einem mächtigen Director fünf von ihm ernannte Senatoren zur Seite, welche wiederum den Director ernennen sollten. Im Jahre 1822 ward aber Higgins durch den General Freire zur Abdankung gezwungen und die Verfassung beseitigt. Ein Congreß von Abgeordneten (Einer, durch unmittelbare Wahl, auf 15,000) ward zum Entwerfen einer neuen Verfassung berufen. Zufolge derselben steht ein Präsident an der Spitze, der auf fünf Jahre gewählt wird und nach Ablauf derselben noch einmal wählbar ist.[84]) Die erste Kammer besteht aus 20 Senatoren, von denen jährlich ein Drittheil ausscheidet. Die Kammer der Abgeordneten wird alle drei Jahre ganz erneut. 15,000 ernennen durch unmittelbare Wahl einen Abgeordneten. Die Sklaverei ist aufgehoben, Freizügigkeit, Preßfreiheit, Petitionsrecht, Gleichheit der Abgaben

zugesichert. Die katholische Religion bleibt die des Staates, doch findet neben derselben Gewissensfreiheit statt.

Der Freistaat ward (gleich allen übrigen) zu Anleihen gezwungen, hat sich aber bemüht, die Zinsen richtig zu bezahlen.[85]) Doch sah man ein, daß übergroße Zölle dem Handel schaden, und setzte sie von fremden Waaren im Durchschnitt auf 26 Procent herab. Außer dieser Haupteinnahme geschieht Erwähnung einer unbedeutenden Grund- und Gewerbsteuer, der Alcavala, zahlbar mit vier Procent beim Verkauf von Grundstücken, und eines Tabacksmonopols.

S.-Jago ist ohne Zweifel die größte Stadt in Chile, obgleich seine Lage, entfernt vom Meere, es weniger zur Hauptstadt eignet als andere, mit trefflichen Häfen versehene Orte.[86]) Hingegen folgt aus seiner Lage (2486 oder 2591 Fuß über dem Meere) ein treffliches, dem von Sicilien vergleichbares Klima. Die Umgegend ist außerordentlich reizend, und von der Alameda (einem mit schönen Bäumen, fließendem Wasser und steinernen Sitzen versehenen Spaziergange) hat man die schönsten, prachtvollsten Aussichten auf die Cordilleren. Minder anziehend ist der Eingang in die Stadt selbst, wo sich zunächst schmutzige Straßen und schlechte Häuser zeigen[87]); bald aber bessert sich der Anblick. In der Mitte vieler Straßen rieselt klares Wasser, was zur Reinlichkeie beiträgt; sie sind besser gepflastert als in Buenos-Ayres; die Häuser, wenngleich meist einstöckig, doch von in der Sonne getrockneten Steinen erbaut.

Am Hauptplatze finden sich natürlich die wichtigsten Gebäude: der Palast des Präsidenten und des Bischofs, das Rathhaus, die (jedoch unvollendete) Hauptkirche.

Manches ist in den neuesten Zeiten zur Verschönerung der heitern Stadt geschehen; doch bleibt Anderes allerdings noch zu thun übrig. Viele Gärten unterbrechen angenehm die Linien der Häuser. Die Wohnungen der niederen Classen auf dem Lande stehen allerdings den allmälig verbesserten in S.-Jago sehr nach. Sie sind nur von Holz und Rohr aufgeführt[88]), vorgehangene Häute statt der Thüren, oft nur ein Bett, worin der Aelteste der Familie schläft und welches nach seinem Tode der Nächstbejahrteste erbt. Die Uebrigen liegen im Flur auf Häuten.

Die Zahl der Einwohner von S.-Jago wird (gewiß nach verschiedenen Zeitpunkten und Jahrgängen) sehr verschieden angegeben[89]), von 40—80,000. Die Kirchen werden noch fleißig besucht, Processionen gehalten, Klöster geschützt und die Verbindungen mit Rom nicht ganz abgebrochen.[90]) Für Besserung der niedern Schulen ist in neuern Zeiten Mancherlei geschehen; eine Universität ward dagegen in S.-Jago noch nicht gegründet. Die unbedeutende Bibliothek enthält meist jesuitische und scholastische Bücher; in einem aufgeschlagenen war die Frage untersucht: ob Chocoladetrinken die Fasten breche.[91])

Man trinkt wenig Wein, mehr andere geistige Getränke und sehr viel Thee aus Paraguay. Die Neigung zum Rauchen und Spielen geht durch alle Classen.

Musik wird fleißig getrieben[92]), wobei (beim Mangel tüchtiger Meister) die ältern Geschwister oft den jüngern Unterricht ertheilen. Das viele schlechte Singen auf den Straßen ward sehr unbequem[93]); ein Engländer nahm aber den größten Anstoß daran, daß es auch Sonntags geschehe, gegen Gottes ausdrückliches Verbot.

Daß die Frauen in S.-Jago weniger lesen als in den großen europäischen Städten, versteht sich von selbst[94]); desto fleißiger treiben sie wenigstens gewisse leichtere Arten von Musik und desto mehr ergötzen sie sich am Tanze. Sie sind hellfarbiger als in manchen Theilen Südamerikas; auch finden sich blaue Augen und braune Haare. Wenn auch, wie überall, vollkommene Schönheiten selten sind, findet man doch Viele sehr hübsch und lebendig und klug in Gesprächen. Einzelne hatten sogar Englisch und Französisch gelernt. Ihre Gestalten, ihr Gang erschienen lobenswerth, und an die Tiefe ihrer Stimme gewöhnte man sich bald. Unangenehmer zeigten sich bei Einigen die Folgen des Trinkens von Bergwasser. Europäische Kleidermoden finden auch hier Eingang; doch trägt man weder Hüte noch Hauben, sondern Blumen im Haar, hohe Kämme, seidene Strümpfe und zeigt gern Fuß und Schuh.[95]) Ja, auf die letzten wird soviel Aufmerksamkeit verwendet, daß eine elegante Dame deren wöchentlich ein Paar braucht. Zuweilen werden sehr hohe Kämme aufgesteckt, um Schleier darüber zu hängen. Zu den Bällen belegt man die steinernen Fußböden mit Decken.[96]) Die Damen tragen keine Handschuhe und tanzen meist spanische Tänze, wozu oft Lieder gesungen werden, deren Inhalt Liebe, Streit, Versöhnung ist und welche sonderbar genug gewöhnlich mit der Frage schließen: Wenn eher ist Hochzeit? Ein Gebrauch, der Braut große Geschenke zu machen[97]), wird dadurch doppelt lästig, daß wol die Schwiegermutter deren Betrag bestimmt. Auf einem Balle, dem S. Martin beiwohnte und wo die allgemeine Vaterlandsliebe sich doppelt laut kundgab[98]), rief Jemand: „Ihr seid aus

dem Fegefeuer in den Himmel gekommen!" Jeder Gast ward mit Musik nach Hause gebracht.

Auf dem Wege nach Valparaiso war der Rückblick auf die Cordilleren ungemein schön; drei niedrigere Hügelreihen, welche wir nacheinander übersteigen mußten, und die dazwischenliegenden Längenthäler zeigten dagegen wenig Fruchtbarkeit und brachten fast nur Gesträuch hervor.[99] Auch das Nachtlager war schlecht[100]), und ein dicker Engländer, den Insekten jämmerlich zerbissen hatten, sprang zornig aus dem Bette und rief mit großem Eifer:

Was it for this I left my father's house?

O that he were here, to write me down an ass!

Doch ward all dies Leiden vergessen beim ersten Anblick des blauen, glatten, unermeßlichen Spiegels der Südsee.[101]) Theilnehmend gedachten die Reisenden Balboa's, seines ersten, unglücklichen Entdeckers, der erdumfassenden Erweiterung des geographischen Gesichtskreises und der eigenen weiten, weiten Entfernung von der geliebten Heimat.

Soll Valparaiso soviel heißen, als ein Thal oder Theil des Paradieses[102]), so ist dies wol zuviel gesagt. Die Umgegend ist sandig und steinig und die Stadt nach der Landseite so von hohen Bergen eingeschlossen, daß ihre Vergrößerung (wie bei Amalfi) bedeutende Schwierigkeiten hat. Auch besteht sie deshalb hauptsächlich aus einer lang am Strande sich hinziehenden Straße, welche in jedem Sommer von der gewaltigen Hitze leidet und mehre male durch Erdbeben sehr gelitten hat. An den Bergen sind jedoch viele Hütten angebracht, welche von den Geringern bewohnt werden. Ein mit Bäumen be-

pflanzter, bewässerter Spaziergang fehlt auch in Valparaiso nicht, und der Anblick des belebten, sichern Hafens bietet allerlei Abwechslung. Dennoch rief ein Engländer aus[103]): „Immerdar Hitze und Staub. Der allzu viel hoffende Fremde wird sich sehr getäuscht finden: Valparaiso ist unangenehm und freudenlos für ein verständiges, fühlendes Wesen." — Durch diese und ähnliche Klagen haben sich indeß die Engländer selbst von Ansiedlungen nicht zurückschrecken lassen, der auswärtige Handel ist größtentheils in ihren Händen[104]), und die Bevölkerung stieg allmälig von 5000 Einwohnern auf 16—18,000; ja, ein Reisender schätzt sie auf 30,000.[105]) Nur Wenige sind indessen zu höherer Bildung vorgeschritten, und die Meisten können weder lesen noch schreiben.[106]) Obwol Valparaiso (sagte eine Engländerin) einen der größten Häfen Südamerikas besitzt, sieht es, dem Aeußern nach, nicht besser aus, wie eine englische Fischerstadt.[107])

Concepcion, welches drei Grad südlicher in einer fruchtbarern Gegend liegt[108]), hat einen noch sicherern Hafen wie Valparaiso, und noch mehr Aussicht auf künftige Vergrößerung. Leider ist es fast noch mehr als andere Städte in den Jahren 1730, 1751, 1835 durch Erdbeben zerstört worden. Ein Berichterstatter freut sich, daß das letzte durch Gottes Gnade bei Tage eintrat[109]), erklärt aber nicht, warum das von 1751 bei Nacht stattfand.

Von Concepcion eilten wir noch südlicher nach Valdivia und fanden das Land weniger bergig und viel fruchtbarer als in den nördlichen Theilen von Chile. Neben unzähligen wilden Aepfelbäumen sah man auch Cocos-

palmen und Pisang[110]), erkannte die außerordentliche Vortrefflichkeit des Hafens und erfreute sich an der schönen, romantischen Lage der Stadt. Ein Anderer faßte mehr die Kehrseite ins Auge und sprach scheltend: Schlechte oder gar keine Wege, große Sporen an nackten Füßen, elende Häuser, die Stadt unregelmäßig und zerstreut gebaut, mit höchstens 2000 Einwohnern; in Wahrheit ein armes, dummes, schäbiges Dorf. Im Hause kein hinreichendes Geschirr, sodaß nicht Jeder am Tische für sich einen Teller und ein Glas bekommt und auch wol etwas mit den Fingern aus der Schüssel geholt wird.[111])

An Aeußerungen solcher Art reihten sich Gespräche über die Gegenwart und Zukunft des Landes. Verständige Deutsche, die wir hier fanden, empfahlen vor allem den südlichen Theil von Chile zu Colonisationen[112]); nur müsse man auf Entbehrungen und Anstrengungen gefaßt sein, spätere reichliche Früchte geduldig erwarten und sich keineswegs ohne Geldmittel zur Auswanderung entschließen. Sie berechneten den Bedarf auf mindestens 2000 Gulden.

Diese Aussichten und Hoffnungen noch überbietend, sagte ein Engländer[113]): „Chile ist ein Land, das nur einer guten Regierung bedarf, um es zu einem der wünschenswerthesten auf Erden zu machen." Doch bemerkte derselbe später im Allgemeinen[114]): „Tropische Länder sind europäischen Auswanderungen nicht günstig. Das Klima ist zu warm, die Vegetation zu rasch, der Bedarf an Lebensmitteln zu leicht gewonnen, woraus Trägheit, Krankheiten und Tod folgen." — Eine weitgereiste Engländerin, Mrs. Graham, fügte hinzu (vielleicht vorzugsweise an weibliche Auswanderungen den-

kend[115]): „Es ist sehr angenehm und bezaubernd, von herrlichem Klima, Myrtenwäldern, tropischer Vegetation und von einfachen, unschuldigen Völkern zu lesen, die wenig Bedürfnisse haben; aber der Mensch ist ein geselliges, fortschreitendes Wesen, dem Rückschritte unangenehm sind, wenn er z. B. in den ersten Palästen Chiles weniger Comforts findet als in einer schottischen Tagelöhnerhütte." — Zuletzt sind beide Neigungen und Triebe gleich nützlich und nothwendig, der, welcher an der Heimat liebevoll festhält, und der, welcher thatenlustig und wißbegierig zum Erkunden und Bevölkern der ganzen Erde führt.

Von Valdivia ging die Reise zu Wasser nach Callao, dem Hafen von Lima.[116]) Die bald schmutzige, bald staubige Stadt entsprach keineswegs den Erwartungen; schreckliche Erdbeben haben aber wesentlich ihre Entwickelung aufgehalten und im Jahre 1716 einen Theil derselben ins Meer versenkt.

Der Weg von Callao nach Lima war sehr belebt, insbesondere von Maulthieren, mit Schellen und Blumen geschmückt, welche die mannichfaltigsten Waaren trugen.[117]). Ihre Führer, Neger und Mischlinge aller Art, erregten Aufmerksamkeit durch Farbe und Kleidungen; meist ungeheure Hüte, weite Beinkleider, bloße Füße. Schön zeigte sich Lima schon aus der Entfernung, mit vielen Kirchen, Thürmen und im Hintergrunde die hohen Andes. Von sechs Thoren sind drei ausgezeichnet und Triumphbogen vergleichbar. Dem einen ward im Jahre 1825 eine, Bolivar sehr lobende Inschrift eingegraben, 1827 aber ausgelöscht und eine andere für La Mar hingesetzt, 1829 aber auch diese wieder mit Kalk überstri-

chen.[118]) So die Volksgunst in der Neuen (wie in der Alten) Welt.

Im Vergleiche mit mancher holländischen Stadt kann man Lima schmutzig nennen[119]); im Vergleiche mit mancher südamerikanischen muß man sie als reinlich loben. Die meisten Straßen sind gepflastert, und durch manche läuft in der Mitte frisches Bergwasser.[120]) Sie durchkreuzen sich in rechten Winkeln, und die Häuser, welche von Steinen, die man in der Sonne trocknet, erbaut sind, haben ein, zwei Stockwerke und statt der Fenster meist zierlich gearbeitete Gitter und vergoldete Balcone. Flache Dächer machen einen gesellig-poetischen Eindruck. Der in der Mitte Limas belegene Hauptplatz zeichnet sich sehr aus durch den Palast des Präsidenten auf einer und die Kathedrale auf der zweiten Seite; die beiden andern Seiten sind gefüllt mit Häusern, Säulengängen und Läden. In der Mitte des Platzes steht ein großer, schöner Springbrunnen, und mehre kleinere finden sich in einzelnen Straßen. Der Hauptspaziergang, die Alameda, ist von vier Reihen Bäume beschattet und mit steinernen Bänken versehen; er bietet eine ungemein schöne Aussicht auf die Gebirge.

Während Einige das Klima als paradiesisch rühmen, bemerken Andere[121]): die vielen feuchten Nebel, welche langer Trockenheit folgen, erzeugen Fieber, und trotz der aufgezwungenen Mäßigkeit im Essen und Trinken fühlt Jeder bei längerm Aufenthalte Leib und Geist ermattende Wirkungen.

Die Angaben über die Bevölkerung von Lima schwanken von 50—100,000.[122]) Gewiß hat die Menschenzahl in neuern Zeiten zugenommen, obwol die Stadt

nicht als eine treibende, vorwärtsschreitende erscheint und gar viele Bettler sich umhertreiben. Dies erklärt sich zum Theil aus folgenden Angaben: Unter 70,000 Einwohnern Limas[123]) befanden sich wenige Spanier,

25,000 Creolen,
15,000 freie Mulatten,
15,000 Sklaven,
7000 Mestizen,
5000 Indianer,
2500 Geistliche, Mönche und Nonnen.

Fast ein Drittheil der Häuser und Grundstücke gehörte Geistlichen, Klöstern und milden Stiftungen.[124]) Die Zahl der Klöster war sehr groß[125]); jetzt befinden sich in der Stadt etwa 247 Nonnen, 400 Mönche, 475 Weltpriester.

Man behauptet überhaupt, daß Peru nicht so fruchtbar sei wie Chile[126]), und leidenschaftlich einseitiges Betreiben des Bergbaus die Fortschritte des Ackerbaus in sehr nachtheiliger Weise aufgehalten habe. Doch sind die raschen Bergströme in verständiger Weise zu Bewässerungen benutzt worden.

Auch die Erdbeben wirken oft störend, ja zerstörend. Zählte man doch in Peru von 1810—45, 833 Erderschütterungen, darunter 269 bei Tage und 564 bei Nacht.[127])

Am 30. October 1827[128]) stürzten in Lima alle Bewohner beim ersten Stoße aus den Häusern auf die Straßen, wehklagend, händeringend. Kinder hielten sich schreiend an den Aeltern fest, Hunde heulten, Pferde standen erschreckt still, und die Reiter knieten neben ihnen; die Vögel flogen so ängstlich, als könnten sie ihre Flü-

gel nicht gebrauchen. Nach drei Stößen plötzlich eine Todtenstille; Jeder verharrte in seiner Stellung, stehend, knieend, liegend: ein tiefer, unvergeßlicher Eindruck!

Ereignisse solcher Art tragen dazu bei, den Priestern neuen Einfluß zu verschaffen. Schon vor der Revolution ward dieser übermäßige Einfluß und die Schattenseite ihres Wandels (Trunk, Spiel und Brechen des Gelübdes der Keuschheit) streng getadelt[129]); mit der Befreiung von spanischer Herrschaft stieg die Macht dieser Gegner, und S.-Martin nahm das Kirchensilber für öffentliche Zwecke hinweg und hob die Inquisition auf.[130]) Auch die Verbreitung spanischer Bibeln muß man für einen Gewinn halten, wogegen mit Recht zu beklagen ist, daß die neue Bildung fast nur aus der französischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts hervorgehen soll. Dies gibt den Vertheidigern des Katholicismus als Staatsreligion und des päpstlichen Einflusses nicht unbedeutende Gründe für ihre Ansichten in die Hand.[131])

Sehr unbequem wird dem daran nicht gewöhnten Fremden das unaufhörliche Läuten[132]) aus 57 Kirchen, den zahlreichen Klöstern, beim Gottesdienste, zu Heiligenfesten, Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnissen u. s. w. Peru (sagte ein Nordamerikaner[133]) ist die Stapelmanufactur für Priester.

Der wirkliche Handel ist fast ganz in den Händen der Fremden, selbst aus Buenos-Ayres und Chile.[134]) Als Ausfuhrgegenstände werden aufgezählt: Gold, Silber, Salpeter, Chinarinde, Häute, Zucker.

Von den peruanischen Männern erzählen ernste Beobachter[135]): „Sie sind unthätig, indolent, unbedeutender als ihre Frauen, und von diesen abhängig. Ta-

backrauchen, Spielen, Spucken gilt für hinreichende Beschäftigung und angemessenen Zeitvertreib. Die Männer in Montevideo, Buenos-Ayres und Chile stehen denen in Peru ohne Zweifel voran." Während die Chilesen behaupten[136], die Peruaner seien anmaßend, unwissend, unsittlich, entgegnen diese: die Chilesen sprechen schlecht spanisch, sind Halbwilde und verkehrte Nachahmer der Engländer und Nordamerikaner. Gewiß zeigen derlei Urtheile keine Einigkeit unter den Südamerikanern.

Ueber die peruanischen Frauen sind die Urtheile nicht so gleichlautend wie über die Männer; sie gehen vielmehr in Lob und Tadel weit auseinander. Beginnen wir mit dem letzten. Die Frauen (so heißt es) sind unwissend[137]) und haben nur Lust an Sinnlichkeit und Koketterie. Fragte doch Eine: Ist England nicht die Hauptstadt eines Landes, genannt London?[138]) — Einer Andern war es kaum möglich begreiflich zu machen, daß die Erde rund sei und sich bewege. Zuletzt sagte sie: Ich wollte, daß Gott sich hierüber in der Bibel ausgesprochen hätte; dann könnte Niemand zweifeln. Glaubte man doch hier in früherer Zeit, die Ketzer hätten Teufelsschwänze[139]), und eine alte Dame hob die Rockschöße eines Herrn in die Höhe, um sich von der Wahrheit dieser Anklage zu überzeugen. — Trotz alles Putzens findet sich zwischendurch Unreinlichkeit (welche mit dem Rauchen fast nothwendig verbunden ist), und gewisse bewegliche Insekten zeigen sich in großer Zahl und ungewöhnlicher Größe.[140]) Ueber natürliche Dinge und alle körperlichen Geschäfte sprechen die Frauen ohne Rückhalt oder Verlegenheit. Dessenungeachtet sind ihre Abendgesellschaften, Tertulias, steif und einförmig. Wenn sie

verhüllt in ihrem Straßenanzuge einhergehen, sehen sie aus wie wandelnde Mumien!

Diesen verdrießlichen Kritikern antworten Begeisterte[141]): Lima ist mit Recht das Paradies der Frauen, das Fegefeuer der (geringhaltigern) Männer und die Hölle der (beklagenswerthen) Esel und Maulesel. In allen Ländern gibt es unwissende Frauen, und wenn sie in Lima wenig lesen oder aus Büchern auswendig lernen, so zeigt sich ihr Verstand in desto ursprünglicherm Lichte. Doch mehren sich jetzt auch die Kenntnisse, und die Erzählung von den Schwänzen stammt aus der spanischen Zeit. Gewisse Insekten sind in keinem Lande ausgerottet worden, und gewandte, elegante Koketterie ist besser als anmaßliche Ziererei und Prüderie. Die Tertulias erscheinen nur im ersten Augenblick dem Fremden steif und einförmig; sie verlieren diesen Charakter bei näherer Bekanntschaft und sobald man zum Tanze und zu geselligen Spielen übergeht. Endlich der Tadel des weiblichen Anzugs erfodert einen umständlichern, unparteiischen Bericht.

Hierbei ist zuvörderst die Morgen- oder Straßenkleidung von dem vollen Anzuge oder Dem zu unterscheiden, was die Engländer wol full dress nennen würden. Nur gegen jene richten sich die Einwendungen. Sie besteht zunächst aus der Saja, einer Art Unterrock, der oben und unten fast gleich eng und zwar mit sehr vielen elastischen Falten versehen ist, aber doch nur erlaubt, ganz kleine Schritte zu machen.[142]) Weil nun jeder Umriß hierdurch sehr genau hervortritt, so werden Mängel wol durch Ausstopfen und Wattiren abgeholfen. Die seidene Saja ist von jeder Farbe, oft rosenroth, der

darüber geworfene, mit Schnüren zusammengezogene Mantel und die daran befestigte Kapuze aber schwarz. Seidene, bunte, gestickte oder mit Fransen besetzte Shawls fallen vorn sichtbar herab, werden aber hinten vom Mantel verdeckt. Seidene Strümpfe und seidene, farbige Schuhe, kleine Füße und feine Knöchel sichtbar, Kopf und Gesicht aber durch Shawl oder Kapuze so völlig bedeckt[143]), daß nur ein Auge frei bleibt und die Person durchaus unkenntlich erscheint. Der Tadel richtet sich noch mehr gegen diese Verhüllung als gegen die engen Unterröcke, und spanische Obrigkeiten haben jene mehre male durch ausdrückliche Gesetze verboten, weil sie zu mancherlei Misbräuchen Veranlassung gebe.[144]) Vergebens; Frauen und Mädchen hatten nun einmal ihr Vergnügen an diesem verhüllenden Kopfputz, an diesem steten Carneval, welcher Koketterie und Intrigue begünstigt und gar viele lustige Geschichten, Täuschungen und Misverständnisse herbeiführt. Ebenso wenig haben sie sich den engen Unterrock abdisputiren lassen, wol aber gelernt, sich in demselben höchst anmuthig zu bewegen.

In Gesellschaften ist der Kopf frei, mit Blumen geschmückt oder auch mit leichten Kämmen, die wie Blumen, Federn, Kränze geschnitten sind.[145])

Beim Schrittlingsreiten tragen die Frauen große Manillahüte mit breiten, abstehenden Rändern, seidene Beinkleider, helle Schuhe, zierliche goldene Sporen, silberne Steigbügel, das Haar in Flechten über die Schultern herabhängend und mit Jasminblüten durchzogen.[146])

So schien Das, was ich sah und hörte, alle jene Einwendungen zu widerlegen, als ein Unzufriedener nochmals begann[147]): Die Frauen stehen früh auf, gehen in die

Kirche, sitzen, scheinbar sehr andächtig, getrennt von den Männern, schlafen noch einmal, machen sich allzu enge Schuhe, putzen sich, gehen aus oder nehmen Besuche an und rauchen Cigarren. So geht ein Tag hin nach dem andern. — Gewiß wird der Sonntag nicht in puritanischer Stille und Einsamkeit verbracht, sondern (nach abgehaltenem Gottesdienst) in Gesellschaften und mit allerhand Vergnügungen. Doch lassen es die Geistlichen in diesen Beziehungen nicht an gutem Rathe fehlen[148]), und Einer von ihnen verbot z. B. (aus ästhetischen oder medicinischen Gründen) einem jungen Mädchen, zufolge der neu aufkommenden Mode ein Schnürleib zu tragen. Als indeß ein anderer Beichtvater einem jungen Mädchen die Lossprechung nicht ertheilen wollte, weil sie Französisch lerne, ward er, nach kurzem Processe, aus Chile verwiesen.[149])

Man ißt gut in Lima, trinkt peruanischen oder europäischen Wein und viel Chocolade.[150]) Auch in den Tertulias werden süße Sachen, Kuchen und Wein umhergereicht. Der Hausrath ist bei Vornehmen reich und kostbar: Sammt und Seide, Decken, Spiegel, geschmückte Bettstellen, Silber in Ueberfluß, viele Dienstboten. Einer besondern Gesellschaft ist die Versorgung der Stadt mit Eis übergeben, und es darf bei Verlust des Privilegiums niemals fehlen. Stiergefechte und Hahnenkämpfe sind sehr beliebt und geben Gelegenheit zu hohen Wetten.[151]) Auch Glücksspiele mancher Art bleiben, trotz aller Verbote, noch immer im Schwange.

Das Theater ist im Ganzen unvollkommen, Orchester und Oper jedoch besser als das Schauspiel. Die schlechte Erleuchtung verdeckte den Mangel an Reinlich-

keit, Ungeziefer gab es in Ueberfluß, und troß aller Verbote ward in den Zwischenacten geraucht.

Musik und Tanz sind an der Tagesordnung.[152]) Bei einem Balle, welchen die aus Buenos-Ayres anwesenden Männer zu Ehren der Befreiung ihres Vaterlandes gaben, wurden für Buenos-Ayres weiß und hellblaue Fahnen aufgestellt und gestützt durch die Fahnen von Columbia, Chile und Peru. Die Musik (des einen Regiments) war gut, die Touren mannichfaltiger und verwickelter als gewöhnlich in Europa, das Abendessen glänzend. Man tanzte bis zum Morgen.

Zerstreuungen dieser und anderer Art hielten mich nicht ab, mich nach dem Schicksale der Ureinwohner, der ehemaligen Beherrscher des Landes zu erkundigen. Die Berichte bestätigten leider das Bekannte. Daß die Spanier von jeher die Inkas zwangen, angestrengt in den Bergwerken zu arbeiten, war für Leib und Seele gleich nachtheilig, hinderte alle andern Beschäftigungen und erzeugte einen unaustilgbaren Haß, der sich noch jetzt in Klaggesängen über den Untergang ihres Reiches ausspricht.[153]) In neuester Zeit sind sich Creolen und Inkas durch den gleichen Haß gegen die Spanier näher gekommen; wie denn überhaupt der Gegensatz der Kasten oder Racen in Südamerika bei weitem nicht so streng und schroff ist, wie in Nordamerika.

Da es aus vielen Gründen unmöglich war, auch Granada und Venezuela diesmal zu bereisen, so beschloß man (trotz mancher Warnungen) von Truxillo aus an der Südsee bis Para am Atlantischen Meere, 30 Längengrade, meist auf dem Amazonenstrome oder Orellana zurückzulegen. Der Uebergang über die Cordilleren war

minder beschwerlich als von Mendoza nach S.-Jago, und schon beim Hinabsteigen offenbarte sich ein solcher unendlicher Wasser-, Pflanzen- und Waldreichthum, daß die westliche Küste Südamerikas dagegen kahl und fast dürftig erschien.[154]) Bäche und Wasserfälle auf allen Seiten, bis der Zuruf: Dies ist der Orellana, die Aufmerksamkeit verdoppelt und die Gunst des Schicksals erkennen läßt, daß aus so kleinem Anfange sich der größte Riesenstrom der Erde entwickelt und so viel scheinbar Gleichberechtigte seiner Herrschaft unterwirft. Sein Flußgebiet hat, nach den neuesten Angaben, die Größe von ganz Europa![155])

In der Landschaft Chachapoja fanden wir überraschend guten Anbau von Gerste, Erbsen, Bohnen, Mais, Reis, Taback, Cacao, Baumwolle, Zucker. Allmälig aber nahm die Zahl der Menschen ab, und die der Vögel vermehrte sich. Wir schossen einen Condor, dessen eine Feder zwei Fuß vier Zoll lang war und 1½ Zoll im Umfange hatte. Unzählige Papageien flatterten um uns her und ahmten alle Stimmen, auch Kindergeschrei, nach.

Bei Tabitinga erreichten wir das brasilische Gebiet.[156]) Zur Rechten und Linken fielen unzählige Bäche und Flüsse in den Orellana, unter ihnen der Rio-Negro, dessen Wasser, wo er tief ist, wie schwarzer Marmor erscheint, bei Untiefen braun, in kleiner Menge betrachtet aber durchsichtig ist. Allmälig erweiterte sich der Marañon oder Orellana so, daß man wie auf einem ruhigen Landsee dahinfuhr, in dessen Mitte große Inseln Platz fanden und dessen zu entfernte Ufer man nicht erkennen konnte.

Mit wilden, fast unbekannten Ureinwohnern kamen

wir in Berührung, und die aus Europa stammenden Menschen schienen uns in geistiger und sittlicher Hinsicht zurückgekommen. Sie tadelten sehr kühn ihre allzu ferne Regierung und tyrannisirten schon deshalb die unbeschützten Indianer.

Die Lebensweise auf dem Schiffe war nicht sehr erquicklich; so bekam man binnen zwei Monaten kein Brot zu sehen. Dennoch, welche Aussicht, welche Zukunft für diese von der Natur so begünstigten Länder, wenn es dereinst nicht mehr an fleißigen Menschen und Capitalien fehlen wird und rasche Dampfböte die jetzt überlangen Fahrten außerordentlich verkürzen.

Endlich erreichten wir Para auf dem rechten Ufer des östlichen Ausflusses vom Orellana oder Amazonenflusse.[157]) Die Stadt ist im Ganzen nicht übel gebaut, und einige Straßen sind gepflastert; aber dieser Anfang ist nur sehr gering im Vergleiche mit Dem, was eine Stadt, so günstig gelegen an jenem Ausflusse, einst werden kann, ja werden muß. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind jetzt Cacao, Kautschuk und Zucker.[158])

Obgleich ich, meinem frühern Vorsatze getreu, über die geschichtlichen und politischen Verhältnisse Südamerikas keinen umständlichen Bericht erstatte, fühle ich mich doch gedrungen, am Schlusse dieser zerstreuten Reisebemerkungen darüber Folgendes beizufügen. Die Anklage (sowol seitens der Royalisten als der liberalen Spanier) ist kurz und einfach. Seit drei Jahrhunderten hat Spanien seine amerikanischen Colonien väterlich regiert und Krieg und Aufruhr von ihnen ferngehalten.[159]) Und nun, in dem Augenblicke, wo das Mutterland durch Unrecht und Verrath an den Rand des Abgrunds ge-

bracht war, hat Amerika weder den Auffoderungen der vaterländischen Junta, noch den Befehlen seines angestammten Königs Gehör gegeben, sondern sich unklug, rechtswidrig und verdammenswürdig in Abfall und Aufruhr gestürzt, wofür indessen die gerechte Strafe des Himmels nicht ausgeblieben ist.

Die Amerikaner entgegnen: Spanien hat seine Colonien keineswegs väterlich regiert, sondern eigennützig (und kurzsichtig zugleich) nur an seinen eigenen Vortheil gedacht und sie lediglich als Mittel für seine Zwecke betrachtet und gebraucht. Wenn keine Kriege nach europäischer Weise in Amerika ausbrachen, so war dies Folge seiner Weltstellung, und nicht besonderer Weisheit und Vorsicht. Ja, das vorsätzliche Hemmen aller Entwickelung und aller Fortschritte erschien den Spaniern als Bedingung eines sichern Friedens.[160]) Deshalb wurden die Colonien von aller Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten, ihr Verkehr untereinander vielfach gehemmt[161]) und ohne besondere, oft verweigerte Erlaubniß nicht einmal eine Reise nach Europa gestattet. Der dem Boden und dem Klima so angemessene Anbau von Oel, Wein, Taback, Flachs, Hanf, Safran war verboten, um dem Mutterlande einen monopolistischen Absatz zuzusichern; auch blieb der Handel mit Taback, Salz, Pulver und Quecksilber allein in den Händen der Regierung. In kurzsichtiger Verblendung wurden um des Bergbaus willen alle übrigen Richtungen menschlicher Thätigkeit verabsäumt und gehemmt[162]), bis, nach Erschöpfung einzelner Minen, ganze Gegenden unerwartet sich wieder in Wüsten verwandelten. Infolge dieser thörichten Regierungsweise bezogen die Spanier trotz

drückender Steuern weit weniger Einnahmen aus ihren Colonien als andere Völker[163]); ja, manche Landschaften, z. B. Chile, gewährten gar keinen Ueberschuß. Alle Aemter wurden allein an geborene Spanier gegeben, welche das Land weder kannten noch liebten und ihren dortigen Aufenthalt meist nur benutzten, um sich zu bereichern und thörichte Ansichten durchzusetzen. Als z. B. die Einwohner von Buenos-Ayres ihre unergründlich schmutzigen Straßen pflastern wollten, erklärte der Vicekönig, Marquis von Loreto[164]): hieraus würde eine unerschwingliche Ausgabe für Räderbeschläge und Hufeisen entstehen und die gewaltige Erschütterung den Häusern große Gefahr bringen.

Unter 166 Vicekönigen und 588 hohen Beamten (die ihre Stellen oft in eigennütziger Absicht erkauft hatten) waren nur 18 Creolen[165]), obwol diese oft den hergeschickten Personen an Bildung und in der Regel an Landeskenntniß voranstanden. Vornehme, gebildete Spanier wanderten fast gar nicht nach Amerika aus, sondern nur geringes Volk, was oft so unthätig als arm war.

Zu der weltlichen Tyrannei gesellte sich die kirchliche, und insbesondere widerstrebte die Inquisition Allem, was ihren Ansichten und Grundsätzen irgend nicht zusagte. Sie verbot z. B. Locke, Milton, Addison, Montesquieu, Racine, Fénélon, Robertson, Robinson Crusoe u. s. w.[166]) — Als die Mutter des Don Jose de Roxas anzeigte, daß ihr Sohn einen Band von Rousseau's Werken besitze, ward er dafür einige Jahre in den Gefängnissen der Inquisition eingesperrt und entfloh endlich nach Neu-Orleans.

Aus allen diesen Gründen war (obgleich einzelne

kleine Besserungen hinsichtlich der Handelsgesetzgebung eintraten) im Anfange des 19. Jahrhunderts bereits eine große Misstimmung im spanischen Südamerika[167]; doch hätte sich wol Alles noch länger in derselben Weise hingezogen ohne den rechtswidrigen Einfall der Franzosen in Spanien und Bonaparte's treulose Gefangennehmung der königlichen Familie.[168]

Als nun die Befehle des herrschsüchtigen Bonaparte und des schwachen, gefangenen Ferdinand anlangten, daß Amerika sich dem Könige Joseph unterwerfen solle, waren die meisten Vicekönige (nur die äußerlichste Form im Auge behaltend) geneigt, zu gehorchen; das Volk hingegen riß die Proclamationen ab[169], jagte die Gesandten fort, und es wurden allmälig (so wird berichtet) mehr als 90 Millionen Dollars nach Europa gesandt zur Kriegführung wider Bonaparte.

Nachdem Ferdinand sich und seine Völker preisgegeben hatte, standen diese auf, um ihre Unabhängigkeit, ja ihr Dasein zu erretten gegen Gewalt und Betrug. In Sevilla trat eine Junta zusammen, und ein Recht, was Spanien für sich übte, konnte das ferne, große Amerika wol ebenfalls geltend machen. Um so mehr, da die spanischen Junten unter sich nicht einig waren, und während die von Sevilla unbedingte Unterwerfung Spaniens und Amerikas foderte[170], warnte die Junta von Asturien, einem solchen Befehle zu gehorchen.

Noch zögerten die meisten Amerikaner mit entscheidenden Schritten, und da der Gedanke einer völligen Trennung von Spanien den Meisten fern lag, sandten sie Abgeordnete zu den in Cadix versammelten Cortes. Ihre billigen Foderungen, z. B. über Aufhebung der

drückender Steuern weit weniger Einnahmen aus ihren Colonien als andere Völker[163]); ja, manche Landschaften, z. B. Chile, gewährten gar keinen Ueberschuß. Alle Aemter wurden allein an geborene Spanier gegeben, welche das Land weder kannten noch liebten und ihren dortigen Aufenthalt meist nur benutzten, um sich zu bereichern und thörichte Ansichten durchzusetzen. Als z. B. die Einwohner von Buenos-Ayres ihre unergründlich schmutzigen Straßen pflastern wollten, erklärte der Vicekönig, Marquis von Loreto[164]): hieraus würde eine unerschwingliche Ausgabe für Räderbeschläge und Hufeisen entstehen und die gewaltige Erschütterung den Häusern große Gefahr bringen.

Unter 166 Vicekönigen und 588 hohen Beamten (die ihre Stellen oft in eigennütziger Absicht erkauft hatten) waren nur 18 Creolen[165]), obwol diese oft den hergeschickten Personen an Bildung und in der Regel an Landeskenntniß voranstanden. Vornehme, gebildete Spanier wanderten fast gar nicht nach Amerika aus, sondern nur geringes Volk, was oft so unthätig als arm war.

Zu der weltlichen Tyrannei gesellte sich die kirchliche, und insbesondere widerstrebte die Inquisition Allem, was ihren Ansichten und Grundsätzen irgend nicht zusagte. Sie verbot z. B. Locke, Milton, Addison, Montesquieu, Racine, Fénélon, Robertson, Robinson Crusoe u. s. w.[166]) — Als die Mutter des Don Jose de Roxas anzeigte, daß ihr Sohn einen Band von Rousseau's Werken besitze, ward er dafür einige Jahre in den Gefängnissen der Inquisition eingesperrt und entfloh endlich nach Neu-Orleans.

Aus allen diesen Gründen war (obgleich einzelne

kleine Besserungen hinsichtlich der Handelsgesetzgebung eintraten) im Anfange des 19. Jahrhunderts bereits eine große Misstimmung im spanischen Südamerika[167]); doch hätte sich wol Alles noch länger in derselben Weise hingezogen ohne den rechtswidrigen Einfall der Franzosen in Spanien und Bonaparte's treulose Gefangennehmung der königlichen Familie.[168])

Als nun die Befehle des herrschsüchtigen Bonaparte und des schwachen, gefangenen Ferdinand anlangten, daß Amerika sich dem Könige Joseph unterwerfen solle, waren die meisten Vicekönige (nur die äußerlichste Form im Auge behaltend) geneigt, zu gehorchen; das Volk hingegen riß die Proclamationen ab[169]), jagte die Gesandten fort, und es wurden allmälig (so wird berichtet) mehr als 90 Millionen Dollars nach Europa gesandt zur Kriegführung wider Bonaparte.

Nachdem Ferdinand sich und seine Völker preisgegeben hatte, standen diese auf, um ihre Unabhängigkeit, ja ihr Dasein zu erretten gegen Gewalt und Betrug. In Sevilla trat eine Junta zusammen, und ein Recht, was Spanien für sich übte, konnte das ferne, große Amerika wol ebenfalls geltend machen. Um so mehr, da die spanischen Junten unter sich nicht einig waren, und während die von Sevilla unbedingte Unterwerfung Spaniens und Amerikas foderte[170]), warnte die Junta von Asturien, einem solchen Befehle zu gehorchen.

Noch zögerten die meisten Amerikaner mit entscheidenden Schritten, und da der Gedanke einer völligen Trennung von Spanien den Meisten fern lag, sandten sie Abgeordnete zu den in Cadix versammelten Cortes. Ihre billigen Foderungen, z. B. über Aufhebung der

Handelssperre und der Handelsmonopole, sowie über Anstellung einheimischer Beamten, wurden entweder ganz verworfen, oder das scheinbar Bewilligte kam nicht zur Ausführung.. Die Engländer, welchen die hieraus entstehenden Streitigkeiten sehr unangenehm waren, boten ihre Vermittelung an.[171]) Sie ward aus Furcht vor ihrem steigenden Handelseinflusse zurückgewiesen.

Während dieser Zeit hatten sich in Südamerika die Ansichten viel schärfer und schroffer über Gegenstände entwickelt, an welche man früher kaum gedacht hatte, und Royalisten, Unitarier, Föderalisten traten einander leidenschaftlich gegenüber. Der Krieg, welchen die cadixer Junta weise hätte vermeiden sollen, führte zu keiner Entscheidung, wol aber bei Vielen zu einem Ueberdruß an dem immerdar mühseligen und gefährlichen Revolutioniren.[172])

Anstatt diese günstige Stimmung zu benutzen, wies der befreite Ferdinand ebenfalls alle billige Foderungen der Amerikaner zurück[173]), sandte ein Heer unter Murillo dahin, welcher sich gleich andern spanischen Anführern in grausamen Strafen gefiel und nicht einmal geschlossene Verträge hielt. Dies einigte die ermüdeten, zweifelhaften, zerfallenen Amerikaner zu gemeinsamem Widerstande, und nach langem, abwechselndem, blutigem Kampfe ist der spanischen Herrschaft in Südamerika ein Ende gemacht.

Allerdings haben die Amerikaner bei ihrer weitern Entwickelung sehr viele Fehler, Thorheiten, Ungerechtigkeiten begangen, sie haben die Leiden der Anarchie und militärischen Despotie nur zu bitter kennen gelernt; andererseits aber vergesse man nicht; daß ihnen unerwartet

die größte aller Aufgaben vorlag, für welche sie in keiner Weise erzogen und vorbereitet waren. Schon deshalb mußte sich die englisch-nordamerikanische Revolution von der spanisch-südamerikanischen wesentlich unterscheiden.[174]) Wenn das europäische Volk, welches an der Spitze aller Bildung zu stehen glaubt, nach sechzigjährigen Revolutionen bei einem unbeschränkten Kaiserthume anlangt, oder dasselbe als Rettung aus noch größern Uebeln betrachtet, so sollte man nicht über die Südamerikaner den Stab brechen und sie einer weitern, bessern Entwickelung für unfähig und unwerth erklären. Mögen die romanischen Stämme weniger frische Lebenskraft besitzen als die germanischen: das veraltete oder veraltende Europa darf am wenigsten das jüngere, begünstigte Amerika zum Tode verurtheilen. Deshalb schilt der Nordamerikaner Brackenridge (von seinem Standpunkte) die achselzuckenden europäischen Diplomaten und sophistisirenden Rechtslehrer und ruft ihnen zu[175]): „Die südamerikanische Revolution ist natürlich und glorreich, und der Wirbelwind der Demokratie besser als der stehende Pfuhl der Despotie!"

Hiermit stimmen Freiheitsgesänge, die selbst in Schulen gelehrt und gesungen werden, und Denkmale, aufgerichtet für errungene Siege. Einer von jenen lautet[176]):

Oid mortales il grito sagrado:
Libertad, Libertad, Libertad.
Oid el ruido de rotas cadenas
Ved en trono a la noble igualdad.
Se levanta en la faz de la tierra
Una nueva gloriosa nacion,
Coronada de su siende laureles
Y a sus plantas rendido un lion.

Coro:

Sean eternas los laureles
Che supimas conseguir
Coronados de gloria vivamos,
O juvemos con gloria morir.

Gehst du in die Schule? fragte man einen Knaben. — Ja. — Was lernst du? — Schreiben, rechnen und la patria singen.[177])

So empfindlich war ein Steuerbeamter für die Ehre seines Vaterlandes, daß er englisches Porzellan zerschlug, weil das Wappen von Buenos-Ayres am Boden desselben angebracht war.[178])

Einzelne Züge dieser Art sind allerdings bezeichnend, charakteristisch; aber sie erweisen und entscheiden wenig im Ganzen und Großen. Zum Beweise allgemeinerer, wahrhafter Fortschritte wird dagegen angeführt: die Zunahme der Bevölkerung, die Ansiedlung vieler Colonisten, die ungemeine Erweiterung des Handels, das Steigern der Preise des Grundvermögens und aller Producte, das Aufheben der Inquisition und überflüssiger Klöster, die Verminderung der allzu zahlreichen Feiertage, die Gründung von Bibliotheken, Schulen und Universitäten[179]), die größere Toleranz, der wissenschaftliche Verkehr mit Europa, die Anlage neuer Städte, der Bau bequemerer Häuser, die erhöhte leibliche und geistige Thätigkeit.

Wie man dies und Aehnliches auch beurtheile, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Südamerika, nach seiner Begründung der Unabhängigkeit, auf eine große, erstaunliche Zukunft rechnen darf. Es zeigt verhältnißmäßig weniger Kälte, Dürre und Wüsten als Asien und Afrika, ist durch sein Klima aller Erzeugnisse fähig und

durch seine Flüsse auf die umfassendsten, nützlichsten Wasserverbindungen hingewiesen. Mögen nun die freien Bewohner durch Fleiß, Mäßigung, Besonnenheit, Ordnungsliebe und weise bürgerliche Einrichtungen gleich großes Lob verdienen und nicht hinter Dem zurückbleiben, was ihnen die Natur so reichlich gegeben hat!

Anmerkungen.

1) Da die Reisen des Hrn. v. Humboldt allgemein bekannt sind, habe ich aus ihnen nichts aufgenommen. Die Späteren liefern nur Füllstücke.

2) Robertson, Letters on Paraguay, I, 136—138. Brackenridge, Voyage to South America, S. 91.

3) Robertson, I, 140—144; II, 165. Brackenridge, S. 97, 115. Ruschenberger, Three years in the Pacific, S. 18, 21.

4) Ruschenberger, S. 26 fg.

5) Caldcleugh, Travels in South America, S. 86.

6) Brand, Voyage to Peru, S. 13. Castelnau, I, 132.

7) Ruschenberger, S. 29.

8) Brand, S. 22.

9) Ruschenberger, S. 23.

10) Caldcleugh, S. 72. Brand, S. 29.

11) Ruschenberger, S. 21.

12) Caldcleugh, S. 75, 66. Ruschenberger, S. 31.

13) Ruschenberger, S. 42. Brand, S. 306.

14) Brackenridge, S. 119.

15) Robertson, I, 144 fg. Ruschenberger, S. 27.

16) Caldcleugh, S. 65. Schlichthorst, Rio de Janeiro, S. 76, 109, 114.

17) Caldcleugh, S. 73.

18) Robertson, I, 151. Castelnau, I, 121, 134.

19) Brackenridge, S. 118. Robertson, I, 161.

20) Castelnau (I, 137, 138) schätzt die Zahl der Einwohner auf 137,000, darunter mehr weiße Männer als Frauen, und mehr farbige Frauen als Männer. Es gibt durchaus keine genauen Zählungen, doch erhöhen die neuesten Berichte die Zahl der Einwohner in der Stadt und der Umgegend auf 250,000.

21) Haigh, Sketches of Buenos-Ayres and Chile. Parish, Buenos-Ayres and the provinces of la Plata, S. 13, 334.

22) Brackenridge, I, 291; II, 26.

23) Miers, Travels in Chile and la Plata, I, 3. Parish, S. 15.

24) Isabelle, Voyage à Buenos-Ayres, S. 234. Ruschenberger, I, 60.

25) Brackenridge, I, 242—246. Haigh, S. 9, 11, 13, 14. Parish, S. 46, 37.

26) Brackenridge, II, 37; I, 266. Haigh, S. 22. Blondel, Almanaque de Buenos-Ayres, S. 12, 64, 82.

27) Parish, S. 337—342, XIX.

28) Ruschenberger, I, 69. Blondel, S. 24, 25.

29) Caldcleugh, S. 161. Parish, S. 354.

30) Parish, S. 358 fg.

31) Ruschenberger, S. 53.

32) Ebend., S. 48.

33) Brackenridge, I, 252 fg.

34) Caldcleugh, S. 172. Parish, S. 18.

35) Ruschenberger, S. 60. Parish, S. 36, 40.

36) Isabelle, S. 230, 234. Brackenridge, I, 257.

37) Schlichthorst, S. 115 fg.

38) Haigh, S. 23. Isabelle, S. 186. Brackenridge, I, 314 fg.

39) Ruschenberger, I, 52.

40) Miers, S. 6, 44. Brand, S. 40. Haigh, S. 173. Ruschenberger, I, 95. Brackenridge, I, 238. Basil Hall, I, 21.

41) Caldcleugh, I, 170 fg. Ruschenberger, I, 59, 96.

42) Caldcleugh, I, 178. Parish, S. 32.

43) Ruschenberger, I, 59. Brand, S. 286. Isabelle, S. 190. Haigh, S. 16. Brackenridge, I, 260.

44) Isabelle, S. 160.

45) Wilcocke, History of Buenos-Ayres, S. 293 fg.

46) Blondel, S. 27.

47) Proctor, Journey accross the Cordillera, S. 17.

48) Brackenridge, I, 251. Parish, S. 301, 303. Gardiner, A visit to the Indians in Chile, gibt die Entfernung von Buenos-Ayres nach Mendoza auf 950, und von da nach S.-Jago auf 315 (englische?) Meilen an, S. 27, 30, 76. Haigh, S. 37, gibt die Entfernung von Buenos-Ayres bis Valparaiso auf 1200 Meilen an.

49) Miers, S. 15, 21, 24, 30, 53, 55, 63. Proctor, S. 14. Brand, S. 40, 58. Caldcleugh, S. 242. Haigh, S. 28.

50) Parish, S. 301. Caldcleugh, S. 242.

51) Caldcleugh, S. 239—246.

52) Proctor, S. 13 fg. Miers, I, 81. Haigh, S. 33, 52. Gardiner, S. 39. Caldcleugh, I, 269.

53) Brackenridge, II, 27, 29.

54) Miers, I, 30, 40, 204, 234. Parish, S. 14, 164, 167, 371, 393. Proctor, S. 12, 14—17. Brand, S. 37, 41, 283, Haigh, S. 31, 59. Brackenridge, II, 27, 29. Wilcocke, S. 99, 102 fg. Gardiner, S. 127.

55) Miers, I, 21. Wilcocke, S. 55, 58.

56) Caldcleugh, I, 277, 280.

57) Ebend., S. 251.

58) Haigh, S. 140. Brackenridge, I, 24, 256; II, 49, 83. Maw, Passage from the Pacific to the Atlantic, S. 435, 438. Caldcleugh, II, 154. Robertson, II, 67.

59) Parish, S. 298. Miers, S. 78. Caldcleugh, I, 276.

60) Nach Parish (S. 313) 4800 Fuß, nach Caldcleugh (I, 285—288) 4427 Fuß, nach Miers (I, 223) nur 2600 Fuß übers Meer.

61) Miers, I, 152. Proctor, S. 51—53. Parish, S. 313 fg. Haigh, S. 87.

62) Brand, S. 79. Haigh, S. 84.

63) Haigh, S. 87. Caldcleugh, I, 287.

64) Miers, I, 355, 359. Byam, Western republics of America, S. 2. Parish, S. 319.

65) Gardiner, S. 51, 55, 57. Miers, I, 278.

66) Byam, S. 106. Caldcleugh, I, 298, 306, 315. Proctor, S. 67—70.

67) Brand, S. 242 fg. Haigh. S. 94, 103, 107.

68) Brand, S. 116, 131.

69) Proctor, S. 80, 84, 90. Brand, S. 156, 161, 254. Haigh, S. 125, 167. Gardiner, S. 67—71.

70) Brand, S. 162, 176.

71) Caldcleugh, I, 323. Miers, I, 378.

72) Caldcleugh, I, 290; II, 47. Miers, I, 379. Proctor, S. 104. Byam, S. 6.

73) Caldcleugh, I, 342.

74) Miers, I, 380, 382. Byam, S. 2.

75) Caldcleugh, I, 352, 355.

76) Graham, Journey of a residence in Chile, S. 230.

77) Byam, S. 10.

78) Brackenridge, I, 9. Byam, S. 3, 128.

79) Caldcleugh, I, 348 fg.

80) Ruschenberger, I, 118. Gosselman, Rapporter om sydamericansca Staterna, S. 30, 37. Proctor, S. 109. Caldcleugh, I, 358.

81) Byam, S. 7, 117, 198. Gosselman, S. 29. Caldcleugh, I, 372.

82) Miers, II, 4—17, 106, 140. Caldcleugh, I, 229, 295; II, 31.

83) Brackenridge, I, 314. Caldcleugh, II, 4—12. Byam, S. 8, 14.

84) Philippi, Nachrichten von Valdivia, S. 59, 66. Miers, II, 218.

85) Byam, S. 19, 163. Caldcleugh, I, 359; II, 15, 16. Philippi, S. 66. Miers, II, 214.

86) Gardiner, A visit to the Indians, S. 75, 159. Caldcleugh, I, 306—320. Haigh, S. 150. Graham, S. 205.

87) Proctor, S. 97 fg. Ruschenberger, S. 130, 135. Haigh, S. 130, 139. Graham, S. 201, 204. Basil Hall, I, 31.

88) Caldcleugh, I, 360.

89) Haigh, S. 139. Magazin der Literatur des Auslandes, 1852, Nr. 121.

90) Caldcleugh, I, 368; II, 14. Ruschenberger, I, 141. Byam, S. 153.

91) Caldcleugh, I, 361, 365. Ruschenberger, I, 139. Miers, II, 251.

92) Caldcleugh, I, 364.

93) Gardiner, S. 78.

94) Miers, S. 236. Byam, S. 118. Haigh, S. 148. Graham, S. 203.

95) Ruschenberger, I, 90—99.

96) Caldcleugh, I, 362—364. Ruschenberger, I, 101—104.

97) Byam, S. 119.

98) Haigh, S. 133 fg. Caldcleugh, I, 371.

99) Proctor, S. 100 fg. Ruschenberger, I, 121.

100) Haigh, S. 173.

101) Haigh, S. 174. Proctor, S. 105.

102) Proctor, S. 107—109. Ruschenberger, I, 82, 85. Maw, S. 420. Brand, S. 165, 173. Brackenridge, II, 118. Pontoppidan, Reise til Sydamerika, S. 118. Basil Hall, I, 6, 27.

103) Miers, I, 448.

104) Caldcleugh, II, 45. Miers, I, 445. Brand, S. 173.

105) Pontoppidan, S. 117.

106) Miers, I, 446. Proctor, S. 109.

107) Graham, S. 165.

108) Miers, I, 477.

109) Gardiner, S. 86.

110) Miers, I, 487. Philippi, S. 15, 87—94.

111) Gardiner, S. 117, 167.

112) Philippi (S. 7, 39), Cast Valdivia und Chiloe, die Brüder Frick.

113) Caldcleugh, I, 322.

114) Ebend., S. 96.

115) Graham, S. 134.

116) Proctor, S. 118.

117) Ebend., S. 113—120. Castelnau, IV, 4.

118) Ruschenberger, S. 198.

119) Brand, S. 178.

120) Proctor, S. 121—125. Ruschenberger, S. 206—214. Maw, S. 9.

121) Proctor, S. 191, 296. Ruschenberger, S. 204. Brand, S. 211. Brackenridge, II, 54.

122) Caldcleugh, II, 63. Proctor, S. 118. Ruschenberger, S. 225, 244. Castelnau, IV, 30.

123) Caldcleugh, II, 67.

124) Ruschenberger, I, 209, 211. Caldcleugh, II, 57—59.

125) Castelnau, IV, 60, 64.

126) Brackenridge, II, 56. Miers, I, 423. Ruschenberger, I, 204. Byam, S. 180. Brand, S. 236 fg.

127) Castelnau, IV, 16.

128) Brand, S. 182.

129) Proctor, S. 239 fg. Brand, S. 291. Hamilton, I, 205, 242; II, 40, 45. Notes on Colombia, S. 215.

130) Ruschenberger, I, 244, 249. Brand, S. 294. Hamilton, II, 254.

131) Ruschenberger, S. 321—337.

132) Ebend., S. 241.

133) Brackenridge, I, 6.

134) Proctor, S. 235. Caldcleugh, II, 73.

135) Proctor, S. 235. Ruschenberger, I, 271. Brand, S. 187. Brackenridge, I, 234. Aehnlich spricht über die Männer in Columbien Mollien, II, 131, und in Bahia Castelnau, I, 10.

136) Ruschenberger, I, 357.

137) Vollmer, S. 176. Castelnau, IV, 3.

138) Ruschenberger, S. 264, 266.

139) Haigh, S. 143.

140) Caldcleugh, I, 85. Ruschenberger, S. 264, 267, 290.

141) Ruschenberger, S. 224.

142) Castelnau, IV, 1.

143) Caldcleugh, I, 60—62. Proctor, S. 221—224. Ruschenberger, S. 221, 262, 278. Basil Hall, I, 167.

144) Auch jetzt ist es verboten, in der Nacht als tapada, verhüllt zu gehen. Castelnau, IV, 5.

145) Ruschenberger, S. 268.

146) Ruschenberger, S. 192—196.

147) Ebend., S. 265, 272, 275. Proctor, S. 225. Brand, S. 183—186.

148) Proctor, S. 236—239.

149) Basil Hall, I, 179.

150) Caldcleugh, I, 62-67. Ruschenberger, I, 218, 263, 270, 272.

151) Byam, S. 189. Castelnau, IV, 6—7. Ruschenberger, S. 274, 281, 283. Hamilton, II, 240. Notes on Colombia, S. 97.

152) Ruschenberger, S. 266. Proctor, S. 116 fg.

153) Caldcleugh, I, 70, 74. Maw, S. 268—270, 421. Brackenridge, II, 81. Hamilton, II, 191. Notes on Colombia, S. 26.

154) Proctor, S. 327. Castelnau, V, 27.

155) Castelnau, V, 148.

156) Maw, S. 4, 44, 49, 61, 70, 76, 167, 214, 235, 261, 264—270, 297, 299, 342, 417, 434 fg. Ruschenberger, 1, 66.

157) Maw, S. 402, 404, 444.

158) Castelnau, V, 147.

159) Haigh, S. 1.

160) Caldcleugh, I, 105. Graham, S. 15. Brackenridge, I, 36, 263. Haigh, S. 152.

161) Hamilton, Travels in Columbia, I, 73. Notes on Colombia, S. 202.

162) Brackenridge, I, 56, 67. Caldcleugh, II, 250. Haigh, S. 152. Wilcocke, S. 96. Basil Hall, S. 245 fgg.

163) Caldcleugh, II, 14.

164) Parish, S. 42 fg.

165) Outline of the revolution in Spanish America, S. 22. Brackenridge, I, 26. Robertson, I, 42, 46. Hamilton, I, 250.

166) Brackenridge, I, 27.

167) Ebend., S. 71. Parish, S. 21.

168) Caldcleugh, I, 22.

169) Outline, S. 28, 41, 64. Graham, S. 15.

170) Outline, S. 26, 36. Robertson, I, 23. Nuñez, Esquisses de Buenos-Ayres, S. 9.

171) Outline, S. 87—92. Caldcleugh, I, 25.

172) Isabelle, S. 205—225.

173) Caldcleugh, I, 226. Outline, S. 45, 49, 61, 87—99. Brackenridge, I, 301. Haigh, S. 161. Hamilton, I, 78. Mollien, Voyage de Colombia, I, 174, 182.

174) Parish, S. 4—9. Caldcleugh, I, 96, 120. Brackenridge, I, 129, 237, 249; II, 137. Robertson, I, 15, 60. Ruschenberger, S. 430. Notes on Colombia, S. 136. Castelnau, IV, 72.

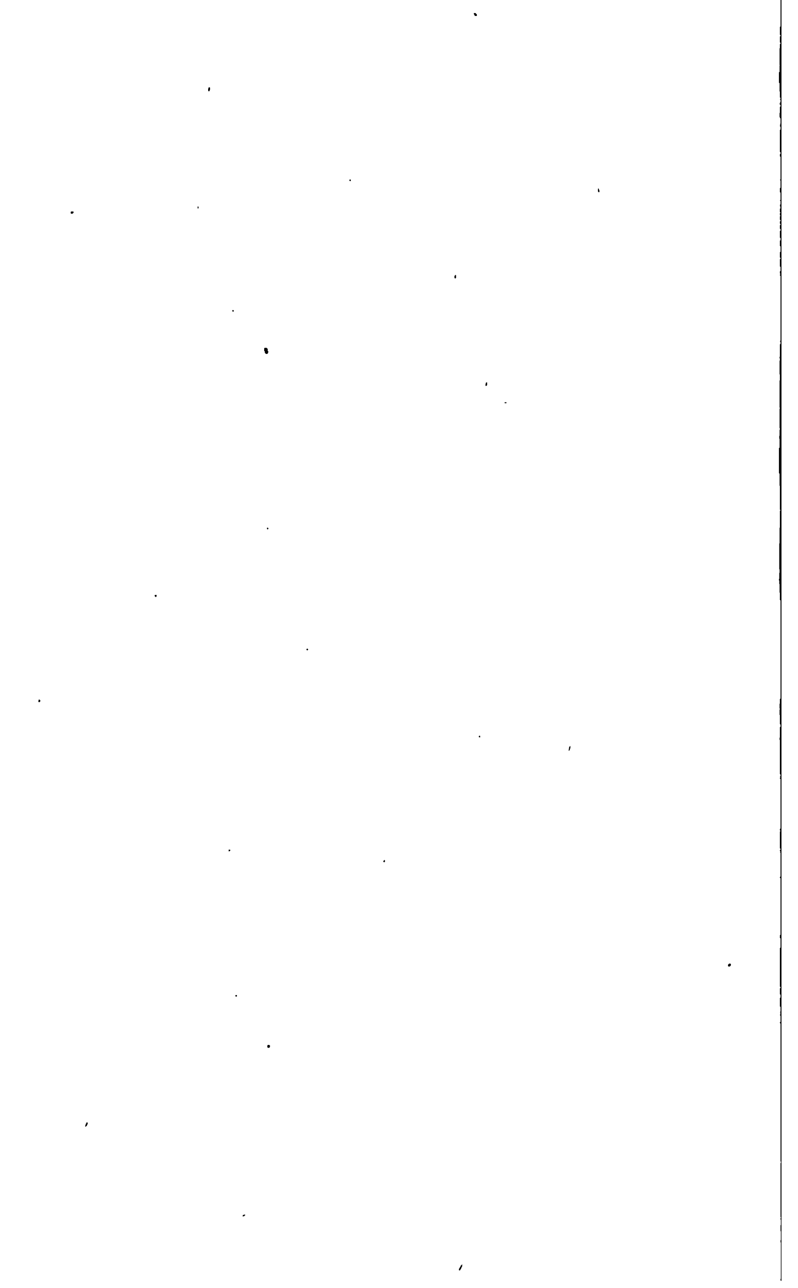
175) I, 241.

176) Brackenridge, S. 235, 254.

177) Ebend., II, 211. Parish, S. 32.

178) Haigh, S. 30.

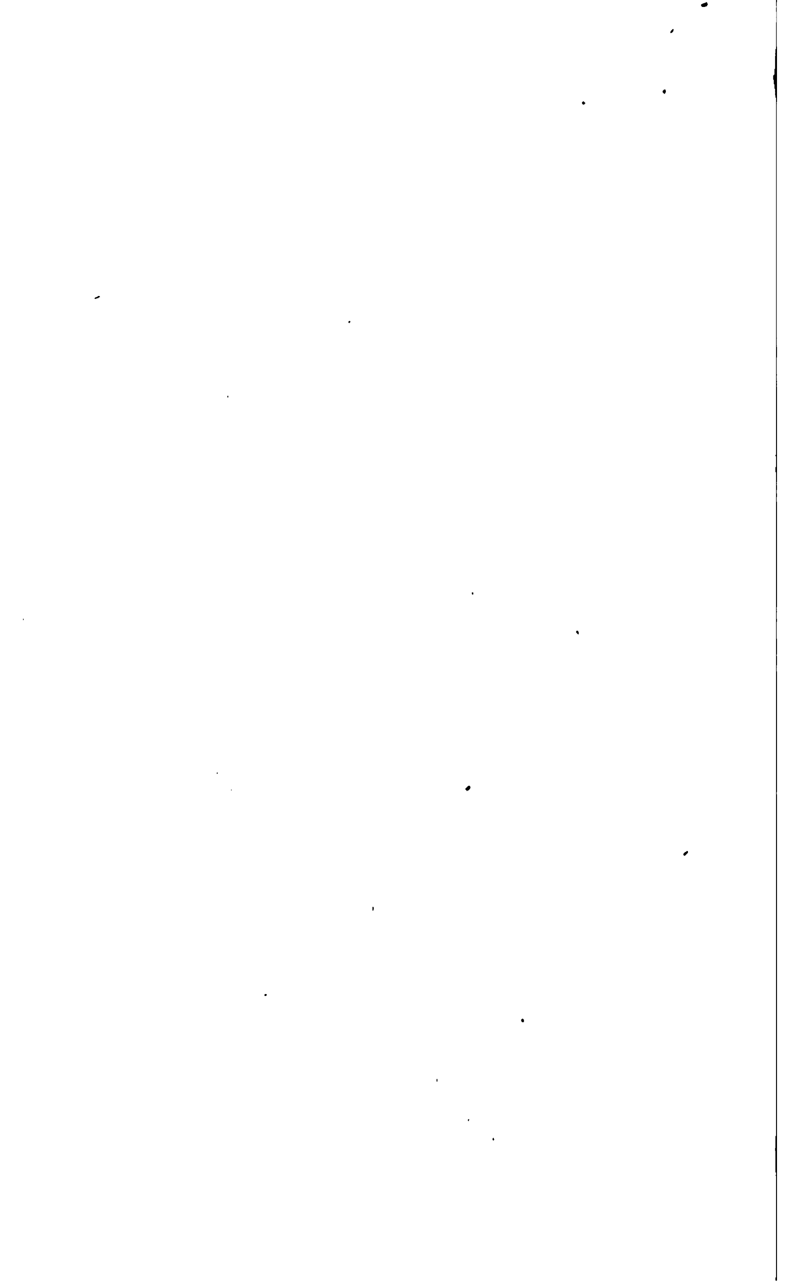
179) Nuñez, S. 21—32. Robertson, I, 16. Caldcleugh, I, 163, 177. Pontoppidan, S. 65. Parish, S. 31, 33. Hamilton, I, 135, 155, 243, 254. Notes on Colombia, S. 96. Castelnau, Amérique du Sud, I, 62; IV, 42. Colombia (London 1822), I, 452.



Walther VI. von Brienne, Herzog von Athen und Graf von Lecce.

Von

Karl Hopf.



Wenn wir einen Blick auf die lange Reihe französischer Adelsgeschlechter werfen, die vom 11. bis zum 14. Jahrhundert, in den Zeiten der höchsten Blüte des Lehnswesens, sowol in der Heimat durch kühne Thaten hervorleuchteten, als auch, von herrschendem Abenteuerdrang fortgerissen, im fernen Orient, dem gewöhnlichen Tummelplatze ritterlicher Tugenden, Ruhm und großen, wenn auch meist kurz dauernden Besitz erwarben, so findet sich wol kaum ein einziges (natürlich mit Ausnahme der alten Pairs der Krone und der „Prinzen von Geblüt"), das sich an Glanz und Adel dem Hause Brienne an die Seite stellen könnte. Denn nicht solche Familien können wahrhaft ruhmvoll und groß genannt werden, aus denen nur ein Einziger hervorragend seinen ruhmlosen Sprößlingen Ehre und reiches Erbtheil zu verzehren hinterläßt; sonst könnten fast alle ältern Geschlechter Frankreichs, die zu den Kreuzfahrten ihr Contingent stellten, diesen Namen beanspruchen. Mochten sich auch die Lusignans aus Angoulême ebenso sehr mit den Kronen von Jerusalem und Cypern brüsten, als sie sich der Abkunft von der schönen Melusine rühmten, so ruhte doch ihr Ruhm in der That auf einer sehr schwachen Grundlage; König Guido, der nicht eben durch eigenes Verdienst die Krone erwarb, verlor durch schmähliche Unthätigkeit die heilige

Stadt, und nur durch die Gnade des englischen Königs empfing er und nach ihm sein Bruder die sicherere Herrschaft über Cypern; ruhmlos herrschten dort die Lusignans, deren Mannsstamm schon nach wenigen Generationen verblühte. Nur die Montforts und Coucys können sich einigermaßen mit den Briennes vergleichen; aber man muß nicht vergessen, daß die größten Männer jenes Stammes, der Ketzertödter Simon und der gleichnamige Graf von Leicester, mehr die Spuren der Entartung an sich tragen, und daß Jene eigentlich der spätern Zeit angehören, auch trotz ihrer stolzen Devise niemals die Macht besaßen, die dem Hause der Briennes zutheil ward. Der Name des letztern ward einst mit gleicher Ehrerbietung im Orient und Occident genannt, und in einem Sprossen des Geschlechts namentlich, in dem tapfern Johann, zeigten sich Rittergröße und Edelsinn in noch weit reinerm Lichte, als in dem löwenherzigen Richard, dem sein großer Gegner, der „milte Salatîn", in keiner Tugend nachstand. Das abenteuerliche Leben des letzten Sprossen dieses Stammes, das vielfach in die europäischen Zustände des 14. Jahrhunderts eingriff, nach den vorhandenen Quellen möglichst anschaulich darzustellen, ist der Zweck dieser Abhandlung.

Die Grafschaft Brienne gehörte zu den alten Pairien oder hohen Baronien der Champagne, und ein Graf von Brienne brauchte sich wahrlich solcher Oberhoheit nicht zu schämen, da die Grafen der Champagne, schon lange zur Zahl der „zwölf Pairs" gehörig, im 13. Jahrhundert den Königsthron von Navarra bestiegen. Sie führt ihren Namen von dem alten Ritterschlosse, das zwar jetzt allen Abglanz seiner feudalen Herrlichkeit ver-

loren hat, aber noch in spätern Tagen in der Geschichte Erwähnung fand. Zu Brienne-le-Château war es, wo Napoleon den Grund zu seiner militärischen Ausbildung legte, wo sich zuerst seine Ideen entwickelten, die seine spätern Jahre realisiren sollten; dort aber traf ihn später eine der empfindlichsten Niederlagen; auf dem Spielplatze seiner Kindheit scheiterte das Werk seiner reifern Jahre. Auf dieser Burg, die später von den Häusern Enghien, Luxemburg-Piney, Béon und Lomenie besessen ward, lebte ums Jahr 990 Graf Engelbert I., der älteste bekannte Ahne der Briennes, reich durch die Güter, die ihm seine Gattin Mainfroida, Witwe Fromond's III. von Sens, zubrachte. Sein Enkel Walther I. hinterließ außer Milo I., dem Stifter der 1219 erloschenen Linie von Bar-sur-Seine, Erhard I., Gemahl der Erbtochter Alix von Ramera. Von seinen drei Söhnen empfing Andreas die Güter seiner Mutter, Engelbert III. ward Herr von Conflans und setzte sein Geschlecht in vielen Linien fort, von denen einige vielleicht noch fortbestehen. Erhard II., der älteste Sohn, begründete den Glanz seines Hauses, der sich bis zum Erlöschen desselben ungetrübt erhielt. Unter dem Banner der Champagne folgte er seinem Könige, dem hochfahrenden Philipp II., ins Heilige Land und erkor sich dort Agnes von Montbéliard, Tochter des Bailos von Cypern, zur Gattin; seitdem verblieb seinen Nachkommen Anhänglichkeit an den Boden Palästinas. Unter seinen drei Söhnen verdient hier zuerst Johann [1]) genannt zu werden, der, selbst Dichter, leider keinen andern Sänger gefunden, als einen Philipp Mouskés, wol aber verdient, mit einem Gottfried, Tancred, Raimund in eine Reihe gestellt zu werden. Am 17. September 1210 ver-

mählte er sich mit Maria Jolantha von Champagne, der Erbin des Heiligen Landes; er folgte ihr nach frühem Tode als König von Jerusalem und Beschützer des Heiligen Grabes. Zwar war es mehr ein Titel, den er führte, als wirklicher Besitz, denn Selaheddin's Siege hatten das Reich von 1099 in die engsten Grenzen gebannt; aber Johann bewies sich als einen Mann, ganz dazu geschaffen, um das noch Vorhandene zu schirmen und zu bewahren, und konnte er auch den Eyubiden nur geringe Vortheile abgewinnen, so machte er doch durch Klugheit, Edelmuth und persönliche Tapferkeit seinen Namen im ganzen Orient berühmt. Aber bald verdrängte ihn ein Mächtigerer von seinem Platze. Kaiser Friedrich II. verschmähte nicht, sich um die Hand einer Gräfin von Brienne zu bewerben; er empfing mit der Hand der Jolantha, Johann's Tochter, die Königskrone von Jerusalem, und wollte auch sein Schwiegervater ihm, dem Gebannten, nicht gleich das Land, das er mit seinem Leben vertheidigt, abtreten, so mußte dieser doch bald der Uebermacht weichen, um kurz darauf selbst eine Kaiserkrone zu erwerben. Auch hierbei walteten die ungünstigsten Umstände ob; indeß dienten diese nur dazu, seine hohe Ritterlichkeit im vollsten Glanze erscheinen zu lassen. Die Großen des fränkischen Reichs in Konstantinopel riefen ihn während der Unmündigkeit Balduin's II. an die Spitze eines Staats, der nach kürzester Jugendblüte gleich dem Greisenalter anheimgefallen war und nur durch die Hülfe Venedigs sein Dasein kümmerlich fristete. Dennoch that Johann, wie ein frischer Jüngling, dort Wunder der Tapferkeit; bei seinem Tode nahm er den Ruhm eines unbezwungenen Helden und eines Musters

der Tugenden mit in sein Grab. Seine Söhne vermehrten das väterliche Erbtheil zwar weniger durch Heldenthaten im trügerischen Orient, als auf friedlichem Wege; Alfons ward Ahne der 1351 erloschenen Grafen von Eu, Ludwig der Grafen von Beaumont, die 13 Jahre später ausstarben. Der Bruder Johann's, Graf Walther III., erbte als ältester Sohn Stammschloß und Grafschaft Brienne; er vermählte sich mit Alberia, Tochter des unglücklichen Tancred von Lecce, der wenigstens in den Augen mancher Edeln für den rechtmäßigen Erben von Neapel galt, nahm dann nach Wilhelm's III. schrecklichem Ende selbst den Königstitel an, erlag aber 1205 der Macht Innocenz's III., der mit weltlichen und geistlichen Waffen die Rechte seines Pfleglings, des Hohenstaufen Friedrich II., schirmte. Aus dieser Ehe entsproßten zwei Kinder, die, des mütterlichen Erbtheils beraubt, nach Weise ihrer Ahnen ihr Glück im Orient suchten und fanden. Margaretha ward die Gattin des edeln Balian von Sayette und herrschte in der alten Königsstadt Sidon; Walther IV. empfing mit der Hand der Königstochter Alix von Cypern die Grafschaft Joppe. Von seinem ältesten Sohne Johann wissen wir, daß er sich dem letzten Kreuzzuge des heiligen Ludwig anschloß und mit vielen edeln Rittern im Reiche der Abuhassier das Leben verlor; den Jüngern dagegen sehen wir vielfach sich im südlichen Europa herumtummeln, bemüht, die verlorenen Rechte seinem Hause wiederzugewinnen. Hugo von Brienne begleitete mit vielen andern Großen den Bruder seines Königs, den Grafen Karl von Anjou, nach Neapel; als erbitterter Feind des Hohenstaufischen Geschlechts, das seinen Ahnen eine Königskrone entrissen,

stritt er unter den Fahnen der Provence bei Benevent und Scurcola und verhalf einem andern Usurpator zum Besitze eines ihm selbst zukommenden Reiches. Doch ging er nicht ganz leer dabei aus; denn obgleich er unter solchen Umständen seine Ansprüche nicht gegen die Uebermacht und das Recht der Eroberung geltend machen konnte, empfing er doch 1269 die Grafschaft Lecce zurück, den einzigen Rest der Habe seines Urgroßvaters. Im Jahre 1280 vermählte er sich mit Isabella de la Roche, Schwester des Herzogs Wilhelm I. von Athen; denn gleichwie die griechischen Franken, nach Ramon Muntaner's Zeugniß[2]), gewohnt waren, sich Gemahlinnen aus den besten Häusern Frankreichs zu wählen, so warfen auch manche Ritter des Heimatlandes ihre Augen auf die in „Neu-Frankreich" geborenen Damen. Diese Heirath setzte Hugo in den Besitz der Herrschaft Carytene in Morea und fesselte ihn dauernd an den griechischen Boden, auch dann noch, als seine Gattin mit Hinterlassung eines Sohnes, Walther, gestorben war. Als er einst nach Griechenland zog, um die Verwaltung seines Erbtheils zu ordnen, erfuhr er den plötzlich erfolgten Tod seines herzoglichen Schwagers. Alsbald eilte er nach Theben, der gewöhnlichen Residenz der athenischen Herzöge jener Zeit, und übernahm als nächster Verwandter die Regentschaft für seinen unmündigen Neffen, den Herzog Guido II. Nach wenigen Jahren vermählte er sich mit der Mutter desselben, der Epirotin Helena Angelo-Komnena, kehrte dann, nachdem sein Stiefsohn waffenfähig geworden, nach Neapel heim und starb, für die Sache der Angiovinen streitend, an der Spitze der 300 „Ritter des Todes" bei Garigliano 1297 den Hel-

dentod. Erbe der Grafschaft Lecce und seiner andern Besitzungen ward sein einziger Sohn Walther V., der am 5. October 1308 nach dem unbeerbten Absterben seines Neffen den athenischen Herzogsthron bestieg. Aber nicht einmal zwei Jahre dauerte seine Herrschaft, an den Iden des März 1310 erlag er in der Schlacht am Cephissus der großen catalonischen Compagnie; feindliche Scharen überschwemmten das Land, zerstörten den Staat, der so lange die „Lust der Franken"[3]) gewesen war, und stifteten auf dem classischen Boden eine romantische Räuberrepublik. Walther hatte sich im Anfang des 14. Jahrhunderts mit Johanna von Chatillon vermählt, der Tochter des Grafen Galcher von St.-Paul-Porcien; aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, der Erbe der väterlichen Besitzungen und Rechte, der letzte der Briennes.

Walther VI., Graf von Brienne und Lecce, Herzog von Athen, Herr von Theben, Argos und Nauplia, war wol ums Jahr 1302 in Lecce geboren. Als ein unmündiges Kind hatte er seinen Vater verloren, und zugleich war mit dessen Falle der beste und reichste Theil seiner Habe an fremde Abenteurer verloren. Nur die französischen und italienischen Besitzungen waren ihm verblieben; in Griechenland waren Argos und Nauplia, moreotische Lehen, mit denen vor Zeiten Fürst Wilhelm II. von Achaja den athenischen Herzog Guido I. begabt[4]), der einzige Rest des väterlichen Erbtheils. Diese vertraute Johanna, des Erschlagenen Witwe, der Obhut des treuen Walther von Foucherolles an, auf daß er sie gegen weitere Pläne der Catalonier vertheidige, und begab sich dann mit ihrem Sohne nach Neapel; denn freien Abzug konnten die Catalonier einer Dame nicht verwehren. Am Hofe des

Königs Robert verbrachte der junge Herzog von Athen — denn diesen halb antiken, halb modernen Namen behielt er stets als Haupttitel bei — seine folgenden Lebensjahre. Gern nahm ihn Robert auf; denn, abgesehen von den Verdiensten, die sich sein Großvater Hugo um das Haus Anjou erworben, abgesehen von dem Vasallenverhältniß zu Neapel, mußte Walther VI. ganz besonders Grund haben, das Haus Aragon zu hassen, das die Räuber seines Erbtheils, die Mörder seines Vaters beschützte, ja sogar Prinzen aus seiner Mitte zu Oberbefehlshabern der großen Compagnie und Herzögen von Athen ernannte. Damals auch führte Philipp von Tarent, der Bruder des Königs, den Kaisertitel von Konstantinopel mit ähnlichem Rechte und fast ohne allen Realbesitz. Hatte er früher noch eine gewisse Oberhoheit über Achaja und Attika ausgeübt, so schwand diese immer mehr, da die Catalonier nicht eben gewillt waren, für das mit ihrem Blute erkaufte Land irgend einem Andern, als ihrem natürlichen Lehnsherrn und angestammtem Königsgeschlecht zu huldigen, und weit entfernt, Attika zu räumen, vielmehr ihre Waffen gegen Morea und sogar das venetianische Euböa erobernd wandten. So mußte es ganz in der Politik der Angiovinen liegen, sich Walther's lebhaft anzunehmen, nicht etwa, indem man ihm blos ein sicheres, dunkles Asyl verlieh, sondern durch kräftige Verwendung bei weltlichen und geistlichen Fürsten. Damals saß auf dem Stuhle St.-Peter's in Avignon Papst Clemens V., mehr ein Kirchenfürst von Frankreichs Gnaden und eine Creatur Philipp's des Schönen als ein Erbe Gregor's VII. und Innocenz's III. Robert konnte sowol durch seine Verwandtschaft mit dem

französischen Königshause, als durch Anfachung des tödtlichen Hasses, den die Häupter der Kirche stets gegen die Nachkommen der Hohenstaufen hegten, leicht denselben bewegen, seinen Arm der Sache Walther's zu leihen. Vorher aber ward der Plan zur Herstellung der fränkischen Macht und der orthodoxen Lehre in Attika mit Galcher von Porcien verabredet. Diesem, ihrem Bruder, hatte die Witwe die Vormundschaft über ihren Sohn übertragen; ihm überließ sie am 22. November 1312 die Verwaltung der Grafschaft Brienne unter der Bedingung, daß er zu Gunsten seines Mündels frei über Einkünfte und Güter schalten könne und kein Mittel unversucht lassen solle, um die Catalonier aus Attika und Böotien zu vertreiben und ihrem Sohne den Herzogsstuhl Athens wiederzugewinnen. Aber was sollte er, ein einfacher Landedelmann, Großes ausrichten können, da nicht einmal die päpstliche Macht das Geringste bewirken konnte? Dazu fehlten ihm alle Geldmittel, er hatte die Grafschaft Brienne wahrscheinlich schon sehr verschuldet überkommen; Auffoderungen zu einem Kreuzzuge prallten an dem Geiste einer Zeit ab, die weder die Schwärmerei des 11. und 12. noch die Handelspolitik des 13. Jahrhunderts kannte, einer Zeit, die mehr bestrebt war, das Gegenwärtige zu erhalten und zu consolidiren, als sichere und alte Besitzthümer mit neuen und nebelhaften zu vertauschen. So mußten Galcher's Bestrebungen nothwendig mislingen; aber nicht edel handelte Walther, als er ihm die Schuld davon beimaß, anstatt die Kälte seiner Zeit anzuklagen, die ganz mit seinem ererbten Abenteuergeiste contrastirte. Während sich nun 1313 Philipp von Tarent rüstete, um mit Waffengewalt die

Catalonier aus Attika zu vertreiben, schrieb der Papst zunächst an den Großmeister der Johanniter, Fulco von Villaret[5]), der noch vor kurzem erst Rhodus und die umliegenden Sporaden den seldschuckischen Raubfürsten von Mentesche und Aidin entrissen: er solle in Gemeinschaft mit dem Patriarchen von Konstantinopel die räuberische Compagnie durch Bitten, Drohungen und Bann bewegen, alle Eroberungen dem Galcher von Chatillon, Schwager des „ermordeten" Herzogs zurückzuerstatten und den Boden Griechenlands zu räumen. Zugleich auch foderte er den König Jakob II. von Aragonien auf[6]), dieselben, da sie ja seine geborenen Unterthanen seien, mit Gewalt zur Rückkehr in die Heimat zu bewegen oder wenigstens ihren Eingriffen in geistliche und weltliche Rechte und Güter Einhalt zu thun. „Denn nicht genug", so heißt es in der Bulle, „daß jene Menschen ganz Attika verheerten, ohne einen Unterschied zwischen Feind und Freund, Heide und Christ zu machen, so sind sie in ihrem verbrecherischen Sinne so weit gegangen, daß sie den Herzog Walther, der zum Schutze der Gläubigen als wahrer Vorkämpfer Christi und treuer Streiter der Kirche gegen die ketzerischen Griechen gefochten, schändlich gemordet, seine Witwe und seinen Sohn feindlich angegriffen, ihrer Güter beraubt und ins Elend verstoßen haben." Aber König Jakob war nicht gesonnen, hierin dem päpstlichen Geheiß zu willfahren, so fügsam er sich auch sonst gegen die Kirche bewiesen; er erklärte vielmehr dem Papste[7]), wie er keinen Einfluß mehr über die große Compagnie, „das glückliche Heer der in Romanien herrschenden Franken", wie sie selbst sich nannten, habe. Denn mit der Besitznahme von Athen sei die Vasallen-

pflicht abgestreift, und Jene hätten sich als freier Staat constituirt; abgesehen aber davon, daß es unräthlich sei, ohne Veranlassung ein kriegsmuthiges und siegreiches Volk zu reizen, scheine ihm ein solcher Zug ganz ungerecht, da der Herzog selbst durch Treulosigkeit sein blutiges Ende verschuldet. Und ganz Unrecht hatte Jakob hierin nicht. Denn Walther hatte die aus Thessalien vertriebene Schar, die vorher in Thracien und Macedonien mit königlicher Macht geherrscht, in Sold genommen, um durch sie seine griechischen Feinde zu bezwingen, wollte sie dann, als sie ihm unnütz schien, durch eine Abschlagzahlung zufrieden stellen, hatte verrätherisch und undankbar französische Ritter gegen sie entboten und war als Opfer ihres entflammten Racheburstes gefallen. Mit einem solchen Bescheid mußte sich Clemens V. begnügen; es blieben ihm somit nur seine geistlichen Waffen übrig. Alsbald schleuderte er seinen Bannstrahl gegen die ketzerischen Räuber und belegte ihr Land mit dem Interdicte; aber schon seit den Zeiten des zweiten Friedrich, mehr noch seit dem schmählichen Ende Bonifaz's VIII. hatten diese Strahlen ihre niederschmetternde Kraft verloren; im Todeskrampfe hatten die Hohenstaufen über die geistliche Macht triumphirt. Kein Heer rüstete sich, dem Banne gegen die Catalonier Nachdruck zu geben; man war mistrauisch gegen die Ferne geworden, sodaß selbst die umfassenden Pläne eines Marino Sanudo und Brocard l'Aleman kaum kleine Scharen zu einer frommen Pilgerfahrt erwecken konnten. Man erkannte in dem Orient ein weites Grab, das zwar Alle aufnimmt, aber Niemanden heimkehren läßt; Griechenland aber hatte mit Palästina dieselben Eigenschaften gemein. So konnte die

Compagnie, der nur Venedig bisweilen Stillstand gebot, ihre Macht von Tag zu Tage ungehemmt nach allen Richtungen ausdehnen; fremde Fürsten bewarben sich um ihre Freundschaft, ein Dauphin von Viennois schätzte sich glücklich, eine Ritterburg von ihnen als Lehen zu empfangen. Morea und Euböa waren der Schauplatz ihrer Tapferkeit, Phocis und Lokris beugten sich vor ihrer Macht, das südliche Thessalien, einst Achill's Reich, ward als Herzogthum Neopatras mit Attika vereinigt. Auch gegen Argos und Nauplia, die Reste des fränkischen Herzogthums, wandten sie ihr Schwert[8]); aber Papst Johann XXII., der alle Unterthanen von Athen und Argos zur Ausdauer und zur Treue gegen Herzog Walther auffoderte, noch mehr aber der tüchtige Walther von Foucherolles, der nach Kräften die ihm anvertrauten Städte vertheidigte, ließen den neuen Eroberungsplan der großen Compagnie mislingen. So ward freilich das moreotische Besitzthum erhalten; Athen aber blieb in den Händen der Sieger.

Unter trüben Aussichten also verbrachte Herzog Walther VI. seine Jugendjahre. Nachdem er 1320 für mündig erklärt war, vermählte er sich[9]) mit Margaretha von Anjou, Tochter des Titularkaisers Philipp von Tarent und der Epirotin Thamar, begann aber zugleich einen ärgerlichen Proceß wider seinen Oheim und Vormund, den Grafen von Porcien. Da er nämlich seine Finanzen nicht gerade in der besten Ordnung vorfand, klagte er diesen der Untreue an, indem er, seinem gegebenen Versprechen zuwider, seine französische Erbschaft nicht nur nicht verbessert, sondern sogar eine bedeutende Schuldenlast ihr aufgeladen habe. Die Streitsache kam vor dem Richterstuhle Philipp's V. zur Ent-

scheidung. Dort bewies Galcher von Porcien, daß er jene Gelder zu Nutz und Frommen seines Mündels aufgenommen und verwendet habe, namentlich zur Wiedererlangung von Athen, somit seinem Worte getreulich nachgekommen sei; daß seine Pläne gescheitert, könne ihm unmöglich zugeschrieben werden. Infolge dieser Erklärung ward Walther abgewiesen; misvergnügt zog er sich nach Lecce zurück, während sein ehemaliger Vormund selbst noch nach Niederlegung seines Amtes fortwährend Anstalten machte, durch einen Kreuzzug das Verlorene wiederzugewinnen. Als Vasall des Königs Robert lebte der Herzog von Athen nun abwechselnd auf seinen Gütern und am neapolitanischen Hofe, bis ihn die verwickelten Angelegenheiten Mittelitaliens zuerst auf den Kriegsschauplatz riefen und ihm Gelegenheit zur Uebung seines Feldherrntalents gaben. Toscana war nach dem Ende der Kaiserherrschaft in eine Menge kleiner Republiken zerfallen, sodaß fast jede Stadt einen eigenen Staat für sich bildete. Neben denen, die einen zweiten Rang, wie Lucca, Arezzo, Pistoja, Siena, einnahmen, ragten besonders Pisa und Florenz hervor, das später alle andern bemeisterte. Florenz litt fortwährend an den traurigsten innern Zerrüttungen, wie sie die Entwickelung neuer Formen stets mit sich bringt; nur konnte es das republikanische Florenz nie zu einem festen Abschluß bringen, wie ihn z. B. das aristokratische Venedig durch die Schließung des Großen Rathes empfing; diesen zu bewerkstelligen, blieb dem monarchischen Florenz aufbehalten. Im Anfang des 14. Jahrhunderts hatten dort die Parteien der Donati und Cerchi oder, wie sie sich auch nannten, Neri und Bianchi ein blutiges Spiel getrieben;

selbst einen Dante hatte der Dichterlorber nicht vor Verbannung aus der undankbaren Vaterstadt schützen können. Als endlich die Republikaner eingesehen hatten, daß ihnen alle Fähigkeit, sich selbst zu regieren, abgehe, suchten sie sich fremde Beschützer aus und erkauften sich mit vielem Gelde fremde Tyrannen. Schon König Robert hatte fünf Jahre lang bis 1321 die Stadt beherrscht; aber der alte Unruhegeist machte sich bald wieder geltend. Man stellte die demokratische Verfassung wieder her; an die Stelle des königlichen Statthalters traten wieder sechs Prioren und sechs „Gonfalonieri di giustizia" (Venner der Gerechtigkeit). Nach kurzer Ruhe drohten neue Stürme, Stürme, wie sie um diese Zeit alle italienischen Städterepubliken mehr oder minder erschütterten. Diesmal nahte die Gefahr von außen. Von der einen Seite bedrohte Guido de' Tarlati, der kriegerische Bischof von Arezzo, die Stadt, von der andern der große Castruccio de' Castracani, den Ludwig der Baier kurz darauf zum Herzog von Lucca erhob. Von nahe gelegenen Raubschlössern fielen mächtige Barone in ihr Gebiet, solche, die vorher der Republik gehuldigt, warfen das Joch ab und wollten nicht länger Unterthanen der Gemeinde sein. Solchen Feinden war diese nicht gewachsen; selbst ihr besoldeter Feldhauptmann Raimund von Cardona, obwol ein tüchtiger Soldat, konnte ihnen bei seinen geringen militärischen Mitteln nicht Stand halten. Da gedachte man der alten guten Zeiten des Königs Robert, in denen zwar eine größere Steuerlast die Bürger drückte, man aber nicht vor jedem kleinen Tyrannen zu zittern brauchte; Alle bemühten sich aufs neue, sich und der unbändigen Stadt einen Herrn zu geben.[10]) Am Weih

nachtstage des Jahres 1325 trug man dem talentvollen Prinzen Karl von Calabrien, ältestem Sohne Robert's, die Herrschaft über Florenz auf zehn Jahre an; er sollte durch einen Stellvertreter die Stadt regieren, die bestehenden Gesetze und Institute aufrecht erhalten, sie selbst mit mindestens 1000 Rittern zum Kampfe anführen, und wenn er nach erfochtenem Siege oder abgeschlossenem Vertrage heimkehren wolle, einen edeln Baron mit 400 Rittern zum Schutze zurücklassen. Nach kurzer Bedenkzeit nahm Karl am 13. Januar 1326 die ihm angebotene Herrschaft unter obigen Bedingungen an; doch konnte er erst gegen Ende Mai von Neapel abreisen, während schon Castruccio die florentinischen Municipalstädte S.-Casciano und Signa verbrannte, die Festung Montemuolo einnahm und das ganze Gebiet raubend und verheerend durchzog.

Um daher die Florentiner nicht allzu lange warten zu lassen, beschloß der Prinz, einen Stellvertreter hinzusenden, und erkor dazu den Herzog von Athen, seinen Jugendfreund, mit dem er nicht weniger durch die Bande der Freundschaft, als durch die des Blutes verbunden war. Walther übernahm den ihm gewordenen Auftrag; 400 der reichsten Ritter, von denen die Hälfte sogar goldene Sporen trug, folgten seiner Leitung, im prächtigsten Aufzug nahte er als Vorbote der Befreiung und des Sieges. Einen Theil sandte er voraus, verweilte dann selbst noch einen Tag in Siena, das ihn gern aufnahm, und zog am 14. Mai 1326 unter allgemeinem Jubel in Florenz ein. Sein erstes Geschäft war, die Herrschaft des Prinzen zu sichern; doch verfuhr er dabei mit so kluger Mäßigung, daß er sich die Sympathien aller Parteien erwarb. Da indeß dem Herzoge

von Calabrien Alles darauf ankommen mußte, die Staatsämter mit seinen ergebensten Anhängern zu besetzen, cassirte er alsbald alle in den Wahlbeuteln enthaltenen Namen, die noch zur Zeit der Selbstherrschaft hineingeworfen waren. Nachdem er gegen die Mitte des Juni dieselben neu gefüllt hatte, ließ er ein päpstliches Proclama publiciren, das den König Robert zum Reichsverweser für ganz Italien ernannte. Bald darauf langte auch der päpstliche Nuntius an, ihm folgte am 30. Juli Herzog Karl selbst, der seit dem 20. Mai in Siena verweilt, um die streitenden Parteien der Salimbeni und Tolommei zu versöhnen, und nach Vermittlung eines Waffenstillstandes dort auch die Herrschaft erlangt hatte. Ihn begleiteten 1500 Reiter, Neapolitaner, Catalonier, Provençalen; der florentinische stolze Adel, der bisher das Wachsen des Mittelstandes mit Unwillen gesehen, schloß sich ihm an und glänzte in seinem Hofstaate. Bald übertrug man ihm die Befugniß, alle Beamten ein- und abzusetzen, bald auch das Recht über Leben und Tod; so näherte sich seine Macht der Souverainetät. Aber da seine Unternehmungen gegen Castracane mislangen, da ferner die jährliche Kronsteuer bald von 200,000 auf 450,000 Goldgulden getrieben ward, regte sich der alte Unruhegeist wieder. Nahm einerseits der Kleideraufwand unermeßlich zu, so sank andererseits der Credit um so tiefer; das Haus Scali fallirte mit 400,000 Goldgulden, directe und indirecte Steuern drückten das geknechtete Volk. Aber ehe die Unzufriedenheit zum Ausbruche kam, zog er in sein väterliches Reich zurück, um dort bald in der Blüte seiner Jugend zu sterben; seine zurückgelassenen Statthalter hielten in Florenz nicht lange die neapo-

litanische Herrschaft aufrecht. Walther von Brienne, der Herzog von Athen, der sich während seiner 2½monatlichen Verwaltung durch Milde und Tüchtigkeit allgemein beliebt gemacht hatte, begleitete seinen Freund nach Neapel, weilte dann abwechselnd auch in Frankreich und entwarf fortwährend Pläne zur Wiedergewinnung seines griechischen Erbtheils. Mit dem Schwerte in der Hand wollte er jetzt selbst seine Ansprüche auf Attika und Böotien geltend machen, eine förmliche Expedition dahin ward organisirt; die geistliche Gewalt sollte ihm auch jetzt mit ihren Waffen zur Seite stehen. Aufs neue erließ Papst Johann XXII. am 14. Juni 1330 von Avignon aus eine Bulle [11]) zu Gunsten des Titularherzogs von Athen.

Der Patriarch von Konstantinopel, den der Papst, damit er doch wenigstens eine Diöcese zu verwalten habe, mit dem Bisthum Euböa begnadigt, die Oberhirten von Korinth, Patras und Hydrunt sollten einen neuen Kreuzzug gegen die große Compagnie heraufbeschwören. „Er habe", schreibt der Papst, „aus den schweren Klagen seines liebsten Sohnes, des Herzogs Walther von Athen, Grafen von Brienne und Lecce, vernommen, daß ein Haufe von Ketzern, Söhnen des Verderbens und Pflegern jeder Ungerechtigkeit, rasend und verabscheuungswürdig, nach Ermordung seines Vaters das Herzogthum Athen feindlich besetzt hätte und den geistlichen Personen, wie den getreuen Einwohnern des Landes auf jede Weise den empfindlichsten Schaden zufügte. Jetzt rüste sich nun Herzog Walther, um das väterliche Besitzthum wiederzuerlangen, es den Händen der Ketzer zu entreißen, Kirche und Geistlichkeit zu schirmen, seine getreuen Unterthanen vor der Tyrannei zu schützen und die alten glücklichen

Zustände wiederherzustellen. Darum möchten sie sein löbliches Vorhaben auf alle Weise fördern und ihm sowol mit den leiblichen Waffen beistehen, als auch mit dem geistlichen Schwerte des Bannes die frevelhafte Compagnie zerschmettern." Ein ähnliches Breve erfolgte später von Baroli aus am 15. Juli 1331[12]) an dieselben Würdenträger der Kirche und an Katharina von Valois, Gattin Philipp's von Tarent, die ihrem Gemahle die Ansprüche auf den Thron von Konstantinopel zugebracht: „Sie sollten die Catalonier von Attika zur Aufgebung ihrer Eroberungen veranlassen und dem rechtmäßigen Herzoge von Athen in Allem Vorschub leisten." Diese beiden Erlasse sollten die Vorboten der Expedition werden. Unterdeß traf Walther seine Rüstungen sowol in Neapel als in Frankreich; Edle und Unedle schlossen sich ihm an, große Massen folgten seinen Fahnen. König Philipp von Frankreich und Robert von Neapel, der Oheim seiner Gattin Margaretha, unterstützten nachdrücklich seinen Hülferuf bei allen ihren Lehensleuten; durch ein eigenes Edict aus dem Palaste Quisisana[13]) befahl Letzterer am 21. Juli 1330 allen lieben Getreuen, seinem Neffen mit Rath und That beizustehen, damit er sein athenisches Herzogthum wiedergewinne. Auf den März des Jahres 1331 ward der Zug festgesetzt; aber bei der Großartigkeit der Rüstungen verzögerte er sich fast um ein halbes Jahr. Endlich lief im August 1331 die herzogliche Flotte aus[14]); den Kern seiner Scharen bildeten 800 französische Ritter, die Blüte des apulischen Adels schloß sich ihm an, 500 Toscanesen, ein tapferes und kriegsgeübtes Volk, und viele andere Söldner nahmen an dem lockenden, abenteuerlichen Unternehmen

theil. Die große Compagnie sah sich von einem gewaltigen Angriff bedroht; sie erkannte, daß dieser Krieg ihrer Existenz gelte und über den Fortbesitz Athens entscheiden müsse.

Damals herrschte noch der Geist der ersten Eroberer, eines Roger de Flor, Entença, Arenos, Muntaner, Roccaforte unter ihnen, wenn auch Jene selbst längst geschieden; noch war nicht die Weichlichkeit an die Stelle der alten Tapferkeit getreten, noch verstanden sie, das Schwert zu führen und auf sich allein, nicht auf fremden Beistand zu bauen. Zugleich aber wußten sie wohl, daß sie es nicht mit einem so wohlgeordneten und starken Heere in regulärer Feldschlacht aufnehmen könnten und daß sie der bessern Taktik ihrer Gegner unterliegen müßten. An ihrer Spitze stand damals Don Alfonso Fadrique von Aragon, Bastard Friedrich's II. von Sicilien, der mit großer Umsicht die Angelegenheiten des Landes und der Gesellschaft lenkte. Er beschloß, nichts unversucht zu lassen, um die einmal errungene Oberherrschaft über Attika zu behaupten. Bisher war die Burg St.-Omer bei Theben, auf den Resten der alten Kadmea erbaut, des Landes hauptsächliche Festung gewesen; sie war nach Erlöschen des gleichnamigen Geschlechts 1313 den Ghisi von Tinos zugefallen. Aber schon 1310 hatte sie die große Compagnie in Besitz genommen und einige Jahre später sogar als Lehen dem Dauphin Guido von Viennois übertragen.[15]) Da diese Belehnung aber niemals realisirt wurde, einigte man sich mit den Ghisi und überließ dem Herrn Bartolommeo von diesem Geschlecht den ruhigen Besitz der Burg. Jetzt aber schien ihnen dieser wichtigste Punkt nicht in ganz sichern Händen zu sein; Ghisi schien ihnen mehr Sympathien für Walther

zu hegen als für sie; man beschloß daher, die Burg St.-Omer zu schleifen, auf daß der Herzog sie nicht erobern und von da aus leichter sich in den Besitz von ganz Attika und Böotien setzen könne. Unverzüglich vertilgten diese modernen Vandalen die herrliche Veste von Grund aus mit derselben Wuth, mit der die Olivenhaine von Kolonos 20 Jahre früher durch ihre Aexte gefällt waren. Die Prunkhallen, die einst Nikolaus II. von St. Omer mit solcher Pracht und Herrlichkeit aufgerichtet, daß sie wie ein neues Wunder der Welt angestaunt worden waren, die schimmernden Säle, in denen glänzende Gemälde, die Thaten der Kreuzfahrer darstellend, Zeugniß von dem Reichthume ihrer Besitzer ablegten, fielen dem Argwohn und zugleich der Zerstörungslust der Compagnie zum Opfer, und nicht mit Unrecht ruft ein Zeitgenosse[16]) klagend aus:

„Solch' ein Verbrechen übten aus die schnöden Catalanen,
Daß sie so herrlichen Palast, so hehre Pracht zerstörten!"

Jetzt glaubten sie sich vor einer festen Niederlassung ihres Feindes gesichert und erwarteten mit Muth und Selbstvertrauen die herannahende Macht. Walther war mit seiner Flotte von Brindisi nach Arta gesegelt, der Hauptstadt des griechischen Despotats Epirus, das damals Graf Johann von Cephalonia beherrschte. Nachdem die Stadt ihm ihre Thore geöffnet, wandte er sich unter Verheerungen nach Böotien. Die Mitglieder der Compagnie, die der alten französischen Ritterschaft in ihren Lehen gefolgt, verschanzten sich unterdeß in ihren festen Burgen, ließen die herzoglichen Truppen ruhig das platte Land verheeren, ohne ihnen die geringste Gelegenheit zum Kampfe zu geben, und warteten darauf, daß ihr Gegner

von selbst das Land räume. Um aber jede einzelne Burg zu nehmen, mußte Walther nothwendigerweise sein Heer ganz zersplittern, was völlig unräthlich, oder sich mit aller Macht gegen einen einzigen festen Platz wenden, sodaß jeder Schritt mit Blut und vielem Gelde zu erkaufen war. Während die Söldner über mangelnde Bezahlung zu murren anfingen, sah Walther bald das Vergebliche seiner Anstrengungen ein; die Furcht, sein ganzes Vermögen, das schon genug gelitten, nutzlos hier zu vergeuden, noch mehr aber der Tod seines einzigen Sohnes, den er mitgenommen[17]), bewog ihn zur Heimkehr. Ueberzeugt, daß er seine Kräfte verschwende, um etwas Unmögliches durchzusetzen, zog er nach Italien heim und begnügte sich in Zukunft damit, den leeren Titel von einem Lande, das er nie besessen, fortzuführen und seinen Nachkommen zu vererben. Aber in seinem Herzen ließ doch das Mislingen des so schön angelegten Planes einen tiefen Stachel zurück und erfüllte ihn mit jener grausamen Erbitterung und Härte, die jede sanftere Stimmung verdrängte und ihn auch später von der Höhe des Glückes in die tiefste Schmach stürzte. Nicht mit Unrecht bemerkt der Florentiner Giovanni Villani von dieser griechischen Expedition, daß, wäre Walther mit geringern Heeresmassen nach Attika gezogen, er vielleicht durch fortwährende Verstärkung endlich die Ausdauer seiner Feinde überwunden hätte; so aber mußten seine Entwürfe an der Entschlossenheit der Compagnie scheitern, die überdies von jeher gewohnt war, sich durch nichts beirren zu lassen, und wenigstens den ersten Choc der tollkühnen Ritter ruhig aushalten konnte. Walther gab jetzt alle Hoffnung auf, durch die Waffen je wieder in

den Besitz seines Herzogthums zu gelangen. Zwar schleuderte Bischof Wilhelm von Patras bald nach seiner Heimkehr aufs neue den Bann gegen die Compagnie[18]), zwar excommunicirte derselbe noch am 29. December 1335 in der Franciscanerkirche St.-Nikolaus in Patras namentlich 28 Häupter derselben, unter ihnen auch Alfonso Fadrique und seinen Bruder Wilhelm von Aragon, den sein Vater kurz zuvor als Wilhelm II. zum Herzog von Athen und Neopatras erhoben; aber Alles blieb fruchtlos. Walther begnügte sich damit, Argos und Nauplia, welche Städte er selbst nie wiedersah, seinem Hause zu erhalten, und zog sich wieder nach Lecce zurück, wo er bald den Verlust seiner Gattin zu beklagen hatte.

Später begab er sich auf seine französischen Güter und heirathete in zweiter Ehe seine Anverwandte Johanna von Brienne, die von ihrem Bruder Raoul II. später (1351) die Grafschaft Eu erbte, dieselbe aber bald an Johann von Artois überließ. So verflossen mehre Jahre, während welcher Herzog Walther nicht auf dem historischen Schauplatz erschien, bis er ihn im Jahre 1342 wieder betrat, um ihn nicht mehr zu verlassen. In Florenz wiederum war es, wo er seine wichtigste Rolle spielen sollte. Nachdem die neapolitanische Herrschaft, die Regierung Karl's von Calabrien, noch vor der festgesetzten Zeit abgelaufen, zerfiel Florenz wieder in seine alten Parteiungen. Der Bürgerstand (Popolo grasso) hatte das überwiegende Ansehen und führte momentan die Herrschaft; aber auch die Geschlechter hatten noch Antheil daran, und die zehn Prioren, welche die höchste Gewalt besaßen, waren zu gleichen Theilen aus diesen zwei privilegirten Ständen gewählt. Dagegen erhob sich

das Proletariat, der meist aus niedern Handwerkern und Arbeitern bestehende Popolo minuto, und bemühte sich, aus der allgemeinen Verwirrung Nutzen zu ziehen und sich selbst nicht blos gleiche Berechtigung, sondern die Oberherrschaft zu gewinnen. Der ewige Zwist, der die herrschenden Classen trennte, war solchen Bestrebungen nur förderlich, und so sehen wir denn am Ende eine Ochlokratie, die sich erst allmälig zu einer gemäßigtern Demokratie abstumpfte, aus demselben siegreich hervorgehen, doch erst, nachdem ihre gewöhnliche Vorbotin, die Tyrannis, die Republik mit kurzdauerndem Joche belastet.

Der Mann, welcher diese Tyrannis usurpirte, war der Herzog von Athen; aber nicht eigenmächtig oder durch Ueberrumpelung, wie die meisten kleinen Autokraten, die damals in Italien viele erbliche Staaten stifteten, riß er dieselbe an sich, sondern die Florentiner selbst, durch innern Zwist und äußere Noth bedrängt, boten ihm freiwillig dazu ihre Hand. Was die letztere anbetrifft, so brauchte man zwar nicht mehr vor Castracane zu zittern, denn schon lange war dieser große Krieger entschlafen, seine Söhne waren aus dem väterlichen Fürstenthume verdrängt worden; aber noch immer war Pisa eine mächtige Nebenbuhlerin der florentinischen Republik. Pisa, obgleich im Innern durch gleiche Streitigkeiten zerrüttet und der Oberhoheit über die sardinische Tetrarchie längst durch Aragonien beraubt, vermochte doch noch immer Einiges zur See; dazu hatte man klüglich die Einmischung der Fremden in städtische Angelegenheiten vermieden. Bald entbrannte zwischen den beiden Nachbarstaaten ein Krieg wegen Lucca, dessen Schutzrecht oder vielmehr Besitz jeder beanspruchte. Florenz ernannte 20

Räthe zur Führung des Krieges, zum Feldherrn wählte es Malatesta III. de' Malatesti, Herrn von Rimini und Pesaro (1326—48), zwar einen fähigen und tapfern Krieger, aber nicht mit hinreichender Klugheit und Energie ausgerüstet. Mit einem Söldnerheere zog er dem übermüthigen Feinde entgegen, blieb aber, ein schlechter Nachahmer des Fabius, eine halbe Miglie von ihm unthätig stehen. Bald riß Hungersnoth in seinem Heere ein, da die Nahrung ihm auf schlechten Wegen schwer zugeführt werden konnte; diese zwang ihn zu einem Gefechte, in dem er am 2. October 1341 den Pisanern unterlag; alsbald öffnete Lucca den Siegern seine Thore.

Dieser Verlust der Ehre, noch mehr aber das verlorene Kaufgeld, das man schon den Pisanern für Lucca gezahlt, steigerte in Florenz die Unzufriedenheit aufs höchste; die Herrschaft der 20 Kriegsräthe, die man als Urheber der erlittenen Schande, des erlittenen Schadens ansah, ward allgemein verhaßt. Dies zog neues Unglück nach sich, der Credit wankte und die reichsten Handelshäuser, die Bardi-Peruzzi, Spini, Acciajuoli, Perondoli, Bosconcelli und andere, fallirten. Aufs neue überzeugten sich die Florentiner, daß sie nicht zum „selfgovernment" geschaffen seien; sie wandten sich wiederum nach Neapel an König Robert, der unter den weltlichen Fürsten Italiens fast einzig die Legitimität für sich hatte und für den Hauptvertreter der guelfischen Interessen galt.[19]) Bei der stets wachsenden Noth beschwor man ihn, entweder einen seiner zahlreichen Neffen mit 600 Mann zum Schutz und zum Herrscher ihnen zu senden, oder auch seinen Verwandten, den Grafen Walther von Lecce, Herzog von Athen, damit er sowol die

äußern Feinde bezwänge als die innern Reibungen zügelte.

Große Geldsummen boten die Florentiner; doch konnten selbst diese keinen der königlichen Prinzen verlocken, seine ruhige Stellung mit der unsichern Herrschaft über eine zwistige Stadt zu vertauschen. Daher machte König Robert dem Herzoge von Athen, der damals in Frankreich weilte, den Vorschlag, die Verwaltung von Florenz zu übernehmen. Dort hatte er von seiner frühern Amtsführung ein gutes Andenken bei den Bürgern zurückgelassen und sich als den rechten Mann bewährt, der die Wogen der Anarchie in ihr Bette zurückdämmen konnte. Dem Wunsche der Florentiner und der Einladung seines Königs kam Walther unverzüglich nach, von der Provence aus segelte er nach Neapel, um sich dort zu seinem Feldherrnamte zu waffnen. Rasch strömten ihm Truppen zu, Leute jeden Standes wurden seine Söldner; denn sein Name hatte damals keinen schlechtern Klang als der des Friedländers im 17. Jahrhundert. Er galt für den ersten Condottiere seiner Zeit, unter seinen Fahnen konnte man in Italien Beute und Land erringen. Damals war es eine Zeit, wo bei der Ausbildung des Söldnerwesens die Condottieri die wichtigsten Rollen spielten, für eigenes Geld Miethstruppen warben und sie auf Kosten der Städte, denen sie dienten oder die sie theils auf eigene Hand, theils im Auftrag irgend eines Nachbarn ausplünderten, zu unterhalten pflegten. Deutsche, wie die Herzöge von Urslingen und die Grafen von Landau-Grüningen, Verwandte des würtembergischen Hauses, Engländer, wie der bekannte John Hawkwood, der 1394 in Florenz mit fürstlichem Pompe begraben ward, Fran-

zosen und Einheimische entschieden damals über das Schicksal Italiens, je nachdem ihre Banden stärker oder schwächer waren; meist nur auf Geld bedacht, strebten doch Einzelne auch nach dauerndem Besitz; doch waren diese Letztern meistens Italiener, wie denn ein Francesco Sforza sich auf den Herzogsstuhl von Mailand schwang. Auch dem Herzoge von Athen war es nicht um bloße Beute zu thun; vielmehr wollte er den auf Griechenlands Boden erlittenen Verlust in Italien sich ersetzen, das stets, wie seine Vulkane, tobte und raste; dort wollte er sich mächtige Lande erobern und dieselbe Rolle spielen, die nach der Kaiserzeit ein Ezzelino da Romano, ein Uguccione Faggiuola, ein Castracane gespielt. Hatte ja doch der Böhme Johann ohne alle andere Anrechte, als die ihm Muth und Schwert gaben, einen Römerzug unternommen und in dem zu ewiger Sklaverei verdammten Lande, das einst die Erde beherrscht, kaiserliche Rechte sich angemaßt!

Nach vollendeten Rüstungen, voll von den großartigsten Entwürfen, brach der Herzog Walther von Neapel auf; unerkannt zog er in Eilmärschen bei Tag und Nacht fort, bis er im Juni 1342 nach Florenz kam. Mit ausgelassener Freude empfing ihn alles Volk; denn nicht genug, daß im Innern die wildeste Zwietracht herrschte, auch Pisa bedrohte die Stadt durch seinen Söldnerhauptmann, den Herzog Werner von Urslingen, der eine Abenteurerbande (compagnia di ventura) von 4000 Reitern unterhielt. Sogleich ernannte man den Herzog von Athen zum Kriegshauptmann (Capitano di guerra) auf ein Jahr, setzte ihm, seinen Reitern und seinem Fußvolk einen nicht unbeträchtlichen Sold aus, begabte ihn mit dem Rechte,

Krieg zu führen und Frieden zu schließen, übertrug ihm die persönliche Gerechtigkeit und den Blutbann innerhalb der Stadt und ihres Weichbildes. Am 1. August legte Malatesta sein Amt nieder, und Walther trat an seine Stelle. Ihn hatten 1000 Reiter begleitet, und mit solcher Leibwache glaubte er leicht die zwieträchtigen Republikaner zügeln zu können. Zur Residenz erkor er sich das prächtige Franciscanerkloster in Sta.-Croce, das er mit 120 Kriegsknechten bewohnte. Nicht blos die Klugheit rieth ihm dazu, diesen sichern Platz zu beziehen; auch die Heuchelei hatte ihren Antheil daran. Denn die Nähe der frommen Brüder sollte ihm einen Geruch von Heiligkeit geben, wie auch seine spätern Räthe, meist aus hohen geistlichen Würdenträgern bestehend, seinem Haupte einen Nimbus verleihen sollten; die Religion war bestimmt, Deckmantel seiner eigensüchtigen Politik zu sein.

Nun galt es, die zur Erlangung unumschränkter Herrschaft nöthigen Schritte zu thun. Sein höchster Besitz war der leere Herzogstitel von Athen; Argos und Nauplia brachten ihm ebenso wenig ein, kosteten ihm vielmehr beträchtliche Summen, die er zu ihrer Erhaltung verschwenden mußte; seine französischen und neapolitanischen Güter warfen nicht genug ab, um die darauf haftenden Schulden zu tilgen, geschweige denn ein beträchtliches Söldnerheer zu unterhalten. Aber ein Usurpator, wie er war, bedurfte des Geldes am meisten; darum suchte er sich auf Kosten der Beherrschten schadlos zu halten und zu bereichern, vielleicht daß er mit florentinischem Golde endlich einmal seinen Lieblingsplan, das Banner der Briennes wiederum auf der Akropolis aufzupflanzen, realisiren konnte. Die Florentiner hingen

ihm mit Leib und Seele an; alle Parteien einten sich in dem Streben, ihm zu dienen, ihn zu gewinnen. Die Geschlechter und Großen des Volks (Grandi popolani) schlossen sich in gewinnsüchtigen Absichten seinen Plänen an; da ihn gar viele derselben aus frühern Zeiten persönlich kannten, fanden sie leicht Zutritt bei ihm, der damals noch gern Allen seinen Palast öffnete; sie umschwärmten mit Schmeichelreden sein Ohr und hörten nicht auf, seinen Ehrgeiz anzustacheln. Denn die meisten von ihnen waren ganz verschuldet; hatten sie aber die höchste Staatsgewalt auf ihrer Seite, so konnten sie bei einer despotischen Regierung sich leicht der drückenden Last entledigen; so verkauften sie ihr Vaterland, um, wie Macchiavelli sagt, „mit dem Untergange des Staates ihre eigne Feuersbrunst zu löschen". Was den Pöbel anbetrifft, so liegt es eben in seiner Natur, sich stets dem Despotismus anzuschließen; denn, nur auf eigenen Vortheil bedacht, ein abgesagter Feind alles Großen und Hervorragenden, liebt er eine Herrschaft, die Tugenden zügelt, Frechheit und Uebermuth belohnt. Die wenigen Patrioten, gleichviel aus welchen Ständen, ohne durchdringende Stimme, meist auch ohne irgend eine praktische Bildung, sollten zu spät ihre Zustimmung bereuen; ihnen blieb fortan nichts übrig, als im Stillen des Vaterlandes schmähliche Knechtschaft zu beseufzen und den Uebermuth des Despoten zu ertragen. Aber auch die Parteien, die in ihm einen willfährigen Diener und Schmeichler gehofft, täuschten sich bitter in ihren Hoffnungen. Indeß benahm sich der Herzog von Athen im Anfang sehr klug und einsichtig, er verhüllte vorsichtig seine Pläne, bis sie durch die Umstände gezeitigt würden.

Da er wohl wußte, daß ein Despot den Pöbel, den er nothwendig auf seiner Seite haben muß, durch nichts leichter födert, als durch anscheinende Gerechtigkeitsliebe und unerbittliche Strenge gegen Alle, die denselben früher bedrückt oder nur seine Herren gewesen, machte er diese zwei Eigenschaften zu Principien seiner Verwaltung. Doch zunächst mußte er suchen, die heftigen Aeußerungen der Parteiwuth zu hemmen, damit diese nicht auch gegen ihn selbst einmal auflodere und sein herzogliches Haupt versenge; gleich bei seinem Regierungsantritt mußte er durch ein exemplarisches Verfahren diesen wilden Ausbrüchen Einhalt gebieten. Dazu bot sich alsbald eine günstige Gelegenheit dar. Am 23. Juli, also noch vor Beginn seines Regiments, waren viele Einwohner von Prato nach alter Sitte gen Florenz gezogen, um dort das Fest des heiligen Jakobus zu begehen. Diesen Augenblick benutzte ein gewisser Ridolfo, der in dem Dienste des Edlen Tegghiajo de' Pugliesa stand, um einen Gewaltstreich gegen das unbeschützte Prato auszuüben. Da er darauf rechnete, daß ihm an einem solchen Festtage der Eintritt ins pratenser Gebiet gestattet werden mußte, verband er sich mit den Leuten der Ubaldini und des Grafen Nicolao von Cerbaia, geschworenen Feinden der in Prato herrschenden Guazzalotti; eine Anzahl florentinischer Verbannter (banditi), 40 zu Roß, 300 zu Fuß, schloß sich diesem Freibeutercorps an. Als er aber seinen Weg nach vollbrachter Plünderung über Mugello ins Gebiet der Ubaldini fortsetzen wollte, ward er überfallen und nebst 20 Banditen nach Florenz abgeführt. Walther, damals schon Gerichtsherr, wollte die Letztern, da sie ja von der vorigen Regierung verbannt waren, für

seine Zwecke gewinnen; er ließ sie daher sämmtlich frei. Während er so den Unterdrückten ihr Recht wiederzugeben schien, verfuhr er dagegen um so strenger gegen den Ridolfo. Obgleich dieser weder ein Bandit noch florentinischer Unterthan war, mußte er doch seine Ruhestörung mit seinem Kopfe bezahlen, und wenn er auch dabei den Haß Mancher auf sich lud, die ihm sogar Bestechlichkeit in dieser Sache vorwarfen, lobten doch die Meisten seine prompte Justiz. Aber die Landedelleute, die bisher keck den Städtern getrotzt, wurden dadurch ergrimmt, da es dem Diener Eines aus ihrer Mitte widerfahren, und da bei solchen Corporationen, die auf Gegenseitigkeit beruhen, Der, welcher Einen beleidigt, Viele kränkt, wandten sie sich von Walther ab und grollten dem Vertheidiger des pratensischen Pöbels.

Bald aber folgten auch die florentinischen Edelleute und Großen ihrem Beispiel, da er ohne Rücksicht der Person auch gegen Mitglieder ihrer Stände eben solche Härte und — Gerechtigkeit ausübte. Verschiedene Große hatten nämlich den zeitweiligen Besitz von Arezzo und Lucca zu den schändlichsten Erpressungen benutzt, die nicht blos eine ernste Rüge, sondern auch die strengste Bestrafung verdienten. Unter denselben war besonders Giovanni di Bernardino de' Medici, ein Edler, berüchtigt. Ihn ließ der Herzog gleich im August einziehen, eine peinliche Untersuchung ward eingeleitet. Es war derselbe als Statthalter in Lucca gewesen, ihm war der gefangene Tarlato di Pietramala aus Arezzo anvertraut gewesen, damit er diesen bis zur Untersuchung im Kerkerthurm (Cassaro) festhielte. Aber sein Gefangener bestach ihn mit 5000 Goldgulden und erlangte dafür die Freiheit,

Medici ließ ihn ins Lager der Pisaner entwischen. Vor den herzoglichen Richterstuhl geführt, leugnete er zuerst das Verbrechen und schob alle Schuld auf mangelhafte Bewachung, die doch ihm allein zur Last fallen konnte; aber auf der Folter gestand er seine Gewissenlosigkeit ein; er büßte seinen Frevel mit dem Kopfe.

Mit nicht geringerer Strenge verfuhr Walther im September desselben Jahres gegen einen Großen aus dem Volke, den Guglielmo degli Altoviti, dessen Schuld zwar von Villani, dem erbitterten Feinde des Herzogs, angezweifelt wird, den aber eine andere Quelle[20]), die nicht weniger streng gegen Walther ist, als einen „Wolf" und „räuberischen Usurpator" bezeichnet. Er hatte als Podestà Arezzo verwaltet; anstatt aber die ihm anvertraute Stadt treu zu schützen, plünderte und verheerte er sie gleich einem Verres, um seinen geleerten Säckel zu füllen. Viele reichere Bürger hatte er unter den nichtssagendsten Vorwänden mit Verbannung und Tod bestraft, die verödete Stadt, in der nur seine Sklaven übrig geblieben, den kläglichsten Zuständen preisgegeben, Gelder und Geschenke von eben jenem Tarlato di Pietramala erpreßt, den er gefangen nach Florenz gesandt: 20,000 Goldgulden betrug die Beute, die er aus Arezzo, wie aus einer eroberten Stadt, mitgenommen. Wegen solcher schmählichen Betrügereien und Erpressungen lud ihn Walther, der Rächer aller Unbill, vor sein Tribunal; nachdem er sein Verbrechen gestanden und große Summen ausgeliefert, traf auch ihn der Tod durch Henkershand. Einer seiner Neffen, der unter ihm in Arezzo gehaust, ward nebst Matteo di Borgo Rinaldi, ehemaligem Statthalter von Castiglione Aretino, als Mitwisser

des Betrugs vorgefodert; jeden von ihnen traf eine Geldstrafe von 400 Goldgulden.

Bald ward noch ein dritter Proceß eingeleitet. Naddo di Cenno degli Oricellai, aus dem Popolo grasso, war Militärgouverneur in Lucca gewesen; wegen eines hinterlistigen Vertrags mit den Pisanern ward er in Anklagestand versetzt. Man beschuldigte ihn, daß er den Letztern auf die Hostie geschworen, einen vortheilhaften Vertrag wegen Lucca zu Stande zu bringen, falls er seinem Vater Cenno di Naddo die Würde eines Prioren verschaffen könne. In Florenz konnte man damals ebenso gut wie im alten Rom Alles mit Geld bewerkstelligen, gar Viele waren der Bestechung zugänglich; aber Naddo besaß nicht die Gelder dazu. Pisa gab ihm daher 4000 Goldgulden, zu denen er noch in Lucca gegen 2500 an Victualien und baarem Gelde betrügerisch gewonnen hatte. Vor Gericht gestand er alsbald sein Verbrechen ein, zahlte die 6500 Florinen an die Gemeindekasse und rettete nur durch die Fürbitte des Volkes sein Leben. Indeß mußte er ins Exil nach Perugia wandern und 10,000 Goldgulden Caution stellen. Ebenso mußte Rosso di Ricciardo de' Ricci, ehemals Kämmerer in Lucca, die 3800 Goldgulden, die er daselbst auf gleiche Weise erpreßt, an die öffentliche Kasse zahlen und als Betrüger in den Kerker wandern. So streng verfuhr der Herzog von Athen gegen die mächtigsten Familien von Florenz, als hätte er sich streng an die Lehren gebunden, die Tarquin der Stolze seinem Sohne durch ein so vielsagendes Symbol gab. Noch viele andere Großen aus dem Volke bestrafte er mit bedeutenden Geldbußen; der Adel vergaß bald die ihm widerfahrenen Kränkungen

und freute sich, daß das Volk geknechtet wurde; der Mittelstand, der Kern aller Demokratien, sank immer mehr. Die Macht der 20 regierenden Kriegsräthe war bald auf eine Null reducirt, Niemand bedauerte sie, da sie ihre Gewalt nur zu schlechten Zwecken benutzt und eher Verwüster als Beschützer der Stadt gewesen. Als sie im Anfang des September ihr Amt niederlegten, fand sich, daß sie bei den Bürgern allein gegen 40,000 Goldgulden Schulden contrahirt hatten, ungerechnet Das, was sie vom Herrn von Verona, Mastino della Scala, entlehnt. Da Jene meist dem Mittelstande entstammten, warf ein solcher Unterschleif einen starken Schatten auf die ganze Classe, den Adel und Pöbel zu Walther's und ihren Gunsten auszubeuten nicht müde wurden. Der große Haufe, den er nicht zum Arbeiten zwang, sondern nach Art der Lazzaroni herumlungern ließ, vergötterte den Herzog; wo man ihn erblickte, erscholl der vieltönige Ruf: Es lebe der Herrscher (Viva il Signore!); der Löwe der Briennes verdrängte das Wappen der Gemeinde, man sah ihn bald an allen Palästen, an allen Straßenecken prangen; Manche, die ihn weniger liebten, nahmen doch aus Furcht, um ihrer eigenen Sicherheit willen, die Farben des Zwingherrn an. Aber noch fehlte ihm die souveraine Herrschaft, die das Ziel seiner Bestrebungen war; um sie zu erlangen, bot sich auch bald eine Gelegenheit dar; die Großen spielten sie ihm selbst in die Hände.

Walther verfolgte seinen Plan zunächst streng systematisch, und Alles glückte ihm; als er aber schon Alles gewonnen zu haben glaubte und in stolzem Uebermuthe weder den Adel hätschelte noch dem Pöbel schmeichelte, verlor er seine Herrschaft ebenso schnell als er sie erlangt.

Jetzt waren noch alle Aspecten günstig für ihn; mit Hülfe zweier Stände mußte er den dritten, den Mittelstand, bezwingen. Nachdem er mit Zustimmung des Adels den Plan entworfen, sich zum lebenslänglichen, unumschränkten Gebieter von Florenz zu machen, befragte er zum Scheine die sechs Prioren, die Vertreter des Popolo grasso, um ihre Meinung. Die Majorität derselben, bemüht die Demokratie zu erhalten, war natürlich dagegen; auch die zwölf Buonuomini und die Gonfalonieren stimmten nicht bei, um wenigstens einen Schein von Volkssouverainetät zu retten; denn noch niemals habe Florenz eine Tyrannis gesehen, weder zur Kaiserzeit, noch während der blutigen Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen. Aber täglich erneuerte der Adel seine Aufreizungen; die Bardi, Rossi, Frescobaldi, Cavalcanti, Buondelmonti, Adimari, Cavicciuli, Donati, Gianfigliazzi, Pazzi und Tornaquinci wollten unter seinem Fürstenscepter selbst die Herren spielen und das verhaßte Volk tyrannisiren; auch von den Popolanen folgten die Peruzzi, Acciajuoli, Bonaccorsi, Antellesi und Andere, die sich meist aus niederm Stande emporgeschwungen, den herzoglichen Fahnen. Denn sie staken ganz in Schulden, hatten theils selbst bereits fallirt, theils durch die frühern großen Fallissements gelitten, die Knechtung des Vaterlands sollte sie vor dem Schuldthurm und den Banden ihrer Gläubiger bewahren, wozu sie bis dahin bei den bestehenden Gesetzen keine Aussicht hatten, während ihnen Walther versprach, sie nie zur Zahlung zwingen zu wollen. Endlich haßten die Handwerker und Arbeiter aus ganzer Seele die Volksherrschaft, da ihnen der Mittelstand schon ob seiner Reich-

thümer verhaßt war; sie wurden durch das Versprechen, die ordini delle giustizie abzuschaffen, leicht von dem ehrgeizigen Herzog gewonnen.

Am meisten aber leistete ihm Vorschub die geistliche Macht in Florenz; denn ihr Einfluß auf die untersten Volksclassen, die ja überall den Ausschlag geben, war unbegrenzt. Den Erzbischofsstuhl von Florenz nahm um diese Zeit der Dominicaner Angelo degli Acciajuoli ein, aus einem plebejischen Geschlechte, das später in Neapel geadelt, in Griechenland souverain wurde und einst an derselben Stätte mit herzoglicher Würde herrschen sollte, auf die Walther während seines ganzen Lebens sehnsüchtig seine Augen geworfen. Angelo war, wie sein ganzes Geschlecht, der ergebenste Anhänger Walther's, ihn stellte sein Rang dem Adel näher, als irgend einen andern Mann in Florenz; durch seine Reden und Predigten gewann er alles Volk für die Entwürfe des Herzogs und ebnete alle Schwierigkeiten, die sich etwa der Ausführung derselben entgegenstellen mochten. Der Plan zur Unterjochung der Republik war reif. Walther, der mehr die Natur eines Apuliers und Griechen, denn eines Franzosen besaß, ließ nun auf den 8. September ein großes Parlament und eine Volksversammlung auf dem Platze von Santa-Croce, nahe bei seiner Residenz, anberaumen, um über die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu berathschlagen. Am Tage vorher kamen noch zahlreiche Söldnerhaufen in der Stadt an, Rinieri di Giotto, einer seiner Anhänger, ließ sie heimlich ein und verbarg sie bei seinen Freunden. Die Prioren, welche das Unglück ahnten, aber nicht im Stande waren, ihm energischen Widerstand zu leisten, zitterten vor einem Bürgerkriege;

meist aber zu feig, um ihm offen an Ort und Stelle zu widersprechen, oder auch allzu bekannt mit dem unruhigen Geiste des neuerungssüchtigen Haufens, schlichen sie sich zum Theil des Abends in den herzoglichen Palast. Sie, die Häupter der Republik, erniedrigten sich zu schimpflichen Unterhandlungen, sie versuchten noch einmal, durch Schilderung der drohenden Gefahr den starren Sinn des Herzogs zu beugen; aber vergebens. Bei dieser Gelegenheit läßt Machiavelli einen von ihnen eine Rede halten, die, mag sie nun authentisch sein oder nach Weise des Livius fingirt, doch ein zu klares Bild vom Geiste jener Zeiten liefert, um hier übergangen werden zu können.

„Wir sind, o Herr", hub er an, „zu Euch gekommen, zunächst durch Euer Begehren veranlaßt, dann durch den Befehl, sich zu versammeln, den Ihr ans Volk ergehen ließet. Es scheint uns gewiß zu sein, daß Ihr entschlossen seid, auf außerordentlichem Wege Das zu erreichen, was wir auf dem ordentlichen Euch nicht zugestanden haben. Unsere Absicht ist nicht, der Ausführung Eures Vorhabens uns mit Gewalt zu widersetzen, sondern einzig, Euch zu zeigen, wie schwer die Last sei, die Ihr Euch aufladet, und wie gefahrvoll der Weg, den Ihr einschlagt, damit Ihr immer unsers Rathes gedenken möget, sowie der Rathschläge Derer, welche Euch anders rathen, nicht zu Eurem Nutzen, sondern nur um ihre eigene Wuth auszulassen. Ihr wollt eine Stadt knechten, die bisher immer frei gewesen; denn die Herrschaft, die wir den Königen von Neapel zugestanden, war von unserer Seite ein Bündniß, keine Dienstbarkeit. Habt Ihr überlegt, was in einer Stadt, wie diese ist, der

Name «Freiheit» gilt und welche Macht er hat? Keine Gewalt kann sie bändigen, keine Zeit kann sie aufreiben, kein Verdienst sie aufwiegen. Bedenkt, Herr, welche Kraft nöthig wäre, um eine solche Stadt in Knechtschaft zu erhalten! Die fremden Truppen, die Ihr dort unterhalten könnt, werden nicht hinreichen, auf die innere Macht dürft Ihr nicht bauen; denn Die, welche jetzt Eure Freunde sind und Euch in diesem Entschlusse bestärken, werden, sobald sie durch Eure Macht ihre Feinde bezwungen haben, sich bestreben, Euch zu stürzen und sich selbst zu Herren zu machen. Der Pöbel, auf den Ihr rechnet, ändert bei dem kleinsten Vorfalle seinen Sinn, sodaß Ihr befürchten müßt, in kurzer Zeit diese ganze Stadt feindlich wider Euch zu sehen, was der Grund zu ihrem Untergange, aber auch zu dem Eurigen werden kann. Gegen dieses Uebel könnt Ihr kein Mittel finden, denn die Herren zwar, welche wenige Feinde haben, können ihre Herrschaft sicherstellen, weil sie diese leicht durch Tod oder Verbannung beseitigen können; bei allgemeinem Hasse aber gibt es kein Asyl, weil man nicht weiß, wo das Uebel ausbricht, und weil Der, welcher Jedermann fürchtet, sich vor Niemand sichern kann. Und wenn Ihr auch es versuchtet, so würdet Ihr Eure Gefahr nur noch vermehren; denn Die, welche übrig bleiben, entzünden noch mehr ihren Haß und dürsten noch heftiger nach Rache. Daß die Zeit nicht im Stande ist, die Sehnsucht nach Freiheit zu vertilgen, ist gewiß; denn man hört oft, daß Diejenigen sie in einer Stadt herstellten, die zwar selbst sie nie gekostet hatten, aber wegen des Andenkens daran, das ihnen ihre Väter hinterlassen, sie liebten. Hatten sie sie aber einmal wiedererlangt, so ver-

theidigten sie dieselbe mit hartnäckiger Standhaftigkeit in allen Gefahren. Und hätten auch die Väter nie derselben gedacht, so würden doch die öffentlichen Paläste, die Versammlungsplätze der Obrigkeit, die Denkmäler freier Verfassung sie daran erinnern, und die Bekanntschaft mit allen diesen Dingen entflammt in den Bürgern die größte Sehnsucht nach ihr. Welche Thaten aber gedenkt Ihr zu vollbringen, die die Süßigkeit der Freiheit aufwiegen könnten oder den Menschen die Liebe zu dem jetzigen Zustande austilgen? Nicht wenn Ihr zu dieser Herrschaft noch ganz Toscana hinzufügtet, nicht wenn Ihr täglich triumphirend über Eure Feinde in diese Stadt einzöget; denn all dieser Ruhm käme nicht ihr, sondern Euch zugute, und nicht würden die Bürger Unterthanen gewinnen, sondern Mitsklaven, durch die ihre Sklaverei nur noch erschwert würde. Auch wenn Euer Wandel noch so heilig, Euer Betragen noch so gütig, Eure Urtheile noch so gerecht wären, würde es doch nicht hinreichen, um Euch Liebe zu erwerben. Wenn Ihr aber wähnt, dies genüge, so täuscht Ihr Euch; denn Den, der an ein freies Leben gewöhnt ist, drückt jede Kette, zwängt jedes Band. Ueberdies ist es unmöglich, daß ein so gewaltsamer Staat einen guten Fürsten finde; denn nothwendig müßten sie entweder endlich einander ähnlich werden, oder der eine müßte den andern zu Grunde richten. Ihr könnt also glauben, daß Ihr entweder diese Stadt mit Gewalt behaupten müßt, wozu Citadellen, Leibwachen, fremde Bundesgenossen meistens nicht ausreichen, oder daß Ihr Euch mit der Gewalt begnügen müßt, die wir Euch verliehen haben. Zu diesem Letztern nun fodern wir Euch auf, indem wir Euch erinnern,

daß nur die Herrschaft von Dauer sein kann, welche freiwillig ertheilt wird. Darum laßt Euch nicht durch Ehrgeiz verblenden, eine Stelle einzunehmen, von der Ihr, unvermögend, fest zu stehen oder höher zu steigen, zu Eurem und unserm größten Schaden nothwendig herabstürzen müßt."

So lebten in der geknechteten Stadt doch noch Spuren der sterbenden Freiheit. Aber des Herzogs verstocktes Gemüth ward nicht im mindesten durch ihre Rede bewegt. Kalt und schlau erklärte er: Nicht sei es seine Absicht, die Stadt der Freiheit zu berauben, sondern sie ihr wiederzugeben; denn nur uneinige Städte seien dienstbar, einige frei. Und wenn Florenz durch seine Einrichtungen von Parteizwist, Ehrsucht, Feindschaft befreit würde, so werde der Stadt die Freiheit gegeben, nicht entrissen. Nicht Ehrgeiz habe ihn angetrieben, diese Last auf sich zu laden, sondern die Bitten vieler Bürger hätten ihn dazu vermocht; darum würden sie wohl daran thun, sich mit Dem zu begnügen, womit die Andern auch zufrieden wären. Was aber die Gefahren beträfe, denen er sich aussetzen könne, so verachte er diese; denn nur ein Unedler unterlasse aus Furcht vor dem Uebel das Gute, und nur ein Feigling gebe wegen eines zweifelhaften Erfolgs ein rühmliches Unternehmen auf. Er aber hoffe, sich auf solche Weise zu betragen, daß sie bald einsehen würden, wie sie zu wenig Vertrauen und zu große Furcht vor ihm gehabt hätten. Als die Prioren das Nutzlose ihrer Unterhandlungen einsahen, bequemten sie sich endlich zu einem Vertrage. Walther sollte die Oberherrschaft über Florenz noch auf ein Jahr unter denselben Bedingungen haben, unter welchen sie vorher Herzog Karl von

Calabrien regiert; eine Urkunde ward von beiden Parteien ausgestellt und unterschrieben, zugleich leistete der Herzog den Eid, daß er die Volksfreiheiten, die Prioren und die Gerechtigkeit schirmen wolle. Aber die ausgeschriebene Volksversammlung widerrief er nicht; in ihr sollte jener Vergleich veröffentlicht und bestätigt werden. Doch gab er dabei soweit nach, daß das Parlament statt auf dem Platze von Santa-Croce auf dem der Prioren abgehalten werden sollte; denn dort, wo ihn seine Leibwache stets umgab, war mehr von ihm zu fürchten, als hier, wo die Prioren ihren Sitz hatten und noch einigen Einfluß ausüben zu können vermeinten. Die Arglosen ahnten nicht, daß der Verrath längst gesponnen; sie wußten nicht, daß der Herzog seinen festen Entschluß nie aufgeben und mit seinem Eide nur spielen wollte.

Am 8. September 1342, Sonntag Morgen, sollte die Volksversammlung stattfinden. Das Volk bewaffnet sich schon in aller Frühe, 120 Reiter, 300 Geharnischte zu Fuß stehen zum Schutze des Herzogs von Athen in Bereitschaft. Um die dritte Stunde des Tags reitet Walther aus seinem Palaste; ein großer Theil des Adels und aus dem Volke namentlich Giovanni della Tosa begleiten ihn auf den Priorenplatz, wo das Volk seiner harrt. Alsbald begeben sich zwei der Prioren aus ihrem Palaste, von denen der eine, der Richter Francesco Rustichelli, mit ihm die Rednerbühne (ringhiera) besteigen und die Rechte der Prioren und des Volkes vertheidigen soll. Walther bindet sich aber hier in seiner Rede nicht an den Vertrag der vorigen Nacht; er erklärt deutlich seine Absichten, indem er verlangt zu wissen, wie lange und unter welchen Bedingungen er die Stadt fürderhin

beherrschen soll. Verabredetermaßen rufen bald Einige, man solle seine Herrschaft auf drei Jahre ausdehnen; während Andere dagegen sich erklären, verlangen viele Handwerker und Andere aus dem Popolo minuto ein zehnjähriges Regiment. Bald aber übertäubt der Ruf: „Die Herrschaft des Herzogs sei auf Lebenszeit! Hoch lebe der Herzog unser Herr!“ („Fia la signoria del Duca a vita! a vita! Evviva il Duca nostro Signore!“) alle andern; Wollarbeiter, Söldner von Adeligen und das Gesindel entscheiden. Bald stimmt alles Volk ein; die Verwirrung ist so groß, daß Einige, die es nicht recht verstehen, laut a Pisa! a Pisa! rufen, als gälte es, einen Angriff auf Pisa zu machen und die verlorene Ehre wiederzugewinnen. Vergebens erhebt sich Rustichelli, um kraft seines Amtes der Tyrannis Einhalt zu thun; er wird überschrien, kaum hält sich der Pöbel von Thätlichkeiten fern. Der Adel wetteifert mit dem Pöbel, den Herzog von Athen auf Händen zu tragen; mit ihm und seinen Söldnern ziehen sie wider den Palast, den die darin befindlichen Prioren verrammelt haben. Aber es bedarf nicht der Aexte, um die Pforten zu brechen; denn drinnen befehligt Rinieri di Giotto von San-Gemignano, Befehlshaber des Fußvolkes der Prioren, der ergebenste Diener des Herzogs. Er öffnet sogleich den Palast, unter Plünderung zieht man ein; das Volk beeifert sich, sein eigenes Wappen zu vertilgen und das seines Gebieters am Palaste anzubringen. Man findet dort im Kerker den Pietro Saccone de' Tarlati aus Arezzo; ihn befreit Walther alsbald und macht ihn, da er ein erbitterter Feind der bisherigen Verfassung, zu seinem vertrautesten Rathgeber. Die Prioren werden schmählich

in die Rüstkammer gesperrt, der Palast steht Jedem offen, Edle rauben das Gesetzbuch (Libro degli ordini) und das Banner der Gerechtigkeit, man pflanzt auf dem Thurme die herzogliche Fahne auf; mit allen Glocken wird ein Tedeum angestimmt, daß die Stadt endlich einen Zwingherrn empfangen. Excesse aller Art werden begangen, nicht nur von seinen Söldnern, sondern auch von Florentinern; die Schuldner plündern die Häuser ihrer Gläubiger und vernichten die Rechnungsbücher. Noch an demselben Morgen schlug der Herzog den Rinieri di Giotto ob seines Verraths an den Prioren und den Cerettieri de' Visdomini, der, ein entarteter Sohn seines Vaterlandes, sich zum herzoglichen Schildknappen und Schergen erniedrigt, unter dem Portale des Schlosses zu Rittern. Guglielmo von Assisi, bisher Capitain des Volks, trat ebenfalls in die Dienste Walther's; der Podestà Melladoce von Ascoli mußte anfänglich des Scheins halber seine Entlassung einreichen; doch blieb er in seinem Amte, um fortan seine Dienste den herzoglichen Interessen zu widmen.

Während so die Großen schmählichen Verrath an der Freiheit begingen, blieb der Pöbel nicht hinter ihnen zurück. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als nach seiner Weise den Festtag der Tyrannei einzuweihen. Gaben die Edeln große Feste, so zündete er Freudenfeuer an, als sei eine neue, glückliche Aera eingetreten; ganz Florenz ward illuminirt. Um noch einen Anschein der Gesetzlichkeit zu wahren, ließ sich der Herzog die usurpirte Macht am 10. September von den betreffenden Obrigkeiten bestätigen; dann erfolgte ein Gnadenact, die Freilassung der gefangenen Prioren. Er behielt diese

Würde bei, nachdem er ihr alle Macht und jeden Einfluß entzogen, und verlegte sie in den Palast de' figliuoli Petri hinter San-Piero Scheraggio; nur 20 Fußknechte ließ er ihnen statt der frühern 100 zum Schutze. Denn sie ganz aufzuheben, war nicht räthlich; es mußte noch ein Schatten der ehemaligen Demokratie fortbestehen, wie ja auch in Frankreich zur Zeit des potenzirten Despotismus die Parlamente beibehalten wurden. Die den Edlen, wie dem Pöbel gleich verhaßte Gerichtsordnung (Ordini di giustizia) ward alsbald abgeschafft; dafür aber mußten auch alle berechtigten Bürger die Waffen abliefern, auf daß seine Söldner allein die Stadt nach seiner Willkür beherrschten. Denn nur dazu waren sie bestimmt, nicht um die Ehre der Republik gegen Pisa zu wahren. Anstatt ins Feld zu rücken, nahm der Herzog lieber zu listigen Unterhandlungen seine Zuflucht. Die Abenteurerbande Werner's von Urslingen, die sich den Pisanern, Visconti, Gonzaghi, Carrara, Ordelaffi verkauft, bedrohte nicht blos den Herrn von Bologna, Taddeo de' Pepoli, gegen den sie zunächst bestimmt war, sondern auch Siena und Florenz. Sowie sich die erstere Stadt durch Zahlung von 2800 Goldgulden von ihr losgekauft, so traf auch Walther am 12. September mit ihr eine schimpfliche Abfindung; für 8000 Goldgulden verschonte der deutsche Herzog das Gebiet von Florenz. Um aber dem Volke seine Schmach weniger fühlbar zu machen, suchte er das Geschrei der Schande durch lauten Festjubel zu übertäuben; am 15. September richtete er eine große Feierlichkeit in Santa-Croce an, gab gegen 150 Gefangene frei und ließ den Erzbischof Angelo in seinen Predigten seine Herrschaft bis in den Himmel erheben.

„Auf solche Weise und durch solchen Verrath vernichtete der Herzog von Athen die Freiheit unserer Stadt und zerstörte die Volksherrschaft in Florenz, die gegen 50 Jahre bei großer Freiheit mit Glück und Macht gedauert.“ Aber die glänzende Außenseite barg einen bittern Kern. Bald schien das Verderben seine vollsten Schalen über Florenz ausgießen zu wollen; alle Arten von Unglück brachen über das verblendete Volk herein, und trug auch der Herzog bei weitem nicht die Schuld von Allem, so sank doch dadurch sein Credit bald merklich. Ueberschwemmungen des Arno verheerten das Land: Theuerung hatte Hungersnoth und große Sterblichkeit im Gefolge; nach außen hin Niederlagen und schmachvolle Verluste; im Innern schreckliche Verarmung, Erschütterung des Credits, häufige Bankrotte, die Walther trotz seiner Versprechungen weder hemmen konnte noch wollte, weil die Reichsten stets den Gewalthabern verhaßt. Auf die Zwietracht, die das Volk von Florenz zerriß, folgte Verlust der Freiheit, dann Tyrannis, bald allgemeine Knechtschaft; nur Einigkeit konnte die geschlagenen Wunden heilen. Nichtsdestoweniger beugten sich bald noch andere Städte Toscanas dem herzoglichen Scepter. Am 24. September huldigten ihm Arezzo und Pistoja, wo er schon im Namen der Gemeinde seine Statthalter hatte, auf Lebenszeit; bald folgten ihrem Beispiele Colle di Val d'Elsa, San-Gemignano, später auch Volterra; der Adel, der auf den Apenninen seine festen Schlösser hatte, erkannte seine Oberhoheit an und stolzirte umher am herzoglichen Hofe. Nach Arezzo sandte er als Vicar auf sechs Monate den Giovanni de' Panciatici aus Pistoja. Dieser begann auf Befehl seines Herrn den Bau eines

zweiten Kerkers (cassaro), zerstörte Pietrognano und stellte Castel Capolone, Castel Trocciano und Monte di Giove wieder her. Trocciano ward alsbald jenem Pietro Saccone von Pietramala, den er aus den Banden der Prioren befreit, nebst Montacuto sopra Talla, Pietranoro und Migniano als herzogliches Lehen übertragen; da er indeß letztere Plätze den rechtmäßigen, aus der Verbannung heimgekehrten Besitzern zurückgab, ward er dafür mit Castro di Rondine begabt und blieb ein getreuer Dienstmann des Herzogs von Athen. Aber nicht nur der Landesadel scharte sich um ihn, auch aus Frankreich und Burgund zogen gelockt durch Schilderungen von reicher Beute, gegen 800 Krieger an seinen fürstlichen Hof, dessen Glanz manche seiner Verwandten aus Frankreich noch vermehrten. Mit ihnen kamen die französischen Moden nach Florenz; denn schon damals, wie noch jetzt, gab Paris in diesem Punkte den Ton an. „Die edle, schöne und decente Toga der Römer", sagt Villani, „ward abgelegt; die Jünglinge trugen dafür einen kurzen, eng anschließenden Rock, den sie nicht ohne fremde Hülfe anziehen konnten; ein Gürtel, wie ein Pferdegurt, mit prachtvollen Schnallen und Schnallendornen, prächtige Geldkatzen nach deutscher Weise umgaben den Leib. Die reich verzierte Kapuze reichte, nach Art der Gaukler, bis über die Hüften, sodaß sie zugleich als Kapuze und Mantel diente; ihr Schnabel reichte bis auf die Erde und ward in kalten Tagen um den Kopf geschlungen. Lange Bärte sollten ihnen in den Waffen ein wilderes Aussehen geben. Die Ritter kleideten sich in lange Ueberröcke, die um die Hüften ganz fest anschlossen; die Aermelspitzen, die bald auch von den Weibern nachgeäfft

wurden, reichten bis zur Erde und waren mit Pelz, meist Hermelin gefüttert.“ Nicht mit Unrecht bezeichnet Villani diesen Prunk als den Vorboten einer baldigen Staatsveränderung; mit der Eitelkeit wuchs die Sittenlosigkeit und erstieg bald in Florenz eine solche Höhe, daß wir uns nicht zu wundern brauchen, wenn Boccaccio manche seiner schlüpfrigsten Novellen edeln und „ehrbaren“ florentinischen Jungfrauen in den Mund legt.

Aber während Walther so sich selbst und das Volk von Florenz einzuschläfern suchte, fehlte es auch nicht an warnenden Stimmen, die ihn an das Unsichere seiner Stellung erinnerten. König Philipp VI. von Frankreich äußerte damals gegen seine Barone, der Pilger sei zwar einquartiert, doch habe er eine schlechte Herberge (Albergé est le pélerin, mais il y a mauvais ostel!), und König Robert schrieb einen warnenden Brief an ihn. „Nicht Verstand“, sagt er, „nicht Tugend, nicht lange Freundschaft, keine Dienste, die zu belohnen sind, nicht, daß du ihren Schimpf gerächt hast, hat dich zum Herrn der Florentiner gemacht, sondern ihre große Zwietracht und ihre schlimme Lage. Darum bist du ihnen noch mehr Verbindlichkeiten schuldig ob der Liebe, die sie dir bewiesen haben in der Hoffnung, in deinen Armen Ruhe zu finden. Die Art, wie du dich benehmen mußt, wenn du sie gut regieren willst, ist folgende. Richte dich nach dem Volke, das zuerst regierte; befolge ihren Rath, nicht laß sie dem deinigen folgen. Befestige die Gerechtigkeit und ihre Einrichtungen, und wie sie sich durch Sieben regierten, so mache du, daß sie sich unter dir durch Zehn regieren; denn das ist eine allgemeine Zahl, die in sich alle einfachen Zahlen begreift, was so viel heißt,

als sie nicht in Parteien regieren, sondern im Allgemeinen. Wir haben vernommen, daß du jene Herren aus ihrem Wohnhause vertrieben hast, nämlich aus dem Priorenpalast, den das Volk für sie erbaute. Gib ihnen diesen zur Zufriedenheit des Volkes zurück und ziehe in den Palast des Podestà, den der Herzog von Calabrien bewohnte, als er Herr von Florenz war. Wenn du dies aber nicht thust, so scheint es uns nicht, daß sich deine Herrschaft lange halten werde. Robert, König von Jerusalem und Sicilien. Gegeben zu Neapel den 19. September 1342 in der achten Indiction."

Auch blutige Aufstände kamen als Vorboten baldigen Umschwungs, namentlich im Gebiet von Arezzo. Dort waren schon am 7. Juni die verbannten Tarlati, unterstützt von andern Ghibellinen, eingedrungen, aber von den herzoglichen Truppen mit großem Verluste zurückgeschlagen worden. Die Verbannung der meisten Ghibellinen war davon die Folge. Am 29. Juli bedrohte Tarlato wieder mit 400 Reitern und einer Masse Fußvolks die Gegend; bald nachher erhob Francesco di Guido Molle degli Ubertini, Bruder des Bischofs Buoso, in Castiglione Ubertini die Fahne des Aufruhrs. Die gewaltsame Tyrannei, die der herzogliche Castellan verübte, erregte den Grimm aller Bürger. Sie besetzten die Stadt, der Statthalter floh in den Thurm über dem Thor, kam aber selbst bei dessen Vertheidigung um. Alsbald rückte eine Abtheilung herzoglicher Reiter, die in Montevarchi stand, in die unglückliche Stadt ein, besetzte die Burg aufs neue und verheerte den Ort mit Feuer und Schwert. Der Anstifter des Aufstandes ward mit seinem 14jährigen Sohne gefangen; Letzterer ward im Kerker gehalten, Ersterer

büßte seine Erhebung gegen die Tyrannei mit seinem Kopfe. Aehnliche Mordscenen fanden in San-Gemignano statt, wo die Ardinghelli wegen Meuterei verbannt worden waren. Sie flehten den Herzog um Restitution in Vaterland und Eigenthum an; mit bewaffneter Macht und unter Blutströmen führte er sie heim, übertrug ihnen aber nicht die erstrebte Herrschaft, sondern hielt dort seinen eigenen Stellvertreter.

Diese Unruhen setzten böses Blut, noch mehr aber schadete seinem Ansehen der Vertrag, den er mit Pisa abschloß.[21]) Schon im Anfang des October war er abgeschlossen, am 14. ließ ihn der Herzog publiciren. Lucca verblieb zunächst den Pisanern auf fünf Jahre; denn in der That war es mehr ein Waffenstillstand auf diese Zeit, als ein Definitivfrieden. Die verbannten Guelfen sollten, wenn sie es verlangten, dahin zurückkehren und alle Güter wiedererhalten. Der Herzog sollte nach seinem Willen einen Podestà senden, der indeß mehr ein Ehrenamt bekleidete, denn wirkliche Macht besaß; freilich hielt Walther, solange er in Florenz an der Spitze stand, dadurch die Pisaner in etwas im Zaume. Diese behielten ihr ganzes Gebiet und das im Lucchesischen gelegene Castell dell' Agosta, verpflichteten sich aber, binnen 15 Jahren der Republik Florenz 150,000 Goldgulden (soviel betrug nämlich das Kaufgeld von Lucca) in jährlichen Raten zu bezahlen. Das Capital ward nun so amortisirt, daß jedes Jahr am Feste des St.-Johannes 8000 Goldgulden in einem silbernen, vergoldeten Becher dargebracht werden sollten; auch Lucca mußte, nach einer andern Notiz, am Tage des heiligen Georg im Juni 10,000 Goldgulden und ein mit Scharlach bedecktes Roß über-

liefern.[22]) Die in Pisa wohnenden Florentiner sollten auf fünf Jahre frei sein, da sie es doch zufolge der alten Verträge für immer waren; alle Castelle von Valdamo und Valdinievole, Borgo und Pietrasanta sollten dem Herzog verbleiben. Dagegen müssen die Florentiner alle Verbannten, die im Bunde oder Dienste Pisas gestanden, befreien und wieder aufnehmen, die Ubaldini, Pazzi und Ubertini amnestiren und den Tarlato freilassen, wie denn auch der Herzog in einem Specialvertrag mit den aretinischen Ghibellinen erklärte, binnen sechs Monaten alle Gefangenen freilassen zu wollen. Der letzte Artikel betraf die Befreiung des mailändischen Condottiere Giovanni Visconti d'Oleggio, den Walther reichlich mit Kleidern, Geld und Rossen beschenkte und nach Pisa geleiten ließ. Als er aber dort für den erlittenen Schaden Ersatz begehrte, beschuldigten ihn die undankbaren Pisaner des Verraths, als wolle er dort für den Herzog von Athen agitiren, und zwangen ihn zur Abreise. Dadurch gewann Walther an dessen Neffen, Lucchino Visconti, dem damaligen Gewalthaber von Mailand, einen ebenso ergebenen Freund, als die Pisaner einen erbitterten Feind. Infolge dieses Vertrags kehrten auch die in Pisa gefangenen Florentiner heim, Bardi, Frescobaldi und ihre Genossen strömten an den Hof Brienne's, bereit, für ihn zu leben und zu sterben. Am 15. October fand die Wahl der neuen Prioren statt; sie hießen Arrigo Guidi, Giovanni dell' Antella, Bettone di Cino Cini, Francesco di Pacino, Sandro de Quarata und Ormanozzo Deti[23]) und waren meist aus niedern Handwerkern und ghibellinischen Anhängern des Herzogs erlesen. Sie waren nur nominell, sogar die

Ehre des Läutens ward ihnen versagt; sie wurden in den Palast des Executors verbannt. Neben ihnen stand Donato Velluti als Advocat der Armen, ein Freund des niedern Volkes, der auch die Geschichte dieser Zeit beschrieben. Er erklärt selbst[24]), er habe bei seinem Amte viel verdienen können, es aber nicht gewollt; er habe sich bald ganz von dem Herzoge zurückgezogen und sei nur an Festtagen und in der Messe in seinem Gefolge gewesen, woraus er sich, nachdem er seine Aufwartung gemacht, gleich entfernt habe. Auch veränderte Walther damals das Banner der Gerechtigkeit, das die Prioren führten. Auf der einen Seite neben dem Schafte sah man das Wappen der Gemeinde, die rothe Lilie auf weißem Felde, auf der andern das Wappen des Volks, ein rothes Kreuz auf Silber, darüber das Fallgitter aus dem königlichen Wappen; in der Mitte aber prangte das Abzeichen der Briennes, der goldene Löwe, an dessen Halse ein Scudo mit dem Wappen des Volks hing, auf himmelblauem, goldgesprenkeltem Felde.

Durch solchen Pomp gewann er den Pöbel, den ähnliche Schauspiele leicht födern; aber in demselben Maße, in dem er der Mann des großen Haufens ward, entfremdete er sich die stolzen Gemüther der eifersüchtigen Großen. Während sie gehofft hatten, selbst alle Gewalt ausüben zu können, sahen sie sich in die Reihe der Beherrschten versetzt. Als er nun sogar einen Bardi zur Zahlung von 500 Goldgulden oder zum Verlust der Hand verurtheilte, weil er einem plebejischen Nachbar auf eine grobe Antwort die Kehle zugeschnürt, sahen sie, daß der Herzog von Athen nicht eben nachsichtig gegen die Verbrechen seiner treuesten Anhänger war; der Pöbel aber frohlockte über

die gleiche Berechtigung und pries seine Gerechtigkeitsliebe. Mit erheucheltem Volkssinn nahm er bald dem Adel, der die Aemter für sich ausschließlich beanspruchte, allen Einfluß, schaffte die Gonfalonieren der Volksgenossenschaften (Compagnie del popolo) ab und nahm ihnen ihr Banner. Fleischer, Weinhändler, Wollkämmer und andere Leute aus dem Popolo minuto scharten sich um ihn; ihnen verlieh er Rettoren und Vorsteher, wie sie es wünschten, schaffte den Zwang des Zunftwesens ab; ja er ließ es sogar zu, als die Handwerker, dem Adel und Mittelstande zum Trotz, den Preis ihrer Fabrikate erhöhten; denn in ihnen und seinen bewaffneten Schergen sah er die festesten Stützen seiner Tyrannei. Nur vom Mittelstande, dem Popolo grasso, hatte er etwas zu befürchten. Bemüht um die Erhaltung seiner Macht und besorgt für sein Leben, hatte er schon vorher den Bürgern bei der allgemeinen Entwaffnung die schweren Armbrüste wegnehmen lassen; jetzt schloß er den Vorhof vor dem Palaste des Volkes, versah die Fenster des im untern Stocke gelegenen Rathsaales mit eisernen Gittern und zog in den Umkreis seiner Residenz den Palast der figliuoli Petri, sowie Thürme und Häuser der Manieri, Mancini und des Bello Alberti. Den ganzen Palast schuf er zu einem Castelle um, versah ihn mit Wällen, Mauern und Thürmen, wozu er Holz, Ziegel und Steine von der alten Arnobrücke nahm. Diesen für Florenz so wichtigen Communicationsweg ließ er verfallen, schleifte die Gebäulichkeiten von San-Romolo und dehnte so seine Zwingburg bis an den Garbo aus. Doch gewährte ihm der Papst nicht die Erlaubniß, die Kirchen San-Piero Scheraggio, Santa-Cicilia nnd San-Romolo nieder-

reißen zu dürfen; denn so sehr er auch sonst für den Herzog eingenommen war, durfte er doch keine Schmälerung des geistlichen Eigenthums zulassen. Den Bürgern dagegen nahm er Paläste und feste Gebäude, um sein Castell gehörig zu arrondiren, gab diese seinen Baronen und Söldnern ohne Zins und Miethgeld, erneuerte die Pforten und ließ sie mit doppelten Thoren versehen.

Aber alle diese gewaltsamen Vorkehrungen erbitterten das Volk nicht so sehr, als seine Habsucht und die Schandthaten, welche er und seine Genossen an Weibern und Kindern der Florentiner verübten. Denn der Hauptgrundsatz einer Tyrannis ist, Geld- und Weiberinteressen zu schonen; daß Walther ihn nicht beobachtete, ward ihm am meisten verderblich. Auf Anrathen seiner Maitressen nahm er San-Sebbio den Armen von Calimala und verlieh es ohne Grund und Recht Andern; aus Liebe zu ihnen gab er den Weibern von Florenz ihren Schmuck wieder und ließ ein öffentliches Haus für Buhlerinnen bauen, aus welchem Institute sein Marschall bedeutende Summen zog. Die getäuschten Patrioten sahen bald in ihm nur Willkür und Grausamkeit, er zeigte sich als unerbittlichen Feind aller Guten und Freund der Schlechten; Tribute und Erpressungen, Steuern und Ausschweifungen wurden von Tag zu Tage stets drückender. Mit seinen gleichgesinnten Nachbarn hielt er das beste Einverständniß; so sandte er am 9. October dem Tyrannen von Bologna, den Werner von Urslingen und ein anderer deutscher Abenteurer, von den Italienern Stol genannt, bedrohten, über 500 Reiter zu Hülfe[25]), und richteten diese auch sehr wenig aus, so sicherten sie ihm doch die Treue Pepoli's. Mit dem Urslinger selbst aber,

den er kurz zuvor abgefunden, trat er noch in besondere Unterhandlungen und leistete ihm bald einen wichtigen Dienst.[26]) Ein edler Italiener, Ettore da Panico, wollte sich seiner Rotte anschließen, ward aber, als er im Castell Laterina sich aufhielt, von den Aretinern belagert. Sein Bruder Galeotto wollte ihm mit dem Mantuaner Rinaldo degli Alessandri, dem Bolognesen Berto de' Bacilieri und einem Deutschen Malerba zu Hülfe eilen, ward aber, als er über Bibiena und Cesena hinzog, mit seinen Genossen von den Aretinern gefangen. Alsbald verwendete sich der Herzog für sie; am 16. November schickte er seinen Freund Gerozzo de' Bardi nach Laterina und verschaffte ihnen freien Abzug unter der Bedingung, daß sie nicht ins Land des ihm befreundeten Francesco degli Ordelaffi von Forli zögen. In Florenz sah man zu gut ein, daß Walther nur für sich, nicht zum Nutzen der Gemeinde handle; man sprach von Bestechung und murrte, daß er offenkundige Räuber und Friedensstörer befreit. Ihn aber kümmerte das nicht im Geringsten; denn bald überfielen die Scharen Werner's die Gegenden von Siena und Perugia und nahmen Rache dafür, daß diese zwei Gemeinden die Herrschaft des Atheners ausgeschlagen und die Freiheit schmählicher Sklaverei vorgezogen hatten.[27]) Um sich Geld zu verschaffen und die Bürger arm zu machen, nahm er ihnen die Anweisungen auf die Zölle, die ihnen auf mehre Jahre für die zur Expedition gegen Lucca und die Lombardei aufgebrachten 350,000 Goldgulden ausgestellt waren, ohne daran zu denken, daß er nicht blos seine Gläubiger ruinirte, sondern auch den öffentlichen Credit untergrub. Die Gabellen brachten ihm allein jährlich

200,000 Goldgulden ein, die Grundsteuer 80,000. Hatte er auch im Anfang geschworen, keine neuen Steuern auferlegen zu wollen, so brach er doch mit gewohnter Treulosigkeit sein Wort; bald fühlten Alle, die noch einiges Vermögen besaßen, den schwersten Steuerdruck. Sein Freund und Minister, der verruchte Arrigo Fei, war erfinderisch in dem Ersinnen neuer Lasten, und so war es kein Wunder, daß er in den 10 Monaten 18 Tagen seiner Herrschaft gegen 400,000 Goldgulden allein aus Florenz erpreßte, abgesehen von den Summen, die ihm seine andern Städte leisteten. Von diesen verwendete er sehr wenig zur Bezahlung seiner 800 Söldner, die bei dem Wohlleben ihren Sold verschmerzten; dagegen brachte er über 200,000 Goldgulden in Frankreich und Apulien unter, um, falls ihn das wandelbare Geschick einst von seiner Höhe herabstürzen sollte, eine sichere Zuflucht und hinreichendes Auskommen für seine fürstliche Person zu haben. Jetzt nahm er ganz das Wesen eines Souverains an, er umgab sich mit gleichdenkenden Räthen; die Ritter, die sich ihm in Italien angeschlossen und aus Frankreich übergesiedelt, bildeten den glänzendsten Hofstaat. Die neuen Prioren lebten nur von seiner Gnade; der neue Podestà, Baglione de' Baglioni aus Perugia, war eine Creatur des Herzogs. Guglielmo von Assisi, der das Amt eines Conservadore bekleidete, aber mehr ein Meuchelmörder, als Erhalter des Staates war, befehligte von dem Palaste Cerchi-Bianchi im Garbo aus die Häscher, welche alle Feinde der herzoglichen Regierung mitleidslos verfolgten. Drei Richter, genannt della sommaria, entschieden alle Processe; sie wohnten in den Häusern, Höfen und Loggien der

Brüder Villani von San-Brocolo, wo der bekannte gleichnamige Historiker Gelegenheit genug hatte, ihr ungerechtes Verfahren zu beobachten. Neben ihnen saß im Palaste Cerchi hinter San-Brocolo Herr Simone da Norcia, der die Rechnungsangelegenheiten der Gemeinde zu besorgen hatte, aber dabei ein größerer Betrüger war, als Alle, die er ob solcher Verbrechen verurtheilte.

In seinem geheimen Rathe nahmen Giovanni de' Glandi, Bischof von Lecce[28]), der seinem Landesherrn nach Florenz gefolgt, und Francesco, Bischof von Assisi und herzoglicher Kanzler, des schändlichen Conservadores Bruder, die ersten Stellen ein. Neben ihnen standen Buoso degli Ubertini, Bischof von Arezzo, Barenzo de' Ricciardi, Bischof von Pistoja, und Rainuccio di Barone degli Alegretti, Bischof von Volterra, die er aber nur aus Heuchelei und, um sich ihrer Länder zu versichern, an seinem Hofe hielt. In Volterra namentlich hatte Ottaviano de' Belforti im September 1340 die Herrschaft an sich gerissen und sich später dem Herzoge von Athen unterworfen. Er hatte sich zugleich mit seinem vormaligen Gegner, dem Bischof, nach Florenz begeben, und der schlaue Machthaber behielt Beide mehr als Geiseln denn als Rathgeber bei sich, während er selbst durch seinen Statthalter in Volterra einen gewaltigen Cassaro erbauen ließ. Zu diesen gesellte sich noch jener Pietro Tarlato di Pietramala aus Arezzo, den der Herzog aus dem Kerker der Prioren befreit und sich dadurch ganz verpflichtet hatte. Mit den Bürgern pflog er selten Raths; er verachtete die Feigen, die nicht die Kraft hatten, ihre Freiheit zu bewahren, und verkehrte nur mit seinen Genossen. Bald rüstete sich die Tyrannei aufs

ärgste. Piero di Piacenza, Beamter des Handelsgerichts, ward der Betrügerei und verrätherischen Briefwechsels mit Luchino Visconti angeschuldigt; nach kurzem Processe hing ihn der Conservadore. Am schändlichsten aber war das Verfahren gegen den Naddo degli Oricellai, den er nach Perugia verbannt hatte. Er ließ seine Bürgen einziehen, bewog ihn durch Versprechung persönlicher Sicherheit zur Rückkehr und machte ihm, als er den 11. Januar 1343 wieder nach Florenz kam, den Proceß. Er klagte ihn verrätherischer Unterhandlungen mit Siena und Perugia an, welche Städte den Herzog von Grund aus haßten und deshalb schon von dem Herzog Werner angegriffen waren; und war auch diese Beschuldigung nicht ganz grundlos, so bewies er sich doch bei der Ausführung schlimmer, als ein Dionys. Nicht genug, daß er die erlegte Caution von 10,000 Goldgulden einzog, erpreßte er noch von seinen Bürgen 5515 Goldgulden, um die er angeblich die Gemeinde in Lucca betrogen, confiscirte seine sämmtlichen Güter und ließ ihn dann selbst in seinen Kleidern mit Ketten um den Hals, auf daß ihn Niemand abnehmen könnte, aufhängen; drei Monate blieb seine Leiche am Galgen. Sein greiser Vater Cenni di Naddo, ein kluger und angesehener Mann, der aber den schmachvollen Vertrag mit Pisa unterschrieben, zog sich aus Schmerz und Furcht ins Kloster Santa-Maria novella zurück und hatte als Dominicaner Zeit genug, in der einsamen Zelle seine Feigheit zu bereuen.

Dadurch verlor der Herzog immer mehr die Liebe des Adels; nur der Pöbel hing ihm noch an; doch was ihm im Innern von Florenz fehlte, suchte er von außen her zu ersetzen, ohne zu erwägen, wie wenig mo-

ralische Kraft eine Tyrannis hat; wenn sie nicht auf dem Wohlwollen der Beherrschten basirt ist. Neue Unglücksfälle waren auch nicht geeignet, seiner Macht größere Sicherheit zu geben. Im Februar verbrannte ein großer Theil von Pietrasanta; angeblich hatten Pisaner das Feuer angelegt. Die Einwohner waren schon entschlossen, die Vaterstadt zu verlassen; aber Walther sandte ihnen Geld und 100 Scheffel Korn und hielt sie so fest. Bald folgte ein furchtbarer Orkan, vor dem die schwachen Mauern des Schlafsaals im Kloster San-Marco zu Boden stürzten; zwei Mönche und ein Laienbruder kamen dabei um. Die Theuerung erreichte damals den höchsten Gipfel, und was ist geeigneter, eine Revolution hervorzurufen, als eine Hungersnoth? Dies sah der Herzog nur zu gut ein; er fühlte sich nicht mehr sicher und suchte neue Bundesgenossen. Im März schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß mit den erbittertsten Feinden seiner Stadt, mit den Pisanern, ab; bei einem ausbrechenden Kriege sollte Pisa 800, der Herzog 1200 Reiter stellen. Alle toscanischen Guelfen staunten über diesen unnatürlichen Bund; aber was galt die Stimme des Volkes, und waren nicht die florentinischen Demokraten ebenso seine Feinde wie die der Pisaner? Aber ohne Zweifel war auch diese Vereinigung von keiner der beiden Parteien redlich gemeint; denn der Eine wollte nur auf des Andern Kosten gewinnen; Florenz mußte ja doch die Zeche bezahlen. Um nun seinen Druck mehr systematisch auszuüben, setzte er sechs Podestà, für jeden Stadttheil einen, mit großer Gewalt und vollem Rechte über Personen und Eigenthum ein, kleine Tyrannen, die, meist zurückgerufene Edle, das Land und die Stadt aus-

sogen. Er selbst aber, von den widerstreitendsten Gefühlen hin- und hergeschaukelt, trotzte bald auf seine Macht, bald bebte er vor Anschlägen gegen sein Leben und seine usurpirte Herrschaft. Und sowie bei epidemischen Krankheiten Manche vor dem Namen derselben schon zittern und Alles, was sie daran erinnern kann, fernzuhalten suchen, so wollte auch er in träger Sorglosigkeit den Namen „Verschwörung" stets verscheuchen; denn er traute den Bürgern nicht mehr die Kraft zu, durch eine allgemeine Erhebung seiner Tyrannis ein Ende zu machen.

Deshalb bestrafte er Diejenigen, welche ihn durch Entdeckung von Verschwörungen aus seiner Ruhe aufscheuchten, auf die grausamste Weise, gleich als ob sie sich eine Wonne daraus machten, ihn mit der Erinnerung an einen möglichen Glückswechsel zu martern. So ließ er den Matteo di Morozzo, der ihm von einer Verschwörung der Medici Meldung machte, als Mitverschwornen einkerkern, nach den gräßlichsten Martern auf einem Karren mit glühenden Zangen zwicken, ihm mit einem Scheermesser Stücke Fleisch aus dem Rücken schneiden und auf dem Boden zum Richtplatz schleifen; für seine Treue gegen den Despoten hauchte er am Galgen seine feige Sklavenseele aus. Gleiches Loos traf am 31. März den Rinaldo di Lamberto degli Abati, der einst unter den Scharen Mastino's della Scala von Lucca in hohem Ansehen gestanden und angab, verschiedene Edle hätten sich mit Giovanni Riccio von Fogliano, Mastino's Feldhauptmann, gegen das herzogliche Regiment verschworen; auch ihn hielt Walther für einen Verräther und bestrafte ihn, ohne auf Beider Angaben Rücksicht zu nehmen. Gleiches Verfahren übte Guglielmo von Assisi gegen alle

Andern, die von Verschwörungen redeten; 22 der Edelsten des Staats wurden gehängt, ihre Güter confiscirt.

Um das Elend weniger fühlbar zu machen und durch neue Vorspiegelungen das Volk zu blenden, wollte er eine neue Feierlichkeit anstellen. Am Osterfeste 1343 gab er den Bürgern, Baronen, Gefolge und Söldnern ein herrliches Fest, an dem indeß nur wenige der Erstern Antheil nahmen. Auf dem Platze von Santa-Croce ward ein mehrtägiges Turnier gehalten; aber nur die Seinen betheiligten sich daran, der Pöbel war als Zuschauer versammelt, Adel und Mittelstand hielt sich fern. Dies entging ihm nicht, sein Mistrauen wuchs; San-Casciano ward gegen Ende April mit Laufgräben umzogen und Castello Ducale genannt; die Dorfbewohner erhielten Befehl, dahin zu wandern; aber nur wenige thaten es, um seine Tyrannei aus größerer Nähe nur deutlicher zu sehen und zu empfinden. Dann suchte er durch alle möglichen Lockspeisen den Pöbel zu ködern, damit er ihm wenigstens treu bliebe; denn wohl sah er ein, daß es unmöglich, ein ganzes Volk zu täuschen. In Florenz richtete er sechs Banden ein, bestehend aus Menschen des niederſten Standes, eine in San-Friano, eine in der Vorstadt Ognissanti, eine in San-Paolo, eine auf der breiten Straße der Schwertfeger (Via larga degli spadai); die beiden größten aber befanden sich in der rothen Stadt (Città rossa) und in San-Giorgio; ihre Anführer hießen „Kaiser" und „Paläologus" und lagen in beständigem Kampfe. Sie sollten den Ankampf der Titularherrscher von Constantinopel gegen die wirklichen Besitzer des byzantinischen Reichs darstellen und ihn an das ferne Griechenland erinnern, wo einst seine Ahnen mächtig und

ruhmvoll gethront; aber vergeblich war dieses Kinderspiel.

Damals stand Herzog Walther noch trotz der wachsenden Unzufriedenheit auf dem Gipfel seiner Macht; damals hegte er die Hoffnung sogar, König von ganz Mittelitalien zu werden, und nicht ungünstig war die Sachlage für ihn. Er wendete sich nach Avignon[29]), auf daß ihm der Papst das Herzogthum Aemilia, d. h. Tuscien, mit allen Rechten und Einkünften gegen einen jährlichen Zins auf Lebenszeit oder mindestens auf eine bestimmte Reihe von Jahren übertrüge, und Clemens VI. schien in der That dazu nicht abgeneigt zu sein, da das päpstliche Ansehen damals in Italien sehr gesunken war. Er schrieb daher am 16. Juni an den apostolischen Legaten, den Cardinalpriester Aimerich tit. S. Martini in montibus; doch noch bevor die päpstliche Bestätigung eintraf, hatte die herzogliche Herrschaft ein klägliches Ende gefunden.

Am 24. Juni feierte er das glänzendste Hoffest, das er je hielt, sein erstes und zugleich sein letztes. Am Tage St.-Johannis überbrachten die Handwerker nach althergebrachter Sitte ihre Gaben, doch ohne die Zunftbanner; am Morgen empfing er außer den 20 Wachskerzen, welche ihm die Castelle der Gemeinde sandten, 25 Mäntel von Goldstoff, Falken und Sperber als Kronsteuer von Arezzo, Pistoja, Volterra, Colle und San-Gemignano, von den Grafen Guidi, Mangona, Cerbaia, Montecarelli, Pontormo, den Ubertini und Pazzi am Val d'Arno und dem übrigen zinspflichtigen Adel der Umgegend. Auf dem Platze von Santa-Croce versammelten sie sich, gingen dann einzeln in den Palast und brachten ihre Geschenke dem heiligen Johannes dar, dessen seidenen Man-

tel der Herzog mit prächtigen Zierathen versehen und auf der Kehrseite bis an die Schleppe mit grauem Pelze verbrämen ließ. Hier entfaltete er allen Reichthum und Pomp, der Tag ward mit wahrhaft fürstlichem Glanze gefeiert; aber das Volk bedachte doch schon, daß diese Pracht mit seinem Schweiße und Blute bezahlt sei. Solche Schattenbilder waren schon zu sehr verbraucht, um zu imponiren. Namentlich aber fiel es Allen auf, daß Pisa die versprochenen 8000 Goldgulden nicht übersandte, wie es doch nach dem Staatsvertrage vom 14. October sein sollte; aber durch das Privatbündniß mit Pisa war dieser Punkt bereits modificirt worden. Man schloß aus dieser Nichtachtung des Vertrags, daß Walther doch wol kein so großer Feldherr sein möchte, wie es erst hieß; seine schlechte Justiz, von der er bald ein neues Beispiel gab, erregte aufs neue den Haß. Bettone di Cino de' Cini, ein feiler Miethling und ruchloser Schwätzer, war durch die Gnade Walther's von der niedrigen Stelle eines Ochsenführers des alten Wagens (menatore di buoi dell antico carroccio) zum Prioren befördert und mit dem Scharlach bekleidet worden. Nach Niederlegung seines Amtes fiel es ihm ein, sich über eine schwere Auflage zu beschweren. Kaum vernahm dies der Herzog, so ließ er ihn einkerkern, ihm als einem Lästerer die Zunge ausreißen und diese auf einer Lanzenspitze durch das Land tragen; an seiner Wunde starb er bald nachher in Pesaro. Obgleich nun die Bürger dem Bettone wegen seines elenden Charakters solche Strafe wol gönnten, sah man jetzt in ihm nur einen Märtyrer der herzoglichen Tyrannei; man vergaß alles Schlechte, was er der Stadt zugefügt, und weinte im Stillen über eine

Zeit, in der keine Redefreiheit herrschte, in der man sich nicht einmal über das erlittene Leid beklagen durfte.

Unterdeß schloß Walther am 2. Juli einen neuen Bund mit Mastino della Scala von Verona, Obizzo von Este und Taddeo de' Pepoli, dem Herrn von Bologna, den er auch durch Familienbande an sich knüpfte; aber fremde Tyrannen konnten ihn nicht schützen; das florentinische Volk ertrug Vieles, bis endlich ihm die Geduld riß. Die Todtenstille, die in der Stadt herrschte, weissagte ihm keinen glücklichen Fortgang; der Hauch der Tyrannei, der Alles durchwehte, mußte fliehen vor der allgemeinen Erbitterung. Da wollte man schon aus seinem Horoskop, das ihm gelehrte Astrologen in der Stunde, in der er die Herrschaft über Florenz ergriff, gestellt hatten, den Schluß gezogen haben, daß er kein Jahr lang herrschen würde und daß sein Abzug elend und schmachvoll, mit vielen Unruhen und Verräthereien verknüpft, aber unblutig sein werde. Aber Villani, bei dem man die nähern astrologischen Notizen auch finden kann, bemerkt richtig, daß mehr seine schlechte Verwaltung, der Misbrauch seiner gewaltigen, unumschränkten Macht und seine Schandthaten ihm das Verderben bereiteten, als eine unglückliche Constellation. Die Florentiner sahen täglich neue Ausbrüche seiner Tyrannenlaune, eine Steuer drängte die andere; um die bei Mastino contrahirte Schuld zu tilgen, zog er große Abgaben aus der Stadt, verwendete sie aber keineswegs zu dem vorgeschützten Zwecke, sondern ließ die 27 Bürgen, edle Florentiner, die sich nach Verona begeben, ganz im Stich. Das sah man bald ein, daß dem Herzog das Wohl der Gemeinde durchaus nicht am Herzen liege und daß er nur bedacht sei, für sich

Reichthümer zu erwerben. Fast alle Schriftsteller stimmen überein, wenn sie die Habgier, verbunden mit Geiz, als den Hauptzug seines Charakters darstellen; daneben war er äußerst grausam, willkürlich, wollüstig und roh.[30]) Mit Eiden spielte er nur, Gnade war ihm fremd; Ungerechtigkeit hegte er, wo sie seinem Interesse diente; Stolz und Brutalität einten sich mit Schlauheit und Bosheit; seine wechselnde Laune haßte nichts mehr als Dankbarkeit; Niemandem wollte er verpflichtet sein, Alles sich selbst verdanken. Mehr die verschmitzte Natur eines Griechen als die offene, loyale eines Franzosen lag in ihm; doch mögen auch die vielen Widerwärtigkeiten, die er während seines ganzen Lebens erlitten, viel zu solcher Härte beigetragen haben. Wenigstens war er noch besser als die Florentiner, welche sich zu Dienern seiner Tyrannei herabwürdigten, und konnte er wol eine günstige Meinung von einem Volke haben, das sich so ruhig knechten ließ? Aehnlich dem berüchtigten Cesare Borgia, strebte er nicht nach der Liebe seiner Unterthanen; die Furcht sollte sie regieren; ohne Religion achtete er weder Menschen noch Gott. Damit verband er ein abstoßendes Aeußere, er trug einen langen, dünnen Bart, war klein und schwärzlich; in seinen Augen konnte man seinen wilden Charakter lesen. Er erniedrigte die Würde des Staats, zerstörte die Verfassung, vernichtete die Gesetze, befleckte die Sittlichkeit. Die, welche nie gewohnt waren, eine königliche Pracht zu schauen, begegneten ihm nicht ohne Schmerz, wie er von bewaffneten Trabanten zu Fuß und zu Roß umgeben war. Der Haß gegen ihn wuchs stündlich, sodaß seine Frevel, wie Machiavelli sagt, nicht nur die Floren-

tiner, welche die Freiheit nicht zu behaupten verstehen und die Unterwürfigkeit nicht ertragen können, sondern jedes noch so knechtische Volk zur Wiedererkämpfung seiner Freiheit entflammt haben würden. Zu spät erkannten die Bürger, daß die innere Zwietracht sie der Willkür geopfert und nur durch Einheit die Wunden, die ihnen die Tyrannei geschlagen, geheilt werden könnten. Erst als der Becher der Schmach bis auf die letzte Hefe geleert war, konnte man bessere Tage hoffen; erst mußten alle Stände beleidigt und niedergetreten sein, ehe an Abstellung seines willkürlichen Regiments zu denken war. Und hier bewährte sich denn das alte florentinische Sprüchwort, daß die Stadt sich nie rege, wenn nicht Alles unzufrieden sei:

Firenze non si muove,
Se tutta non si duole.

Alle Stände empörten seine Erpressungen und die Ausschweifungen der Seinen; aber auch die einzelnen Classen des Volkes hatten für sich allein Grund genug, den Despoten tödtlich zu hassen. Die Großen zunächst, welche einst in Florenz geherrscht, hatten gehofft, wenigstens ein Drittel aller Staatsämter zu erhalten und selbst den Herzog nach ihrem Willen lenken zu können. Aber er, als absoluter Fürst, wollte weder ein Sklave des Adels sein, noch dessen wankelmüthigem Sinne die wichtigsten Posten anvertrauen; daher gab er diese nur seinen Creaturen. Während nun der Adel murrte, daß er die Herrschaft nicht wieder erlangt, sah der Mittelstand ein, daß er die Herrschaft verloren. Er hatte Wiederaufblühen des Wohlstands und Schwinden des Aufwands erwartet und nur Gewaltstreiche und Frevelmuth gesehen; die Bankrotte häuften sich, die Theuerung

wuchs, sodaß ein Scheffel Korn auf 20—25, ein cogno Wein auf 65 Solidi zu stehen kam; dazu kam noch die Unterdrückung der Redefreiheit, die am tiefsten verletzte. Künstler und Handwerker hatten keinen Erwerb mehr, auf ihnen lastete der schwerste Steuerdruck, Armuth riß überall ein. Am längsten hielt noch der Pöbel mit ihm; denn da er von Natur aus den Schlechtesten besteht, kennt er den Namen Vaterlandsliebe nicht; unbegrenzte Willkür ist sein Panier. Darum schließt er, der nur gewinnen, nichts verlieren kann, sich stets der Verfassung an, die nach Aristoteles die schlechteste von allen ist, der Tyrannis. Aber als Herzog Walther auch ihm seine Zuchtruthe fühlen ließ und seinem Uebermuth Schranken setzte, verlor er den letzten Schatten von Popularität; die Masse sah ein, daß sie aus der Charybdis in die Scylla gerathen, und antwortete auf die Maßregeln der Gewalt mit dumpfem Murren. Was Walther so ängstlich fernhalten wollte, geschah doch; Verschwörungen mußten sich bilden, zunächst unter den Guelfen, dann bei den Ghibellinen. Der erste Plan dazu ward von den Bostolini gesponnen; bald hatten sich fünf Verbindungen gegen ihn gebildet, die sich auf drei concentrirten.[31])

An der Spitze der einen stand der Erzbischof Angelo Acciajolo, einst der Herold der herzoglichen Tugenden, jetzt ebenso eifrig bemüht, nach Kräften die Wunden zu heilen, die er geschlagen. Ihm folgten von den Bardi Pietro, Gierozzo, Jacopo di Guido, Simone di Geri, die Walther vordem in ihre Güter wiedereingesetzt, aber durch sein Verfahren gegen einen Verwandten gekränkt; aus demselben Geschlechte ferner Andrea di Filippozzo di Gualterotto, der erst das Haupt einer eigenen Verschwö-

rung gewesen. Von den Rossi hingen ihnen namentlich Salvestrino und Pino, von den Scali Ugone di Vieri, von den Frescobaldi Giramonte und Agnolo, der die Würde eines Prioren von San-Jacopo bekleidete, an. Sie waren sämmtlich aus adeligen Geschlechtern entsprossen, hatten einst die Erhebung des Herzogs von Athen eifrigst betrieben und hofften nun, selbst wieder ans Ruder zu kommen. Doch verschmähten sie es nicht, auch Popolanen in ihren Bund aufzunehmen, in der festen Ueberzeugung, doch nach Besiegung des Zwingherrn die alte Rolle wieder spielen zu können. So gehörten zu ihnen die Magalotti, Altoviti, Strozzi und Mancini, damals noch plebejische Geschlechter, von denen später die beiden letzten in Italien und Frankreich Herzogskronen erwarben; sie wollten den Guglielmo degli Altoviti rächen. Der Plan des Adels war nun, den Herzog zu erdolchen, wenn er aus seinem Palaste in den Rath ginge; Unterhandlungen wurden mit Pisa, Siena, Perugia, den Grafen Guidi angeknüpft, um desto sicherer die Herrschaft zu behaupten; aber während sie diese für die Zukunft unpopulär machten, scheiterte ihr Anschlag gegen den Herzog an seinen bewaffneten Söldnern und den Eisengittern seines Palastes.

Die zweite Verschwörung, deren Mitglieder dem zweiten und dritten Stande angehörten, leiteten Manno di Amerigo Donati und sein Bruder Corso, Enkel jenes Herrn Corso, der 1308 in Florenz eine bedeutende Rolle gespielt; mit ihnen waren Bindo, Beltramo und Mari aus dem später so unglücklichen Geschlechte der Pazzi, Niccolo di Alamanno und Tile di Guido Benzo de' Cavicciuli, sowie verschiedene Albizzi verbunden. Sie

wollten schon früher am Tage St.-Johannis den Herzog erdolchen, wenn er aus den Häusern der Albizzi dem großen Pferderennen zusehen wollte; aber sei es, daß er den Plan ahnte, oder ein anderer Grund ihn abhielt, er erschien nicht, und man mußte daher auf andere Wege sinnen, um ihm beizukommen.

Antonio di Baldinaccio degli Adimari, ein edler, patriotischer Mann, hatte die dritte Verschwörung gestiftet, mit ihm Lodovico di Lippo Aldobrandini und die so schwer getroffenen Medici, Bordoni und Oricellai; in ihnen war der Mittelstand, der Patriotismus vertreten. Sie wußten, daß der Herzog ein Mädchen aus dem Geschlechte der Bordoni liebte und ihretwegen oft bis an ein Kreuz ritt, das am Ende des Wegs am Trebbio stand; in seinem Gefolge waren dann nur 25—30 unbewaffnete Männer, unter welchen sich auch Mitverschworene befanden. Darauf bauten sie ihren Plan. Sie brachten in jedes der an jenem Kreuze stehenden zwei Häuser Waffen in Menge, rüsteten Barrikaden, um ihn auf dem Wege abzusperren; 50 Reiter sollten ihn dort unvermuthet überfallen, nach seinem Tode sollte ein Aufruf durchs ganze Land ergehen, während sich alle Bürger zum Kampfe gegen die ihres Führers beraubten Söldner rüsteten. Aber auch hiervon bekam er Wind; er vernahm, daß neue Waffen geschmiedet würden, und ließ sich seitdem von zwei Abtheilungen von 50 französischen Rittern und 100 Trabanten zu Fuße geleiten.

Nichtsdestoweniger gab keine der drei Parteien ihr Vorhaben auf, sondern harrte nur einer günstigen Gelegenheit, den Herzog zu stürzen. Es könnte auffallend erscheinen, daß keine der Verschwörungen von der andern

eine Ahnung hatte; aber bei der argwöhnischen Natur des Herzogs, bei der unterdrückten Redefreiheit mußte die höchste Heimlichkeit obwalten. Dennoch wurden dieselben an einem Tage entdeckt; aber diese Entdeckung führte auch die Katastrophe herbei. Antonio degli Adimari theilte seinen Plan nämlich einem sienesischen Soldaten mit, der im Dienste des Francesco Brunelleschi stand; dieser enthüllte ihn seinem Herrn, da er ihn für eingeweiht hielt. Brunelleschi, ein erbitterter Feind des Adimari, begab sich sofort zum Herzog; sein Diener folgte als Zeuge. Walther ahnt es; er weiß, daß dieser Ankläger zu sehr für seine Herrschaft eingenommen ist, als daß er ein Verräther sein könnte. Darum läßt er am 18. Juli plötzlich den Paolo di Francesco del Manzeca, einen ehrbaren Bürger am St.-Peter's Thore, und den Simone da Monterappoli festnehmen; auf der Folter erpreßt er von ihnen die Namen vieler Verschwornen und ihres Hauptes. Sogleich wird Adimari vorgeladen, und obgleich ihm seine Freunde schleunige Flucht anrathen, erscheint er doch, weil ihm der Herzog Sicherheit verheißen. Er wird mit den Meisten seiner Partei, unter denen auch Beltramo de' Pazzi, gefangen genommen; nur Wenige entfliehen. Wie ein Donnerschlag wirkt dieses Verfahren auf das ganze Volk; aber anstatt zu verzagen und den Plänen zu entsagen, verbinden sich die Reste der Verschwörungen um so fester, eingedenk des alten Wortes, daß Verzug den Gerüsteten stets geschadet. Jetzt ist nicht mehr von heimlichen Verschwörungen die Rede; ein offener Aufstand wird organisirt, ganz Florenz waffnet sich zur Empörung. Aber den Herzog von Athen verläßt in diesem kritischen Moment sein Muth, er sieht

den offnen Abgrund vor sich, wagt aber nicht, ihn mit den Leichen der Gefangenen zu füllen. Brunelleschi und Uguccione de' Buondelmonti rathen ihm, die eingekerkerten Häupter niederzumachen und an der Spitze des ihm noch anhangenden Pöbels das ganze Land zu durchziehen. Aber unschlüssig schickt er zunächst Verstärkungen in die Castelle und aufs Land und bittet den Herrn von Bologna um Hülfe. Pepoli sendet ihm in der That 300 Mann; auf ihre Hülfe bauend, gewinnt er den alten Trotz wieder und brütet einen schwarzen Racheplan aus. Freitag den 25. Juli ladet er 300 der edelsten Bürger für den folgenden Tag zu sich ein, angeblich um sich mit ihnen im Palaste über die Gefangenen zu berathen, in der That aber, um sie entweder als Geiseln zu behalten oder mit ihnen nach Brunelleschi's Rathe zu verfahren. Aber fest entschlossen, sich nicht wie Lämmer zur Schlachtbank führen zu lassen, wollen sie im Kampfe die verlorene Freiheit wieder erringen oder wenigstens als Freie sterben; kein Einziger wagt sich in die Höhle des Löwen.

Noch an demselben Tage schickt die erste Partei, die aus dem Adel besteht und sich allein für zu schwach hält, Abgeordnete nach Siena und Olivo um Unterstützung; Bardi und Frescobaldi, welche der Herzog aus pisanischen Banden erlöst, eilen nach Pisa, um mit Hülfe der alten Feindin Rettung der geknechteten Vaterstadt zu bringen. An dem regen Treiben, das sich jetzt in Florenz entwickelt, sieht Walther, daß die Entscheidungsstunde naht; bald bewegen neue Zweifel seine Seele; aber wenn er an seine 600 Reiter denkt, an die Hülfe, die ihm aus Frankreich, der Romagna und Bologna zugekommen, wächst ihm aufs neue der Muth. Die Par-

teien des Adimari und Donati einigen sich indeß, man ersinnt eine Kriegslist. Am folgenden Tage um neun Uhr, wenn die Arbeiter ihre Werkstätten verlassen, sollen am Altmarkt und am Petersthore Einige aus der Hefe des Volkes scheinbar unter sich Streit anfangen und dabei den Ruf: „Zu den Waffen! zu den Waffen!" erschallen lassen. Die ganze Nacht rüsten sich die Bürger zu Fuß und zu Roß; die Harnische der Väter, die alten Banner mit den Wappen des Volks und der Gemeinde werden aus ihrem Staube hervorgesucht.

Der neue Tag bricht an; es ist der 26. Juli 1343, ein Samstag, der heiligen Anna geweiht. Verabredetermaßen entsteht um neun Uhr ein Auflauf; mit lautem Rufe: „Nieder mit dem Herzog und seinem Anhang! Nieder mit dem treulosen Wütherich! Hoch lebe das Volk und die Gemeinde!" sprengt Manno Donati über die Brücke Rubaconte, unzählige Mitverschworene stimmen ein. Im Viertel jenseit des Arno umarmen sich Edle und Niedere, küssen sich auf den Mund und schwören sich ewige Treue; sie sperren die Brücken, um wenigstens für sich die Freiheit zu gewinnen. Die neue Verwaltung, so beschließt man, soll zwischen Adel und Mittelstand getheilt sein, genug, um bei der herrschenden Erbitterung gegen den Despoten die zwei mächtigsten Stände zu vereinigen. Ueberall erheben sich Barrikaden und sperren den Söldnern die Zugänge; aber nur 300 Reiter kommen auf dem Markte des Volks an, der Rest fällt entweder bei den Barrikaden oder wird in Kneipen und liederlichen Häusern ergriffen und der Rosse und Waffen beraubt. Anfänglich hält noch der größte Theil des Pöbels und einige nicht eingeweihte Bürger es mit dem Herzog; der

verruchte Uguccione de' Buondelmonti weicht nicht von seiner Seite; Acciajuoli, Peruzzi, Antellesi, aus jenen plebejischen Familien, die zuerst den absolutistischen Gelüsten desselben geschmeichelt, folgen ihm in den Priorenpalast; Fleischer und Wollkämmer schreien laut: „Hoch lebe der Herr Herzog!“ Gianozzo Cavalcanti wagt es noch, auf dem Altmarkte von einer Bank herab den Herzog zu preisen; prahlend mit dessen Macht, fodert er das Volk zu seiner Vertheidigung auf. Niemand leistet ihm Folge; er entrinnt kaum der Volkswuth in den herzoglichen Palast, wo Walther auch zu seiner Sicherung die Prioren der Künste festhält; manche seiner Anhänger gehen zu den Aufständischen über. Die Bewohner der fünf Stadttheile diesseit des Arno besetzen, um die gefangenen Adimari, Medici, Altoviti, Oricellai und Ricci zu befreien, geführt von deren Verwandten, die zwölf Zugänge zum Priorenplatze; Barrikaden versperren die Wege, sodaß Niemand aus- und eingehen kann. Bei Tag und Nacht wird hier blutig gestritten, Bürger fallen durch Steine und Pfeile der Söldner; endlich räumen diese um Mitternacht den Platz und ziehen sich ins Schloß zurück. Nur wenige von ihnen werden nach tapferm Widerstande getödtet, viele dieser Miethlinge ergeben sich und betteln um ihr verkauftes Leben. Corso Donati eilt unterdeß mit seinen Genossen zu den Gefängnissen, legt Feuer an die hölzernen Thürme und Fallthüren, von innen helfen die Eingekerkerten. So stoßen zu ihm sein Bruder Manno, Nicolao di Alemanno de' Donati und Tile de' Cavicciuli; im Fluge geht es zum Palaste des elenden Podestà Baglione, den man im Sturm einnimmt. Während Baglione sich in

den Häusern der Albizzi versteckt und seine Genossen in Santa-Croce ein Asyl suchen, wird der Palast ganz verwüstet, alle Acten wandern ins Feuer; nur die Fenster und Bänke bleiben unversehrt, da sie der Gemeinde gehören. Die im Kerker della Bolognana schmachtenden Patrioten werden befreit; die Bücher aus der herzoglichen Kanzlei, welche die Namen der Verbannten und Rebellen enthalten, verbrennt man, um auch diese Spur der Tyrannei zu vertilgen. Die Schriften des Handelsgerichts, vielfach gefälscht, werden zerrissen, die Häuser der herzoglichen Schergen demolirt; aber weitere Excesse duldete das Volk in seiner Großmuth nicht. Bald rasseln auch die Zugbrücken von Oltrarno herunter, mit dem Banner des Volks reiten die Bardi über den Rubaconte, die überflüssigen Barrikaden werden weggeräumt, überall erschallt der Ruf: „Hoch lebe Volk und Freiheit! Nieder mit dem Herzog und den Seinen!“ Gegen 1000 Bürger sind in Waffen, auf eigenen oder erbeuteten Rossen, 10,000 Mann in Helm und Panzer stehen zu Fuße zum Kampfe bereit; zahlreiche Fremde und Dorfbewohner folgen ihrem Beispiel, und der raubgierige Pöbel, der die neue Sonne untergegangen sieht, ist jetzt ebenso gut demokratisch, als er vordem herzoglich war.

Der Straßenkampf ist geendet; die Anhänger Brienne's haben die Stadt geräumt; nun gilt es noch, ihn aus seinem befestigten Schlupfwinkel zu vertreiben. In seiner Burg hält sich der Herzog von Athen noch mit 400 Mann; aber er hat vergessen, sich zu verproviantiren; nur Zwieback, Salz und Essig bieten den kampfesmüden Kriegern ein kärgliches Mahl. Walther gibt indeß seine Herrschaft noch nicht verloren, er versucht es mit einem

Palliativ. Er läßt den gefangenen Antonio degli Adimari vorführen, und nachdem er ihm erklärt, er verdiene wegen seiner Anschläge den Tod, verspricht er ihm die Freiheit, wenn er ein loyaler Mann sein und von ihm die Ritterwürde annehmen wolle. Adimari erklärt standhaft seine Unschuld, gibt aber endlich weniger aus Furcht für sein Leben, als weil die Prioren ihm rathen, sich zur Ehre des florentinischen Volkes dem Anerbieten Walther's zu fügen, nach; Sonntag den 27. Juli wird er zum Ritter geschlagen und sofort mit seinen Schicksalsgefährten freigelassen. Um populär zu erscheinen, pflanzte der Herzog das Panier des Volkes auf; aber er lebte in einem großen Irrthum, wenn er glaubte, daß ein Volk, einmal betrogen, dem Betrüger leicht wieder Glauben schenkt, oder wähnte, die einmal entfesselte Wuth lasse sich so schnell wieder beschwichtigen. Hätten damals auch die zwei höhern Stände ihm die Herrschaft unter großen Beschränkungen lassen wollen, der Pöbel hätte es nun nimmermehr zugegeben. In derselben Nacht noch kamen dem Volke Hülfstruppen. Der Rath der Neun, der in Siena an der Spitze stand, wählte zwei Drittel der bewaffneten Mannschaft aus, um die benachbarte Republik gegen den gemeinsamen Feind zu unterstützen. Voran zog der Feldhauptmann Fortebraccio de' Montone mit sechs Gesandten, 300 Reitern und 400 Bogenschützen, ihm folgten 4000 Sieneser zu Fuß. Auch San-Miniato schickte 2000, Prato 500 Mann, der edle Graf Simone de' Poppi von Battifollo und sein Neffe Guido führten 400; bewaffnetes Landvolk strömte haufenweise in die Stadt. Auch Pisa sandte 400 mannhafte Ritter; aber man ließ sie nur bis zur Vorstadt della Lastra

kommen, da die alte Eifersucht noch nicht gewichen und Die, so sie gerufen, einst die eifrigsten Anhänger des Herzogs gewesen. Auf allgemeines Verlangen zogen sie daher wieder ab; die Einwohner von Montelupo, Empoli, Capraja und Pontormo aber begingen dabei eine schändliche Handlung, überfielen die Arglosen, mordeten und plünderten unter ihnen, welcher Treubruch in Pisa allgemeinen Zorn erregte.

Durch das ganze Land verbreitete sich unterdessen wie ein Lauffeuer die Nachricht, daß der Herzog belagert werde; alle Städte, die er bis dahin beherrscht und in gleicher Weise wie Florenz mishandelt, erhoben sich und warfen das Joch ab. In Arezzo ward sein Castellan, Guelfo di Bindo de' Buondelmonti, in der Burg selbst von den Guelfen angegriffen und capitulirte alsbald; doch folgten dort noch blutige Wirren, die erst im October durch den Bischof Buoso beigelegt werden konnten. Auch in Castiglione Aretino streckten die herzoglichen Befehlshaber Andrea di Tingo de' Bardi und Jacopo di Luigi de' Pulci unverzüglich die Waffen und ergaben das Schloß ohne Kampf an die Tarlati. In Pistoja rief man, sobald die Nachricht von der florentinischen Revolution anlangte, sofort nach Freiheit und Guelfen, man besetzte Serravalle wieder und zerstörte das von den Florentinern erbaute Castell. Auch in Colle di Val d'Elsa und San-Gemignano fielen die Zwingburgen, die Schlösser von Val d'Arno und Val di Nievole befreiten sich, Volterra huldigte wiederum dem Ottaviano de' Bolforti. So war das herzogliche Besitzthum auf seine Burg in Florenz beschränkt; aber die Republik erlitt dadurch den meisten Schaden, indem sie durch Wiedererkämpfung

ihrer Freiheit ihren Unterthanen ein Beispiel gegeben hatte, wie sie die ihrige wiedererkämpfen sollten. Nach Ankunft der sienesischen Hülfstruppen nun ließ der Erzbischof Angelo unter Glockenklang alle Freunde des Vaterlands in den Palast des Podestà laden, um Anstalten zur Reformation der Verfassung zu treffen. Montag den 28. Juli fand große Volksversammlung in Santa-Reparata statt; 14 Bürger, zur Hälfte Patricier, zur Hälfte Plebejer, wurden aus den sechs Stadttheilen erwählt, um bis zum 1. October die Oberherrschaft in der Stadt zu führen und neue Gesetze zu geben. Sie versammelten sich sogleich im erzbischöflichen Palast und wählten einstimmig zum Podestà den Grafen Simone von Battifolle; da dieser aber wegen seines hohen Alters auf dieses Amt Verzicht leistete, sollte der Marchese Giovanni di Valiano an seine Stelle treten; ihn vertraten bei seiner Abwesenheit sechs aus beiden Ständen erlesene Bürger, die im Palaste des Podestà mit 200 Kriegsknechten zu Fuß residirten.

Während dieser Anordnungen ward der Herzog Tag und Nacht in seinem Palaste belagert; Hunger sollte seinen Sinn beugen und ihn zur Uebergabe zwingen. Der Pöbel aber machte Jagd auf seine Häscher und Freunde und vollzog an den verruchtesten von ihnen ein schauderhaftes Autodafé, an dem sich selbst Vornehmere, deren Verwandte sie gemordet, betheiligten. Zuerst ergriffen die Altoviti einen Notar des Conservadore, der mit vielen Mordthaten und andern Freveln sein Gewissen belastet; er ward in Stücke zerrissen. Gleiches Loos traf jenen Simone da Norcia, der, anstatt die Gemeinde zu schützen, Unzählige theils mit Recht, theils mit Unrecht gefoltert; Filippo

Terzuoli, der als Notar dem Herzog aus Neapel gefolgt und die Würde eines Hauptmanns der Fußhäscher erlangt, ward vor dem Thore San-Scheraggio in einer Schindergrube zerstückelt. Noch andere Verbrecher wurden auf gleiche Weise bestraft, nach einer freilich unverbürgten Nachricht auch ein Neffe des Herzogs; am schrecklichsten aber war der Tod des Arrigo Fei, der als Zollvorsteher die Aufsicht über die Salzdouane gehabt und, obgleich Florentiner von Geburt, mit empörender Grausamkeit gegen seine Mitbürger verfahren. Um unerkannt zu bleiben, barg er sich in eine Mönchskutte, ward aber in San-Gallo erkannt und niedergemacht. Kinder schleiften seine Leiche durch die Stadt; am Priorenpalaste vor den Augen des Herzogs hing man ihn an den Beinen auf und sperrte ihn wie ein geschlachtetes Schwein mit Holz; ja Einige gingen in grenzenloser Rachsucht und viehischem Blutdurst so weit, daß sie die Leiche mit Feuer brannten und in sein Fleisch bissen. Während dieser unmenschlichen Blutscenen begaben sich der Erzbischof, Graf Simone, die sechs sienesischen Gesandten und die 14 Reggenti zum Herzoge in den Palast und unterhandelten mit ihm wegen des Abzuges; aber das Volk, gleich einem Tiger, der, wenn er einmal Blut gekostet, sich nie sättigen kann, brüllte nach neuen Opfern. Man verlangte den Tod des Conservadore, seines Sohnes und des Cerettieri Visdomini. Lange widersetzt sich Walther dem unritterlichen Ansinnen, die zu ihm Geflüchteten der Volkswuth preiszugeben; aber nur unter dieser Bedingung konnte er selbst seine Freiheit erkaufen. Die burgundischen Söldner des Herzogs drohten, falls er jene nicht aufopfere, ihn selbst auszulie-

fern; endlich gab er nach. Freitag den 1. August um die Mittagsstunde nahmen die Burgunder den Conservadore Guglielmo von Assisi und seinen achtzehnjährigen Sohn Gabriello, den Walther kurz zuvor zum Ritter geschlagen, der aber vielfachen Antheil an den Grausamkeiten seines Vaters genommen, und stießen sie, die jämmerlich in braune Leichengewänder gehüllt, vor das Thor des Palastes. Wie eine gierige Meute stürzte das Volk auf diese Elenden, zerschnitt erst den Sohn, dann den Vater in kleine Stücke, trug die blutigen Trophäen auf Schwertern und Lanzen durch die Stadt; ja einige Unmenschen sollen sogar davon gegessen haben, um ihren Blutdurst zu kühlen. Diese Gier des Volkes rettete dem Visdomini das Leben; nachdem er noch die Nacht über im Palaste geblieben, floh er am andern Morgen heimlich zu den Bardi, die ihn, weil er ein Florentiner, vor dem gräßlichsten Ende bewahrten und über die Grenze schafften. Wegen der blutigen Rache dagegen, welche die Altoviti und Oricellai am Conservadore genommen, wurden später zwei aus jedem Geschlechte vom Volke zu Rittern geschlagen.

Sonntag den 3. August endlich ergab der Herzog von Athen den Palast den Abgeordneten des Volkes gegen persönliche Sicherheit und freien Abzug für sich und die Seinen; der stolze Mann verzichtete auf Herrschaft und Gerichtsbarkeit, versprach, keine Fehde aus Rache gegen Florenz ansagen zu wollen und alle Beleidigungen zu verzeihen; jenseit der Grenze des florentinischen Gebiets gelobte er den Vertrag zu ratificiren. Noch einige Tage verblieb er im Palaste, geschützt von der neuen Regierung und den Abgesandten von Siena; noch im-

mer hoffte er, von seinen auswärtigen Bundesgenossen Hülfe zu erhalten. Endlich, da keine Aussicht dazu mehr vorhanden und das Volk ihn zum Abzug drängte, verließ er 11 Tage nach dem Aufstande, Mittwoch den 6. August seinen Palast und die Thore von Florenz. Er, der einst als Erlöser in feierlichem Aufzug genaht und unter Jubel empfangen, wurde nun wie ein Verbrecher vom Grafen Simone, den sechs sienesischen Gesandten und Florentinern, die die Gemeinde aus beiden Ständen erlesen, durch das Thor San-Nicolo über den Arno nach Rignano escortirt. Dort war die Grenze des florentinischen Gebiets gegen die Gemeinde Vallombrosa und die Besitzungen der Poppi von Battifolle. In Cosentino verlangten seine Begleiter, daß er den Vertrag ratificire; lange zögert er, da drohen Graf Simone und sein Neffe Filippo di Pandolfino, ihn ungesäumt nach Florenz zurückzuführen; endlich unterschreibt er. Allein zieht er weiter mit seinem geringen Gefolge, zwar reich an Geld, das er durch die Zwietracht der Florentiner aufgehäuft, doch arm an Ruhm; die Verachtung Aller folgt dem Schmachbedeckten. Den 7. August gegen zwei Uhr kam er nach Bologna [32]); sein Freund Taddeo de' Pepoli zog ihm bis ans Hospital dei Croci entgegen, beherbergte ihn in seinem Palaste und entließ ihn, reichlich mit Geld und kostbaren Rossen beschenkt. Von da begab er sich zu seinem ehemaligen Bundesgenossen, dem Markgrafen Obizzo III. von Este [33]), nach Ferrara, ward mit fürstlicher Pracht aufgenommen und speiste den zweiten Tag bei ihm; dann setzte er seinen Weg über Francolino nach Venedig fort, von wo er mit zwei Galeeren nach Neapel auf seine Güter heimkehrte. In Florenz waren rasch

die Barrikaden entfernt, die Waffen bei Seite gelegt; Bauern und Fremde zogen heim, die Werkstätten öffneten sich wieder, die Geschäfte gingen den alten Gang. Die 14 di balia annullirten sämmtliche herzogliche Decrete, überall wurden seine Wappen vertilgt; nur eines ließ man übrig am Hause des Visdomini in der Straße Calzajuoli, um es mit einer Inschrift über seine treulose Tyrannei zu brandmarken.[34]) Zwar hat längst die Zeit dieselbe bis auf wenige Worte verwischt, aber noch heute prangt dort über dem Portale der stolze Löwe der Brienne. Der 26. Juli, der Tag der heiligen Anna, ward zu einem Feiertage für die Florentiner erhoben, da sie an ihm ihre Freiheit wiedergewonnen; noch zu unserer Zeit wird er als solcher mit dem größten Pompe begangen.

So endete die Revolution von 1343 in Florenz, die einen der bedeutendsten Wendepunkte in der Geschichte Toscanas bildet. „Wenn keiner Republik Spaltungen jemals denkwürdig waren, so sind die der florentinischen höchst denkwürdig", sagt Machiavelli in der Einleitung zu seinem classischen Geschichtswerke. Diese Revolution war für Toscana Dasselbe, was für England und Frankreich die von 1645 und 1789, wenn sich auch jene der Größe nach durchaus nicht mit diesen messen kann; die Folgen waren einander nicht unähnlich. Verzeihlich ist es sicher dem Demokraten Villani, wenn er im Hinblick auf die Tyrannei Walther's die Völker ermahnt[35]), sich ein Beispiel daran zu nehmen und nie erbliche oder lebenslängliche Herrschaft zu wünschen; hätte er die goldenen Tage der Medici gesehen, würde er wol seine Ansichten modificirt haben. Aber wie es mit den menschlichen Dingen zu ergehen pflegt, so dauerte auch in Florenz die

Einheit nicht lange. Der Mittelstand hatte den Usurpator besiegt, er wollte allein herrschen und den Adel wie den Pöbel gleichmäßig seine Macht fühlen lassen. Aber der Popolo minuto hatte durch Walther's Regierung erkannt, daß er in allen Sachen den Ausschlag gebe; was der Tyrann gesäet, erntete, wie fast immer, der Pöbel, der 24. September desselben Jahres entschied den Sieg der Ochlokratie. Der Adel verlor allen Einfluß, nur der Mittelstand konnte die neue Staatsform etwas mäßigen.

Damals traf auch ein neuer Schlag den so sehr gebeugten Herzog. Noch immer hatte er gehofft, einst noch einmal mit Hülfe der Kirche als Herrscher in der Burg der Pallas Athene einziehen zu können; auch hier zerrannen alle Aussichten. Die Catalonier schlossen Frieden mit dem Papste, nach dem sie seit mehren Jahren begehrt; der Dauphin Humbert II., Anführer eines Kreuzheeres, das dem Fürsten Umurbeg von Aidin das wichtige Smyrna entreißen sollte, vermittelte ihn.[36]) Seitdem flog kein päpstlicher Bannbrief mehr über das Adriatische Meer gen Attika und Böotien, ruhig behaupteten sich die Enkel in den von ihren Ahnen errungenen Besitzungen, und erst 30 Jahre später, als auch sie in Schlaffheit versunken, bestieg ein Florentiner den Herzogsstuhl der Brienne. Walther aber hatte nicht mit christlicher Liebe den Florentinern ihre Beleidigungen verziehen; ihn verlangte nach Rache, den Papst, wie den König von Frankreich ging er um Hülfe an; denn sein Beschützer, Robert von Neapel, starb um diese Zeit und hinterließ den Thron der Angiovinen einer wankelmüthigen Buhlerin. Unter ihr zu stehen, das vertrug sich nicht mit seinem Stolze; bald verließ er Neapel

und siedelte nach Frankreich über. Aber wegen der Ränke, die er gegen Florenz schmiedete, musste er es sich auch gefallen lassen, daß die undankbaren Ochlokraten daselbst am 11. December 1344 einen Preis von 10,000 Goldgulden auf seinen Kopf setzten[37]) und zur Verewigung seiner Tyrannei ihn nebst seinen Freunden, dem Conservadore Guglielmo, dem Podestà Meliadoce, dem Verräther Rinieri di Giotto und dem Cerettieri Visdomini am Thore des Palastes, den der Podestà bewohnte, abmalen ließen. Zwar ist dieses Bild verschwunden, aber ein anderes, das derselben Zeit seine Entstehung verdankt, ist bis auf unsere Tage gekommen.[38]) Auf einer Wand im Innern seines ehemaligen Palastes erblickt man die heilige Anna auf einem Throne. Sie überreicht den Verschworenen drei Fahnen, von denen man zwei leicht als die des Volks und der Gemeinde erkennt; die dritte, halb roth und halb weiß getheilt, soll das Bild der Einheit zwischen Florenz und Fiesole darstellen. Mit der Linken zeigt die Heilige nach dem Bogen des alten Palastes der Signoria, mit der Rechten nach dem Herzog von Athen. Dieser flieht zitternd vor dem drohenden Schwerte eines Engels, im Schoose trägt er den Dämon des Betrugs, ein Ungeheuer mit einem Skorpionsschweif; ihm zu Füßen sein zerbrochenes Schwert, seine zerfetzte Standarte, das verletzte Gerichtsbuch und die schwankende Wage zum Zeichen, daß er durch seine Frevel gegen die Gerechtigkeit die Herrschaft über Florenz verloren. Diese Spottgemälde verletzten fast noch mehr als der Blutpreis seine Seele; unaufhörlich sann er auf Rache und verlangte Entschädigung von den Florentinern, die indeß nicht unterließen, schriftlich und durch Gesandte bei Phi-

lipp VI. gegen seine Foderungen zu protestiren. Er schrieb oft nach Florenz, wo er noch einige Anhänger unter dem Pöbel hatte, klagte über die schlechte Regierung seiner Nachfolger und vertröstete sie auf seine Rückkehr; zwei Zimmerleute, die zu seinen vertrautesten Freunden gehörten und Briefe von ihm empfangen, büßten ihre Verschwörung am Galgen. Dennoch wußte er durch sein Ansehen am französischen Hofe den schwachen Philipp VI. zu bewegen, daß er im Februar 1346 ein strenges Edict gegen die in seinem Reiche lebenden Florentiner erließ.[39]) Er drohte, an ihren Personen und ihrer Habe Repressalien zu nehmen, wenn sie nicht bis zum 1. Mai den Herzog von Athen mit einer ungeheuern Geldsumme befriedigt hätten. Da dies natürlich nicht geschah, bestätigte er im Juli diesen Erlaß und gab dem Herzog von Athen Vollmacht, alle in Frankreich weilenden Florentiner zu ergreifen, einzukerkern und nach Belieben zu foltern, als Verräther an ihrem Herrn, dem Herzog von Athen; nur sollte er sie nicht tödten oder verstümmeln. Vergeblich sandten die Florentiner aufs neue einen Bevollmächtigten und Syndicus nach Paris: weder er noch seine Räthe gingen auf ihre Vorstellungen ein. Obgleich ihnen die Rechnungsbücher der Gemeinde vorgelegt wurden, ward erklärt, alle Florentiner, die nicht französische Unterthanen seien, sollten vom 1. Mai an Frankreichs Boden räumen, falls sie nicht an Leib und Gut den größten Schaden erleiden wollten. Viele Florentiner kehrten daher in ihre Heimat zurück, der Haß gegen Frankreich aber und dessen ungerechten König, wie gegen den meineidigen Brienne wuchs täglich und hätte vielleicht noch ernstliche Reibungen veran-

laßt, wenn nicht bald wichtigere Dinge Philipp's VI. Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und für immer von Florenz abgelenkt hätten. Was dort weiter sich zutrug, gehört nicht hierher; nur so viel, daß neue Streitigkeiten noch 100 Jahre lang diese Republik erschütterten, bis endlich der Florentiner Cosmo de' Medici, der klüger als der fremde Herzog die rechte Mäßigung zu bewahren wußte, sich unmerklich zum Tyrannen aufschwang, ohne das Volk aus seinen Freiheitsträumen zu wecken, ein Usurpator, wie wenige vor ihm und nach ihm. Ihm gelang es auch, seine Herrschaft erblich zu machen, und konnte auch der republikanische Geist eines Savonarola noch einmal die gestorbene Freiheit aus ihrem Grabe heraufbeschwören, so hatte man doch die Monarchie durch die Gewohnheit liebgewonnen, und nach dem blutigen Tode des großen Revolutionärs ward bald durch das Papstthum der Tyrannis höhere Weihe verliehen; das Großherzogthum Toscana trat an die Stelle der alten Republiken Florenz, Pisa, Volterra, Pistoja, Siena und Arezzo.

Doch zurück zu dem Herzoge von Athen. England lag um diese Zeit im blutigsten Kriege mit Frankreich; im Heere seines Königs stritt Walther neben dem Grafen von Bourbon am 4. August 1346 in der blutigen Schlacht bei Crécy, rettete aber, glücklicher als so viele andere Ritter, die dieser Tag zu seinen Opfern zählte, sein Leben.[40]) Nicht ohne Ruhm hatte er gekämpft, er hatte damals die herrschende Meinung von seiner Feigheit, die sich bei seinem Abzug von Florenz verbreitet, glänzend widerlegt; er bewies, daß, waren auch alle andern Tugenden seiner Ahnen von ihm gewichen, doch ihre Tapferkeit sich auf ihn vererbt; zehn Jahre spä-

ter lieferte er durch seinen Tod einen zweiten Beweis dafür. Aber nach der traurigen Niederlage war auch seines Bleibens in dem Frankreich nicht mehr, das ganz unter dem englischen Drucke seufzte; seine Hoffnungen, Gelder von den Florentinern zu erpressen, waren verschwunden; aufs neue begab er sich nach Neapel, um sich bald in neue Wirren zu stürzen. Die zügellose Johanna I. hatte ihren Neffen Ludwig von Tarent, der schon zu Lebzeiten ihres Gatten, des unglücklichen Andreas von Ungarn, ihr Buhle gewesen, nach dessen schrecklichem Ende geheirathet. Da er aber allgemein als ein Schwächling bekannt war, riß furchtbare Unordnung ein; der Leichengeruch des modernden Reiches zog auch Walther, der als Graf von Lecce eins der größten Kronlehen besaß, nach Neapel. Alle Barone waren bemüht, nur für sich Geld zu erwerben, verderbliche Habsucht war der Grund aller Zwistigkeiten; Zeiten, wie sie Deutschland während des Interregnums gesehen, kehrten in Neapel ein. Da der König selbst mit dem schlechtesten Beispiel voranging, thaten es ihm seine Edeln gleich; Walther stand natürlich Niemandem hierin nach.

Bald entzweite er sich mit einem andern großen Lehensmann; blutige Scenen waren davon die Folge. Francesco Graf Ratta, von Caserta und Sohn des bekannten Marschalls Diego, aus catalonischem Geschlechte, ragte vor allen Baronen durch seinen Reichthum und den Einfluß, den er auf den König ausübte, hervor.[41]) Er hatte auf Befehl desselben die Güter des Grafen von Lecce, der seit langer Zeit seinem Oberherrn nicht die Lehnsfolge geleistet, angegriffen, und bei den ungewissen Zuständen in einem Lande, wo weder Krieg noch Frieden, war es ihm möglich gewesen,

einen großen Theil derselben zu besetzen. Aber kaum langte Walther an, als er seine Bauern um sich scharte und mit ihnen den Eindringling aus seinen Besitzungen vertrieb; im Mai 1352 zwang er ihn zu schimpflicher Flucht nach Tarent. Als er ihn aber dorthin verfolgte und die Stadt zu belagern begann, legte sich der König ins Mittel und stiftete einen Frieden zwischen seinem Liebling und dem Herzog von Athen. Dieser verschob seine Racheplane gegen Ratta und folgte willig seinem Landesherrn zu einem bald darauf gehaltenen Parlament.[42]) Zu diesem ward auch Filippo della Ripa eingeladen, ein reicher Bürger von Brindisi, obgleich nicht von edler Abkunft; denn von ihm wollte der raubsüchtige König große Geldsummen erpressen. Bald aber merkte Filippo den Anschlag, verließ den Hof und floh nach Apulien. Trotz wiederholter Auffoderung kehrte er nicht zurück; dafür traf ihn ewige Verbannung. Walther, dessen Grenznachbar er war, wollte nun unter dem nichtigen Vorwande, die Execution gegen den Rebellen zu vollziehen, sich in den Besitz der so wichtigen Seestadt Brindisi setzen. Alsbald erwirkte er gegen ihn einen königlichen Befehl, eilte nach Apulien und sammelte ohne Vorwissen des Königs in möglichster Eile 4000 Reiter und 1500 Söldner zu Fuß, meist Franzosen, zog gegen Brindisi, das seinen Mitbürger aufgenommen, und bedrohte die Stadt. Die erschrockenen Einwohner verwehren ihm den Einlaß. Eine förmliche Belagerung beginnt, die Herzoglichen verheeren ringsum das platte Land und plündern alle Besitzungen der Brindisiner. Diese aber klagen beim Könige über des Herzogs eigenmächtiges Verfahren; aber selbst als ihm ein gemessener Befehl zukommt, sofort ab-

zuziehen, setzt er seine Verheerungen fort. Aufs neue wenden sich die Belagerten an den König, sie flehen ihn an, ihnen seinen ältern Bruder, Philipp II. von Tarent, zum Herrn zu geben, und nun befiehlt Ludwig ihm, hinzuziehen gen Brindisi. Vor solcher Macht räumt Walther das Feld, er entläßt seine Söldner, schmeichelt sich aber so beim Fürsten von Tarent ein, daß ihn dieser zu seinem vornehmsten Rathgeber macht. Nun zieht er wieder auf die Burg seiner Väter nach Lecce, wo er 1353 das Kloster Santa-Croce erbaut[43]), ein Erinnerungszeichen an jenes florentinische Santa-Croce, das er einst als Herrscher bewohnt; er läßt es durch den neuen Bischof von Lecce, Roberto de' Guarini aus Noja, einweihen und verleiht es den Cölestinern. Bald bietet sich ihm Gelegenheit dar, an dem verhaßten Grafen von Caserta Rache zu nehmen.[44]) Er hetzt den Fürsten von Tarent so lange wider ihn auf, bis dieser den König, seinen Bruder, bewegt, ihn ohne allen Grund von seinem Hofe und aus seinem Reiche zu verbannen. Francesco Ratta aber wirft sich in seine festen Schlösser Sesta und Tuliverno, in der Hoffnung, dort ungestört zu bleiben. Walther dagegen, lüstern nach seinen reichen Lehen, setzt es durch, daß der König seinem Vasallen Fehde ansagt und selbst mit 300 Kriegern gegen ihn zieht; ihn begleiten Philipp und Walther mit 100 Mann. Aber durch einen plötzlichen Unfall mislingt das Unternehmen. Als der König eines Tags auf einer Tribüne, Ghefo genannt, im Castell Maddaloni (dem spätern Fürstensitze der Caraffa) weilt, nehmen seine Krieger einen Ungarn gefangen, der im Solde Ratta's steht; ihn führen sie im Triumphe mit sich, „gleich als ob sie einen Hunnenkönig ergriffen hätten."

Verwirrung entsteht auf der königlichen Tribüne bei diesem Schauspiel, sie bricht und 17 Menschen verlieren das Leben; kaum retten sich der König und sein Bruder. Aber dieses Ereigniß bewegt sie, den Krieg zu enden, und der Graf von Caserta ist gerettet.

Walther sieht seine Plane mislungen, er erkennt, daß er in Italien seine Rolle ausgespielt; in dem Lande seiner Väter, in Frankreich, ist nur noch Terrain für ihn, auf dem er sich Lorbern pflücken kann. Seine Mutter, Johanna von Chatillon, die bis dahin seine französischen Güter mit vieler Umsicht verwaltet, war den 16. Januar 1354 zu Troyes gestorben und in der dortigen Jakobinerkirche beerdigt worden; noch jetzt wird dort ihr Grab gezeigt. Dieser Todesfall erfoderte seine baldige Anwesenheit in Frankreich, er eilte hin und fand auch in Frankreich solche Verhältnisse vor, wie er sie sich gewünscht, im Innern allgemeine Verwirrung, von außen schwere Bedrängniß, kurz, Gelegenheit genug, seine Klugheit und Täpferkeit zu bewähren. Eduard III., König von England, wollte aufs neue durch Waffengewalt seine Ansprüche auf Frankreichs Thron geltend machen; an der Spitze seiner Truppen standen die erprobtesten Feldherren, unter ihnen sein Sohn, der Schwarze Prinz Eduard von Wales, große Hülfsmittel standen ihm zu Gebote, während diese den Franzosen ganz abgingen und König Johann der Gute ebenso wenig Feldherrntalent besaß, als sein bei Crécy besiegter Vater. Der damalige Connetable von Frankreich, Jakob von Bourbon, an dessen Seite einst der Herzog von Athen bei Crécy gefochten, war seinem schwierigen Amte nicht gewachsen; das Unglück des Kriegs bewog ihn, 1355 sein Amt niederzulegen.[45]) Dieses übertrug

der König alsbald dem Grafen von Brienne, dessen Tüchtigkeit in Frankreich viel gerühmt war; er empfing so die höchste Stelle im Kriege und eine wichtige Stimme im Rathe des Königs. Die letztere mußte er zuerst erschallen lassen. Der dauernde Krieg zehrte scharf an dem Marke des Landes, die öffentlichen Kassen waren leer, die Münze in der kürzesten Zeit bald vierfach verschlechtert, bald ungefähr wieder auf den alten Werth reducirt worden. Der König mußte sogar im September den Befehl erlassen, alle Zahlungen an seine Kassen mit geringen Ausnahmen einzustellen. Das linderte zwar auf einen Augenblick die herrschende Geldnoth, doch benahm es auch die Aussicht, den Krieg gegen England nur mit einigem Erfolge fortsetzen zu können. Aber ohne Zustimmung der Reichsstände neue Steuern auszuschreiben, schien dem Herrscher unräthlich; daher lud er die Abgeordneten der drei Stände Nordfrankreichs, Adel, Geistlichkeit und Bürger, auf den 30. November zu einem Parlamente nach Paris ein.[46]) Am 2. December setzte ihnen dort der königliche Kanzler, Peter de la Forêt, Erzbischof von Rouen, den Stand der Dinge auseinander, und daß der König gewillt sei, gute und feste Münze zu geben, wenn sie ihm diesmal in seiner Noth beistehen wollten. Da erklärten die Häupter der Abgesandten, Herzog Walther von Athen, Johann von Craon, Erzbischof von Rheims, und Stephan Marcel, der bekannte Prevôt der pariser Kaufleute, der später in den Zeiten Karl's des Guten und Karl's des Bösen eine so bedeutende Rolle spielte: sie seien bereit, Hab und Gut, Blut und Leben für den König zu lassen. Sie baten um die Erlaubniß, sich einzeln berathen zu dürfen, doch so, daß

kein Stand von dem andern abhängig sein und sich durch dessen Beschluß binden sollte. Dies ward ihnen gestattet, und nun bewilligten sie eine Salzsteuer, sowie eine Abgabe von acht Deniers für ein Livre von allem Verkauften. So sollten fünf Millionen Livres aufgebracht und dafür zu den vorhandenen 90,000 Soldaten noch 30,000 Kriegsknechte (gens d'armes) geworben werden. Niemand, nicht einmal das Staatsoberhaupt, ward von dieser Steuer eximirt, dagegen wurde die Münze verbessert, viele eingewurzelte Misbräuche rottete man aus, dem dritten Stande namentlich wurden auf diesem Parlamente große Rechte zugestanden, seine Stimme ward gleich denen der andern geachtet. Herzog Walther nahm an diesen Verhandlungen den lebhaftesten Antheil; doch trieb sein eigener Geist den Unruhigen lieber hinweg in die offene, männermordende Feldschlacht. Bei neuen Fragen über Steuern hielt er sich wahrscheinlich fern davon, er beschäftigte sich mit der Organisirung der Heeresmacht, um den gerüsteten Scharen Englands einen kräftigen Damm entgegensetzen zu können. Auch besuchte er wieder seine Güter und machte wahrscheinlich um diese Zeit, ahnend, daß seine letzte Stunde nahe, sein Testament.

Sein einziger Sohn war in Griechenland gestorben, auch keine weiblichen Erben hatte ihm seine Gattin, Johanna von Eu, geboren. Ihr setzte er auf den Fall seines Todes ein hinreichendes Witthum aus; sie heirathete in zweiter Ehe späterhin den Guido von Estampes und starb den 6. Juli 1389, sie ruht in St.-Denis. Seine nächsten Erben waren die Kinder seiner Schwester Isabella, die sich 1320 mit Walther IV. von Enghien vermählt. Von diesen erbte der älteste Sohn Sohier die Grafschaft

Brienne und den Herzogstitel von Athen, der von dem Hause Enghien später an die Luxemburger von Piney kam; der zweite, Johann, ward Graf von Lecce, das sich mit seiner Tochter auf die Orsini vererbte; Ludwig, der dem Sohne Sohier's später in Gütern und Titeln folgte, empfing die Grafschaft Conversano in Neapel; Guido endlich erlangte für sich die letzten Reste des Herzogthums Athen, die Lehen Argos und Nauplia, er zog hin nach Griechenland und hinterließ diese Güter seiner Tochter Maria, welche sie nach dem Tode ihres Gemahls Pietro di Federigo Comaro am 12. September 1388 der mächtigen Republik Venedig verkaufte.[47]) Weitere Bestimmungen kennen wir nicht, da dies Document nicht gedruckt ist.

Nachdem Walther so seine häuslichen Angelegenheiten geordnet, weihte er seine letzten Tage seinem Vaterlande. Mit dem Könige Johann zog er muthig dem stolzen Feinde entgegen; am 19. September 1356 trafen sich beide Heere bei Maupertuis, zwei Stunden von Poitiers.[48]) Der Schwarze Prinz und sein erfahrener Leiter, der weise John Chandos, verschanzten sich aufs beste; hinter einer engen Hecke, gedeckt durch Sträucher und Weinstöcke, lagern die englischen Truppen; kaum vier Mann können zu Roß durch die hohle Gasse reiten, die rings mit kühnen Bogenschützen umgeben ist. Am Ende derselben stehen die englischen Söldner, ihre Rosse in der Nähe, rechts von einem Hügel, hinter dem noch 300 Krieger und ebenso viel Bogenschützen zu Roß im Versteck liegen, links von einer Wagenburg gedeckt. Das französische Heer ordnet sich in drei Treffen; das erste führt der Herzog von Orleans, das zweite die drei ältesten Söhne des Königs, das dritte er selbst, an seiner

Seite der Connetable, Herzog Walther von Athen. Ihr Plan ist, daß zuerst 300 der tapfersten Ritter unter den Marschällen Clermont und Audencham durch den Engpaß ziehen und nach Durchbrechung der englischen Bogenschützen sich gegen die Gensdarmes wenden sollen; ihnen sollen dann die Schwerbewaffneten zu Fuß nachfolgen. Am Morgen des Schlachttags läßt der Schwarze Prinz eine Masse Beute verbrennen, damit nicht die Seinen, bedacht auf deren Sicherung, lässiger im Kampfe wären und der aufwirbelnde Rauch seine Bogenschützen verhülle. Die Marschälle wähnen das Lager angezündet, Verwirrung reißt ein, der Rauch blendet die Vordringenden; Clermont selbst fällt durch einen Pfeilschuß, Audencham wird mit vielen andern Rittern gefangen. Zu ihrer Rettung fliegt Herzog Walther an der Spitze seiner Reiter herbei, zugleich aber rückt auch der Schwarze Prinz mit seiner Garde an. Bei dem großen Vortheil, den die Engländer durch ihre Position haben, neigt sich bald der Sieg auf ihre Seite; die zweite Brigade, von den königlichen Prinzen geführt, streckt auf Befehl des Vaters die Waffen; der König selbst, der vergeblich den Tod gesucht, ergibt sich mit seinem Lieblingssohne, dem kühnen Philipp, der nachher Herzog von Burgund ward, einem Ritter aus Artois, Denis de Morbecq.

So war Frankreichs Schicksal entschieden; fortan schaltete fast 80 Jahre der Engländer mit eiserner Hand über sein Geschick, bis die wiedererwachte Kraft die empfangenen Scharten auswetzte und die Niederlagen bei Crécy, Maupertuis und Azincourt ahndete. Der Kern des französischen Heeres war in die Gefangenschaft der Feinde gerathen, die Blüte des Adels bedeckte das Schlachtfeld. Mit einer Tapfer-

keit, würdig seiner Ahnen, hatte Walther von Brienne gestritten; aber auch diesen einzigen Ruhm wollten seine Feinde von seinem Haupte reißen. Boccaccio, sein erbittertster Feind, erzählt, Walther sei feige geflohen, aber auf florentinische Söldner, die unter Eduard's Fahnen dienten, gestoßen und durch ihre Schmähungen bewogen in die Schlacht zurückgekehrt, wo er, vom Rosse gestürzt und von einem jener Florentiner erkannt, schmachvoll durch dessen Schwert sein Leben geendet. „So bezahlte er das Blut, das er in Florenz vergoß, einem Florentiner mit seinem eigenen Blut und Leben.“[49]) Aber schon der Erzähler bezeichnet diese Nachricht als ein Gerücht, dem wir bei den andern Zeugnissen unmöglich Glauben schenken können. Genug, auf dem Schlachtfelde von Maupertuis fand nach muthigem Kampfe Herzog Walther von Athen im 54. Lebensjahre einen glorreichen Tod, durch den er die Fehler seines vielbewegten Lebens sühnte. Seine Leiche ward auf dem Schlachtfelde gefunden und nach dem Schlosse seiner Ahnen gen Brienne gebracht, wo ihm seine trauernde Gattin die letzten Ehren des Begräbnisses erwies. Dort im Kloster Beaulieu[50]), das einst seine Ahnen reich begabt, modert der ruhelose Leib Walther's VI., Herzogs von Athen, des letzten Sprossen von dem kaiserlich-königlichen Geschlechte der Briennes. Wunderliche Bilder mögen die Seele des Wanderers bewegen, wenn er dort die Grabschrift liest, die ihn bald unter dem blauen Himmel des schönen Hellas schweifen läßt, bald ihn auf die blutigen Leichenhügel von Maupertuis führt:

Cy gist très excellent prince monseignor Gautier duc d'Athenes comte de Brienne seigneur de Liche et connetable de France qui trespassa MCCCLVI en la bataille de Poitiers quant le roy Jean fut pris.

Anmerkungen.

Man besitzt ein eigenes Leben Walther's, das auch bei dieser Abhandlung zu Rathe gezogen worden ist, aber durchaus nicht den Anfoderungen unserer Zeit entspricht, von Razzi: Vite di quatro uomini illustri, M. Farinata Uberti, Gualteri duca d'Atene, M. Salvestro de' Medici e Cosimo il vecchio (Florenz 1580). Nach ihm meist schrieb Buchon in seinen Nouvelles recherches historiques sur la principauté française de la Morée. Epoque II, I, 30—40. Eine kurze, nicht eben kritische Biographie liefert auch Walther's Zeitgenosse Boccaccio in seinem ziemlich seltenen Buche De casibus virorum illustrium (Augsburg 1544, Fol.), Buch 9, Cap. 24, S. 264—268. Die genealogischen Notizen sind meist aus Anselm, Histoire généalogique de France etc. entlehnt; was Athen anbetrifft, so verweise ich außer den zerstreuten Notizen in den Werken von Buchon namentlich auf Finlay, The medieval Greece and Trebizond (Edinburg 1851), VII, 153—202, und auf meine Abhandlung De historiae ducatus Atheniensis fontibus (Bonn 1852), der ich bald eine vollständige Geschichte des athenischen Herzogthums nach gedruckten und handschriftlichen Quellen folgen lassen werde.

1) Vgl. Lafiteau, Histoire de Jean de Brienne roi de Jérusalem et empereur de Constantinople (Paris 1727).

2) „E tostemps depuys han haud es mullers de lo millors casals de França.“ Muntaner (Ausg. v. Lanz, Stuttgart 1844), Cap. 261, S. 468 fg.

3) Vgl. Giovanni Villani, Cronica, Th. 2, Buch 8, Cap. 51, S. 55 (Ausg. v. Dragomanni, Florenz 1845).

4) Le livre de la conqueste (Ausg. v. Buchon, Paris 1845), S. 90 fg. Βιβλίον τῆς κουγκέστας (Ausg. v. Buchon. Paris 1845), V. 1548—1556.

5) Paulo, Codice diplomatico del s. ordine militare Geroso-

limitano (Lucca 1733), II, 395, Suppl. Nr. 2. Archiv. Vatic. Epp. Clem. V. secrett., VII, 53, Nr. 249.

6) Indices rerum ab Aragoniae regibus gestarum in Hispania illustrata (Frankfurt 1606), III, 158 fg.

7) Abarca, Los reyes de Aragon (Madrid u. Salamanca 1682—1684), II, 47. Peña y Farell, Anales de Cataluña (Barcelona 1709), II, 155 fg.

8) Raynald, Annales ecclesiastici ad a. 1319, Nr. 12. Arch. Vatic. Epp. Joannis XXII., III, Nr. 937. Ducange, Histoire de Constantinople (Ausg. v. Buchon), II, 152.

9) Villani, Buch 10, Cap. 1.

10) Ebend., Buch 9, 328. Annales Aretin., bei Muratori, XXIV, 870. Dei, Chronica Sanese, ebend. XV, 73. Pugliola, ebend. XVIII, 342. Orl. Malavolti, Historia de' fatti e guerre de' Sanesi (1599), S. 846—850 u. s. w.

11) Epp. Joannis XXII., Bd. 14, Th. 2, Nr. 721. Raynald ad a. 1330, Nr. 54.

12) Ducange, II, 200. Villani, IX, 347; X, 21. Fanelli, Atene Attica, §. 574 fg., S. 288.

13) Archiv. del Palazzo Capuano (1329), A, S. 202.

14) Villani, Buch X, Cap. 188. Raynald ad a. 1331, Nr. 30, Indices rerum Aragon., S. 173 fg. Zurita, Anales de la corona de Aragon (Saragossa 1610), Bd. 2, Buch 7, Cap. 13, S. 98 a. 1.

15) Histoire de Dauphiné (Genf 1721), II, 151 b.

16) Βιβλίον τῆς κουγκέστας, V. 6754 fg., vgl. Livre de la conqueste, S. 253, 274.

17) Boccaccio, De casibus, S. 265.

18) Ducange, II, 202, 205.

19) Die Tyrannis, die Walther in Florenz ausübte, bildet die wichtigste Epoche seines Lebens. Ueber sie sind wir auch reichlich mit Quellen versehen. Dies sind außer dem unzuverlässigen Boccaccio folgende: Villani, Buch XII, Cap. 1—5, 8, 9, 11, 12, 15, 16, 31; Donato Velluti, Chronica dal 1300—1370 (Florenz 1731), S. 70 fg.; Filippo di Cino de' Rinuccini, Ricordi storici (in der Storia genealogica della famiglia Rinuccini v. Aiazzi, daraus die Notizen über diese Zeit in der Ausgabe Villani's v.

Dragomanni, IV, 315 fg.). Ferner enthalten folgende Quellen bei Muratori ergänzende Angaben oder kurze Notizen über Walther's Auftreten in Florenz: Annal. Pistoriens., XI, 492; de Comazanis, Histor. Parmiensis, XII, 742; Turri, Chron. Sanes., XV, 103; Chron. Estense, XV, 406; Joannes de Bazano, Chron. Mutinens., XV, 601; Gorello Aretino, XV, 833; Monumenta Pisana, XV, 1012—1014; Gazata, Chron. Rhegiense, XVIII, 58; Chron. Bononiense, XVIII, 342; Pugliola, XVIII, 389 fg.; Bartholom. Ferrariensis Polyhistor, XXIV, 767; Annales Aretini, XXIV, 881 fg.; Excerpta Palmerii, XXVII, 221; Senalonga, XXVII, 951. Nach genauer Prüfung dieser Quellen sind noch die Werke von Nazzi, Lionardo Aretino und Macchiavelli's Meisterwerk (am Ende des 2. Buchs der Florentinischen Geschichte) berücksichtigt worden; auch Jac. Pitti, Istorie Fiorentine im Archiv. storico italiano (Florenz 1842), I, 9—10, hat brauchbare Nachrichten.

20) Gorello, Cap. 5, l. l.

. . . . molti lupi di vita disfece,
Guglielmo e gli altri usurpatori rapaci.

21) Ueber diesen ist außer den angeführten Quellen noch Tronci, Memorie istoriche della città di Pisa (Livorno 1682), S. 353, und Roncioni, Istorie Pisane (Ausg. v. Bonaini, Florenz 1844, im Archivio storico, Bd. 6, Th. 1) zu vergleichen; man findet ihn in den Memorie e documenti per servire all' istoria del principato di Lucca, I, 338 mitgetheilt.

22) Chronica Sanese, XV, 106.

23) Man sehe die Listen der florentinischen Beamten hinter der Ausgabe Villani's von 1845, Bd. 4, Anh. I u. III.

24) Belluti, S. 73.

25) Chron. Estense, XV, 406. Chron. di Bologna, XVIII, 342. Bartolommeo, Polistore, Bd. 34, Cap. 22, S. 767.

26) Dieselben Quellen, namentlich Chron. di Bologna, S. 387.

27) Villani, Buch 12, Cap. 8.

28) Diese Namen gibt Ughelli in seiner Italia sacra.

29) Vgl. Raynald ad h. ann.: „Gualterus Brennensis Athenarum dux urgebat etiam Pontificem, ut Aemiliae sibi principatum cum omnibus vectigalibus, annuo censu imposito, nonnullis-

que adiectis legibus ad vitam vel certum annorum spatium permitteret", und Boccaccio, S. 267.

30) So schildern ihn Villani, Boccaccio und Machiavelli.

31) Vgl. Rinuccini, Ricordi.

32) Chron. di Bologna, XVIII, 384.

33) Chron. Estense a. a. O.

34) Buchon, Nouvelles recherches, S. 39. Man liest noch die Endungen eines Reims:

se possiede . . . . aspro tiranno . . . fede.

35) Villani, XII, 7: „Prendano esempro per lo inanzi quelli, che sono a venire, di non volere signore perpetuo ne a vita." Mit denselben Worten beschließt Nicolao Tommaseo, eine in unseren Tagen vielgenannte Persönlichkeit, seinen historischen Roman Il duca d'Atene, romanzo storico (Paris 1837), der, ziemlich streng sich an die Geschichte bindend, die Vertreibung Walther's darstellt, aber wegen des Geschraubten der Form wol wenig Leser gefunden hat.

36) Raynaldi, ad a. 1341, Nr. 130. Arch. Vatic. Epp. Benedicti XII., Bd. 7, Nr. 14. Hist. de Dauphiné, II, 533. Epp. Clementis VI., Bd. 3, Nr. 963, 969, Bd. 4, Nr. 132.

37) Villani, Buch 12, Cap. 33.

38) Liverali lettera im Illustratore Fiorentino (1839), S. 70.

39) Villani, Buch 12, Cap. 56.

40) Chron. Estense, XV, 441.

41) Matteo Villani (ebenfalls von Dragomanni edirt), Buch 3, Cap. 20. Den Namen des Grafen von Caserta gibt Ammirati in seinen Famiglie nobili Napoletane.

42) Matteo Villani, Buch 3, Cap. 51.

43) Vgl. Ughelli, in der Geschichte der Bischöfe von Lecce.

44) Matteo Villani, Buch 3, Cap. 83.

45) Ebend., Buch 4, Cap. 86.

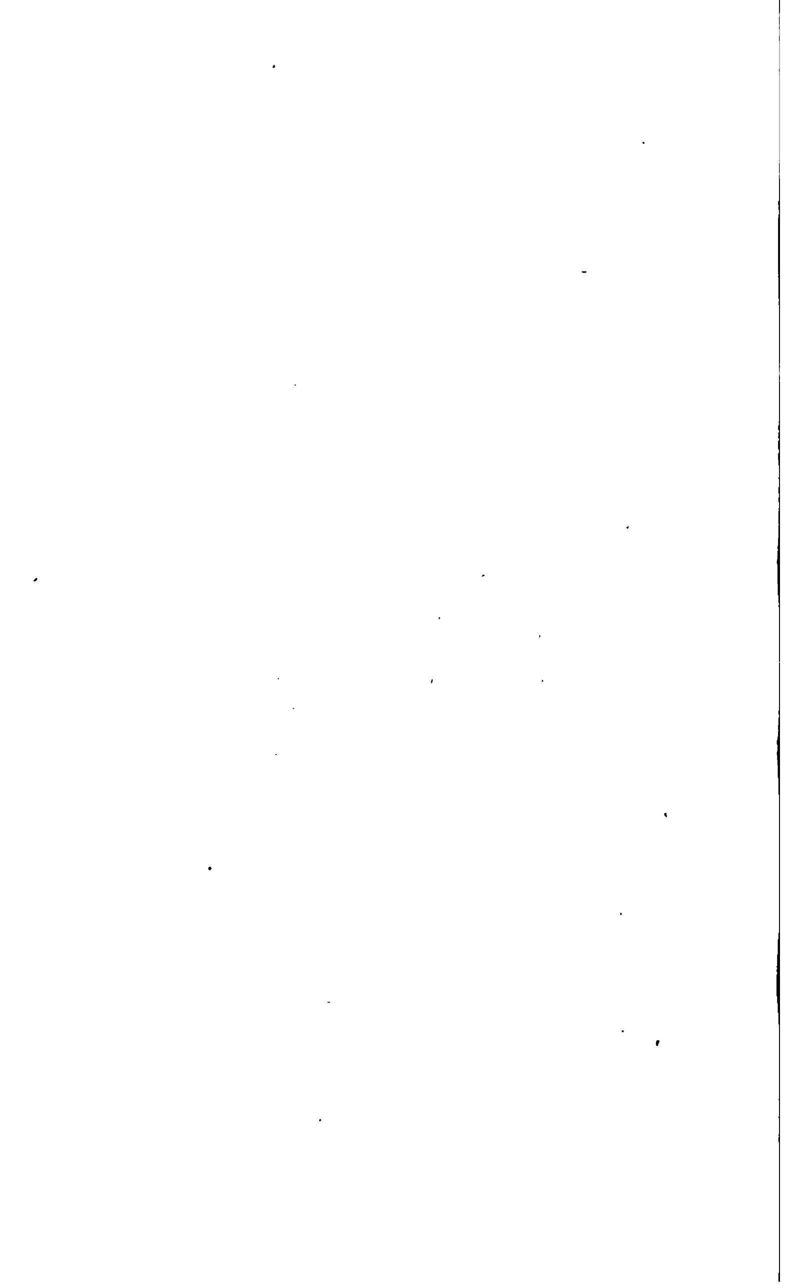
46) Ebend., Buch 5, Cap. 18. Froissart (Ausg. v. Buchon), Buch 1, Cap. 130. Ordonnances royales etc., III, 21—37.

47) Das Document findet sich in der venetianischen Chronik des Caresini, bei Muratori, XII, 482 fg., bei Coronelli, Albrizzi und Buchon.

48) Matteo Villani, Buch 7, Cap. 15, 17. Froissart, Buch 1, Cap. 344—371, 375. Continuat. Guil. Nang., S. 115. Avesbury u. Walsingham.

49) Ebend., S. 268: „Ut, qui in sanguinem Florentinorum saevierat, Florentina manu suum, vita privatus, effunderet.“

50) Ducange, Histoire etc. (Ausg. v. Buchon), II, 206 fg. Anselme, II, 413 A, 782 C, 849 B; VI, 109 D; IX, 131 C. E.



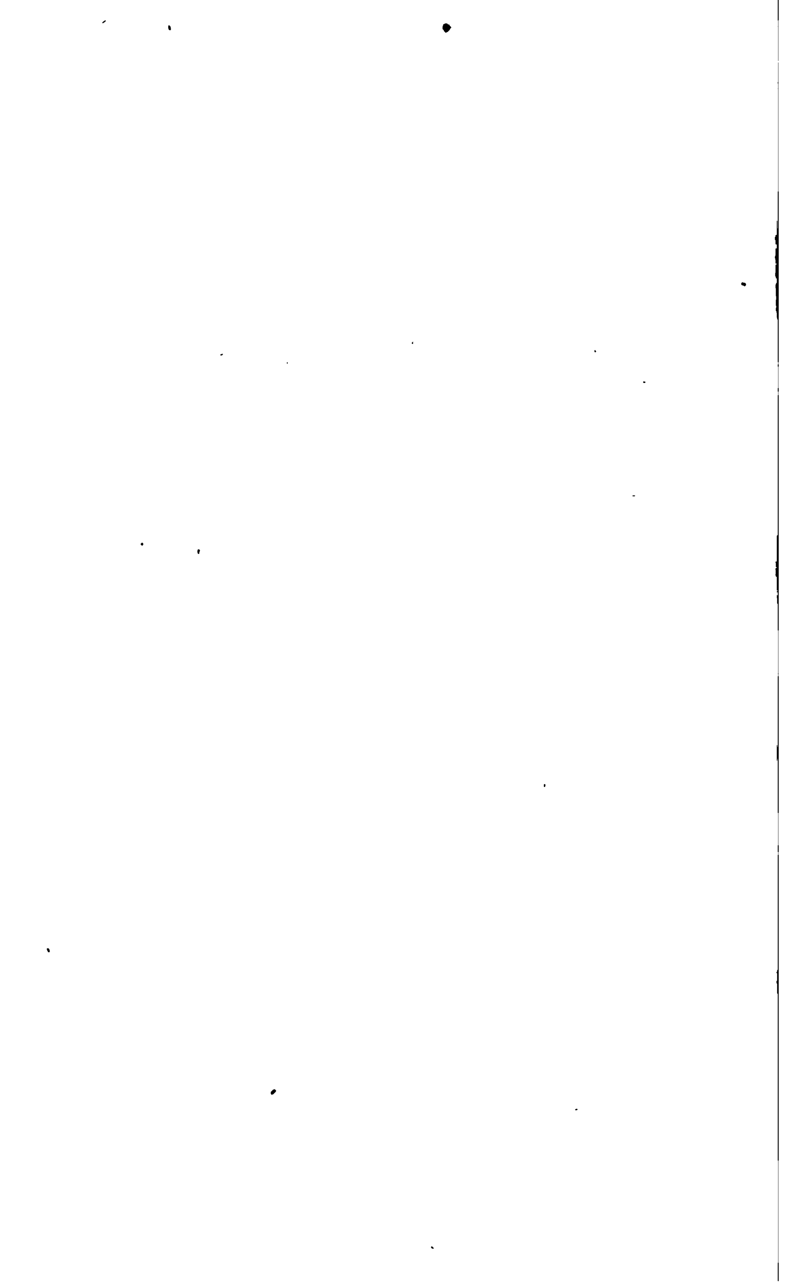
Rembrandt's Leben und Werke,

nach

neuen Actenstücken und Gesichtspunkten geschildert.

Von

Eduard Kolloff.



Rembrandt.

Ich fürchte fast, es mag mir mit dieser Ueberschrift „Rembrandt" gehen wie Einem, der eine Kunstgeschichte ankündigt und am Ende mit zerstückelten Bruchstücken eines kleinen Atoms der Kunst, nämlich eines holländischen Malers, angestiegen kommt, der vor 200 Jahren, wie einige große Köpfe gemeint haben, gleich einer feurigen Erscheinung am Kunsthimmel über die staunende Erde gezogen und später auf dem Grund und Boden der Kunstgeschichte sich als eine aus der Luft herabgefallene Meteormasse vorgefunden, über deren Entstehen allerlei Hypothesen versucht worden. Man darf nur das Wort Rembrandt aussprechen, so ist es gerade, als wenn man Kunst sagt, ja viel mehr. Denn die Kunst ist durch den neuesten realistischen und utilitarischen Glauben, der ihr alles Leben genommen hat, sehr gemein geworden; aber Rembrandt! o Rembrandt! da drängen sich allerlei Künste in dem Kopfe zusammen, hundert lebendige Bilder, hundert seltsame Gestalten wandeln vorüber, und eine Menge lustiger Geschichten webt die schnelle Phantasie unter einander, die, wahr oder falsch, in diesem wunderlichen Stück Leben einst vorgegangen sein sollen. Da wird es denn am Ende ebenso mislich, von Rembrandt, als von der Kunstgeschichte etwas zu schreiben, um so mehr, da der erste, im magischen Spiegel

der Phantasie gesehen, immer wechselt und flimmert, die letzte aber, mit der kritischen Laterne des Verstandes beleuchtet, bis auf den heutigen Tag von manchen weisen und hochgelehrten Männern für etwas sehr Festes und Stehenbleibendes angesehen wird, wenn sie gleich von jeher wol nicht weniger gespielt haben und heute vielleicht noch ebenso sehr spielen mag, als nur der selige Rembrandt sich als ein Spieler mit Schatten und Lichtern vormals hoch berühmt gemacht hat. Ich muß also allen nachherigen Angriffen und Erinnerungen, die man billig machen könnte, sogleich einen Pfahl vorschlagen und mich wegen meines Aushängeschildes decken.

Gott behüte mich vor allen bösen Zungen und schlimmeren Gesichtern! Der geneigte Leser lasse sich nicht schrecken oder hoffe nicht zuviel — ich spreche mit Jedem, wie er's nach seiner verschiedenen Ansicht verlangen könnte — nicht den ganzen Rembrandt, noch Alles, was in und um Rembrandt ist, will ich auftischen; da würden dem schreibseligsten Schreiber am Ende die Finger erlahmen. Das fällt auch nicht alles in den Horizont eines Menschen, dessen Bildersehen nicht über ein Dutzend Sammlungen in den Hauptstädten Europas hinausreicht; aber selbst wenn er auch Das gäbe, was in seinen Horizont fiel, und wovon er vielleicht Manches besser melden könnte, als andere seiner Vorgänger, so würde er immer noch fürchten, zu lang zu werden. Er kann es nicht bergen — mag man immer von Dem, was unter seinem Hirnschädel sich bewegt, etwas ungünstig urtheilen —, daß es ihm bis diesen Tag ein Räthsel geblieben ist, wie es manche Herren anfangen, in wenigen Wochen und Monaten von der Persönlichkeit eines

längst verstorbenen Meisters, von den Umständen seines Lebens, von den Stadien seines Entwickelungsganges, von besonderen und versteckteren Zügen seiner Anschauungsweise und Verfahrungsart mehr zu wissen, als ihm oft in Jahren zu ermitteln nicht möglich gewesen ist. Er schließt also: die Herren verlassen sich auf ihre Freunde und auf andere Erzähler, nehmen treu hin, was diese ihnen geben, und erzählen es treu andern Leuten wieder, nein, untreu wollte ich sagen; denn gewöhnlich stellen sie sich, als hätten sie Alles, was sie geben, selbst gesehen und erforscht, und das macht die meisten Leser treuherzig. Wer aber die Welt kennt, der weiß auch, was es mit diesem Wissen für einen Zusammenhang hat und haben kann. Ich habe doch auch ein Paar Augen zum Sehen wie andere ehrliche Leute, mag auch gern was wissen; aber ich gestehe frei, daß ich auf meinen Kreuz- und Querzügen, die ich der Kunst und den Künstlern zu liebe unternommen, von Dem gerade am wenigsten habe ausmitteln und wissen können, womit Andere so leicht ganze Seiten und Bogen füllen können. Man lebt ja unter den großen Verstorbenen eines fremden Landes, wenn man hoch rechnet, nur wie unter guten Freunden und Bekannten im Vaterlande, die noch am Leben sind. Man weiß, wie schwer es schon daheim hält, oft über eine Kleinigkeit, über eines und des andern lebenden Künstlers Geburts- und Studienzeit Bescheid oder Berichtigung einzuholen, und wie man oft, trotz angewandter großer Bemühung im Nachfragen und Schreiben, über dieses und jenes Datum und Detail ein Näheres nicht erhalten kann; sollte dies unter Fremden und Verstorbenen nicht noch weit schwerer, sollten die

Angaben aus leicht überschaulichen Gründen nicht noch weit mislicher sein? Man wird sich also nicht wundern, wenn von dem kleinen Auseinandergesetzten und Speciellen so wenig bei mir ist. Ich habe schlechterdings nur meinen Augen getraut oder wenigstens die fremde Autorität immer angeführt, wenn auf sie hin etwas erzählt ist.

Es ist in älteren und neueren Tagen so Vieles über Rembrandt und sein Leben und seine Werke geschrieben, gefaselt und gestritten worden, daß man fast furchtsam wird bei dem Gedanken, sich unter so viele erlauchte Thoren und Weise drängen zu wollen. Doch der Würfel ist gefallen! Ich wage mich über den Rubicon der Thorheit und Weisheit. Um nicht in Gefahr zu gerathen, mehr wissen zu wollen oder wissen und schreiben zu müssen, als ich weiß, werde ich aus meinem gesammelten Vorrath, der leicht zu Bänden verdickt werden könnte, nur einige Stücke geben, die ich wegen der Anlage des Ergiebigen, das sie in sich tragen, heraushebe. Auch werde ich, um nicht weitschweifig zu werden und zu Vieles mit hineinschleppen zu müssen, kein systematisches Ergänzungssystem beobachten, welches dieselben Dinge an verschiedenen Orten oft zwei-, dreimal gesagt haben will; Alles soll fein unordentlich, doch ich hoffe, so am ordentlichsten, sich unter einander bewegen und so noch den Charakter seines Ursprungs behaupten. Da ich ziemlich Alles durchgelaufen bin, was über Rembrandt in verschiedenen Sprachen geschrieben worden, so hielt ich es der Mühe werth, mich über das Leben und die Schicksale dieses Künstlers etwas weiter auszubreiten. Von seinen Kunstwerken, die sonst schon vielfach besprochen und trefflich beurtheilt worden, sollte ich vielleicht

ganz schweigen, wenn es nicht so süß wäre, von Dem zu reden, was uns viele Lust gemacht hat. Dagegen werde ich bei Dem, was man bei Andern ausführlich lesen kann, mich einsylbig oder ganz stumm verhalten, und wenn mir mal so was Menschliches widerfahren sollte, so lege es Jeder nicht gleich auf die Achsel, welche noch keinen Buckel hat, sondern lieber auf den alten Höcker menschlicher Gebrechlichkeit.

Ich fange bei dem Biographischen und Historischen der hergebrachten Ueberlieferung und Darstellung an und werde, um doch am Ende eine Stufenfolge zu beobachten, immer so von dem Mythischen zum Kritischen, vom Schiefen zum Geraden und vom Dunkeln zum Hellen fortschreiten, um mit dem Glaublichsten und Gewissesten zu endigen. Zuerst gehe es denn an

1. Rembrandt's Lebensbeschreiber.

Die Sucht, Anekdoten und Atelierschnurren zu erzählen und dem gebildeten großen Lesepublicum pikante Sachen aufzutischen, ist bei ältern und neuern Künstlerbiographen eine leidige Krankheit, die in ihren Köpfen eine solche Verwirrung und Zerrüttung anrichtet, daß sie allen moralischen Sinn darüber einbüßen. Fast tändelnd oder unglaublich gelassen berichten sie von den Malern, die sie doch verherrlichen wollen, viele Züge von Roheit, Gemeinheit und offenbarer Schlechtigkeit, deren unter Wasser oder in Spiritus gesetzte Herzählung jeden honett organisirten Menschen mit Ekel und Unwillen erfüllen muß. Sie haben insofern große Aehnlichkeit mit berühmten Romanschriftstellern unsrer Zeit, welche ganz ernsthaft Leute, die aus jeder gesitteten Gesellschaft aus-

gestoßen und von Rechtswegen ins Zuchthaus eingesperrt werden, zu Tugendhelden stempeln; sie sind gewissermaßen die Lästerchronikenschreiber der Kunstgeschichte, indem sie alles Arge und Ehrenrührige, was sie auf irgend eine Weise von dem Leben der Künstler ausfindig machen können, in einer behaglichen Breite und Gedankenlosigkeit erzählen. Rembrandt ist bei dieser anekdotenkrämerischen Art, das Leben berühmter Männer zu schreiben, am allerschlimmsten weggekommen. Unsre reiche deutsche Muttersprache ist zu dürftig und arm, um mit Worten genügend zu bezeichnen, was die Biographen Uebles auf ihn und Schimpfliches auf sich gehäuft haben. Es würde zu weit führen, haarklein, Stück für Stück, gerade wie bei einer Schneiderrechnung, Alles nach einander aufzuzählen, was die Biographen gegen Rembrandt an Ungerechtigkeiten verschuldet. Ihr Sündenregister ist länger, als Don Juan's Maitressenliste, und ihr Gemälde von Rembrandt's Leben viel verschrobener, ärgerlicher, gehässiger und geistloser, als ein Hoffmann'sches Phantasiegemälde in Callot's Manier. Ich habe gemeint, es sei für meine Zwecke genug und dienlich, wenn ich dieses Gemälde blos in allgemeinen Umrissen abzeichne und eine so zu sagen in Bausch und Bogen gehaltene Copie davon hier voranstelle.

„Paul Rembrandt von Ryn soll in der Nachbarschaft von Leyden, in einer Mühle am Niederrhein geboren sein, wo sein Vater Müller war. Dieser glaubte in dem Knaben viel Anlage zu bemerken, und mit dem Vorsatze, einen Gelehrten aus ihm zu machen, schickte er ihn nach Leyden, um dort Lateinisch zu lernen, wozu man bekanntlich sich sehr ungern und blos gezwungen

entschließt, wenn man 15 Jahre zu bestreiten, viel Muskelkraft aufzuwenden hat und wie ein junges Füllen im Freien aufgewachsen ist. Da Rembrandt seinen Widerwillen ebenso wenig überwinden konnte, als seine Lehrmeister seinen Eigensinn, so mußte das lateinische Sprachstudium bald aufgegeben werden. Der Vater, der sich seinen Sohn schon als Professor an der Universität Leyden gedacht hatte, war über die Verrechnung sehr ungehalten, jedoch so vernünftig, daß er, als ein entschiedener Hang zur Malerei in dem Knaben sich äußerte, in dessen Verlangen, Maler zu werden, einwilligte und ihn bei verschiedenen Meistern zu Leyden und Amsterdam in die Lehre that.

„Rembrandt sah fast alle seine Mitschüler nach Italien aufbrechen, fühlte selbst aber keine Lust und keinen Trieb, ihnen nachzureisen. Er ließ die Andern nach Venedig, Florenz, Rom wandern und kehrte ruhig in die Mühle seines Vaters zurück, wo er auf dem obersten Boden ein Paar Mehlsäcke umstellte und sich in einem Winkel ein Atelier einrichtete. Hier arbeitete er Jahre lang unverdrossen ohne Vorbilder der Kunst, ohne Kenntniß der Antike, der Mythologie und der Geschichte, ohne andere Führer, als die Natur und Phantasie. Sein Vater, seine Mutter, die Müllerknechte und Mühlenmägde waren seine Modelle.

„Eines seiner hier ausgeführten Bilder, die noch ohne Stil und Regel, voll Uebertreibung und Unschönheit, aber kühn und lebendig hingeworfen waren, kam zufällig einem leydener Bürger zu Gesicht, der etwas von Malerei verstand und neben den großen Misgriffen, wovon jene Composition wimmelte, darin originelle Eigenschaf-

ten und die Keime eines Talents erkannte, welchem es blos an weiterer Ausbildung fehlte. Er rieth dem Künstler, selbiges einem kunstliebenden Herrn im Haag zu zeigen und zum Verkauf anzubieten. Rembrandt überbrachte das Bild dem angewiesenen Liebhaber und erhielt dafür 100 Gulden ausgezahlt, eine Summe, die dem Jünglinge beinahe den Kopf verrückte und das Erste war, was er mit seinem Pinsel verdient hatte. Er wollte nun nicht wieder heimkehren, wie er hingekommen war, nämlich zu Fuß, sondern reiste mit der Post, ganz seelenvergnügt bei dem Gedanken an die gute Nachricht, die er seinen Aeltern zu bringen hatte. Bange, seinen Schatz zu verlieren, wollte er um keinen Preis mit den andern Passagieren absteigen, wo unterwegs Mittag gemacht wurde; er blieb allein, wie eine alte Glucke bei ihren Eiern, in der Postkutsche sitzen, als plötzlich die nicht abgeschirrten Pferde Reißaus nahmen und in Einem Zuge bis nach Leyden liefen vor ihre gewöhnliche Herberge, wo alle Welt sich höchlichst verwunderte, daß der junge Rembrandt ohne Postillon und Schirrmeister so glücklich angekommen sei. Ohne sich weiter über das Vorgefallene auszulassen, sprang er vom Wagen und eilte spornstreichs nach der Mühle, um seinen vollen Geldsack zu zeigen.

„Dieser erste Erfolg entflammte ihn zu neuer Thätigkeit. Der Gelddurst, der sich von andern Gelüsten insofern unterscheidet, als er nie gestillt wird, ließ ihm seinen Beruf nun als etwas Köstliches erscheinen. Der Hebel einer so gewaltigen Maschine, wie der Gehirnkasten unsers Malers, war auf einmal gefunden: der Eigennutz diente als Pendel und regelte den Gang. Was bei Rem-

brandt bisher blos ein angeborener Fehler und der erste Eindruck einer bäuerischen Erziehung gewesen, wird nun ein Laster und dauernder Impuls einer künstlerischen Laufbahn: die Gewinnsucht entwickelt sich bei ihm so breit und zähe, daß sie erst mit seinen andern Anlagen einschrumpft und abstirbt. Jetzt zeigt es sich, daß Rembrandt kein Künstler um der Kunst willen, sondern ein Speculant ist, der sich mit der Kunst verheirathen, aber ein gutes Geschäft aus seiner Heirath machen will. Auf die Braut oder die Idee kommt es nicht an; die Frage ist: was bringt sie ein?

„Nachdem die Bildersammler in Leyden versorgt und gebrandschatzt waren, kam Rembrandt auf den Gedanken, in einer größern Stadt stärkern Verdienst zu suchen. Um das Jahr 1630 verlegte er seinen Wohnsitz von Leyden nach Amsterdam, wo er als Eroberer einzog im vollen Bewußtsein seines überlegenen Geistes und im festen Besitz von Eigenschaften, welche überall einen beinahe gewissen Erfolg verbürgen, nämlich: ein seltsames, wunderliches Wesen, ein eigenes, keckes Genie, das, nur seinem Zuge folgend, mit allen herkömmlichen Regeln und Satzungen gebrochen, eine bis auf die höchste Spitze getriebene Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Meinung, eine unbändige Geldgier und eine Selbstsucht, die, um ihre schmuzigen Gelüste zu stillen, sich weder scheut noch sträubt vor Anwendung von Mitteln, die weit sogar über die äußersten Schranken hinausgehen, welche die Welt für Ehrgefühl und Rechtlichkeit festgesetzt.

„Hatte Rembrandt bisher zu Leyden in einer Bodenkammer gearbeitet, so bezog er jetzt zu Amsterdam ein Kellergewölbe, wo er das Sonnenlicht nur so spärlich

hineindringen ließ, als er es haben wollte. Dabei speicherte er wie ein Trödler, sodaß er es zur Hand hatte, Alles auf, was er von alten Flittern, von alten Waffen und Haderlumpen aller Art auftreiben konnte, nebst einer reichen Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen alter Meister, aus welchen er aber seine Anregungen viel weniger hernahm, als aus den sonderbaren Schätzen seiner krankhaften Einbildung und aus den wunderlichen Raritäten seiner gepfropft vollen Gerümpelkammer.

„Die seltsamen Kleidungsstücke, die jüdischen Rockelore und Talare, die orientalischen Kopfbinden und Turbane, die altmodischen Brustpanzer und Haudegen, die alten Schlarpen und türkischen Stiefeln, womit er seine biblischen Figuren ausstaffirte, waren nichts als das gemalte Inventarium seines Trödeljudenkrams. Er versperrte die Fenster seines Malergewölbes bis auf einzelne schmale Oeffnungen, durch die er das Sonnenlicht blos tropfen- oder streifenweise hineinfallen und in dem bunten Haufen alter Kleider und Geräthschaften spielen und weben ließ: auf diese Weise erfand er sich ein eigenes Kaleidoskop und ein endloses Wechselspiel der Beleuchtung, welches ihm nicht blos zu einer angenehmen Unterhaltung, sondern zu einer ergiebigen Fundgrube für Lichteffecte in seinen Bildern diente.

„Unwissend in so hohem Grade, als man's nur immer sein kann, und nicht im Allergeringsten bekannt mit den Meisterwerken des classischen Alterthums und der Renaissance, schöpfte er aus sich selbst ein neues Ideal, und die seltsame Art, wie er in seinen Compositionen Gegenstände behandelte, bei welchen die gleichzeitigen hol-

ländischen Künstler sich an italienische Schulregeln zu halten pflegten, erregte zunächst Staunen, das schnell in Bewunderung überging. Rembrandt fand nicht blos Bewunderer, sondern auch Nachahmer, und von diesem Augenblicke an trat er in den Rang eines Meisters, hatte eine stark besuchte Schule und sah in seinen Beutel Louisdor und Dukaten fließen, die ihm beständig vor Augen flimmerten, wenn er die Farben mischte, womit er seine Goldtöne herausbrachte.

„Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren in Amsterdam war Rembrandt ein reicher Mann und ein berühmter Modemaler, von welchem jeder Bildersammler etwas besitzen wollte. Um beständig eine Auswahl bieten zu können, verkaufte er alle von ihm retouchirten Copien seiner zahlreichen Schüler für Originale, welche Manipulation ihm jährlich 2500 Gulden einbrachte zu den bedeutenden Lehrgeldern, die er sich bezahlen ließ.

„Man hatte bisher von ihm blos eine feine, zarte und sorgsam verschmolzene Manier zu malen gekannt, die seinen ersten Bildern einen miniaturartigen Reiz gab. Er verlegte sich nun auf die breite, pastose Manier und bürstete mit derber, frecher Faust, einzig und allein auf imponirende Wirkung und frappanten Contrast hinarbeitend. Er spielte mit der Farbe und steigerte sie zur höchsten Glut und zum stärksten Impasto. Die hellen Stellen in seinen Bildern trug er bisweilen mit so dicken Pinselstrichen auf, daß sie mehr wie gemauert, als wie gemalt aussahen. In ganz Amsterdam wurde lange und viel geredet von einem seiner gemalten Köpfe, der so stark impastirt war, daß man das Bild bei der Nase anfassen und vom Boden aufheben konnte. Auf die

ab; man sammelte seine Bilder und seine unbedeutendsten Kupferstiche, wie man Schmetterlinge sammelt, sodaß er aus der allgemeinen Liebhaberei ungeheuer viel Geld herausschlug. Um diese Liebhaberei in Athem zu halten, wandte er allerlei schmuzig-habsüchtige Krämerkniffe an. So drohte er öfter damit, daß er außer Landes gehen werde, und diese schelmische Drohung hatte immer einen gesteigerten Absatz zur Folge. Ein paar mal datirte er seine radirten Blätter von Venedig, um den amsterdamer Liebhabern weiszumachen, daß er schon abgereist sei und damit umgehe, sich in Italien niederzulassen, was den kaufmännischen Werth seiner Arbeiten ansehnlich erhöhte. Ebenso vortheilhaft stand er sich bei dem Kunstgriffe, nach dem Verkaufe aller Abdrücke von seinen Kupferplatten auf diesen geringe Veränderungen oder kleine Zusätze anzubringen, welche die Abdrücke der zweiten Auflage von denen der ersten verschieden erscheinen ließen und ebenso gesucht machten.

„Diese Kaufmannskniffe hatten indeß nur etwas, was im Kunsthandel erklärlich und sogar überall gebräuchlich ist; aber die schnödeste und anstößigste von Rembrandt's Speculationen dieser Art war, daß er die tragikomische Leichenposse, welche Kaiser Karl V. kurz vor seinem Ende aufführen ließ, zum schmählichsten Zwecke in die Sphäre seines Privatlebens hineinzog. Nachdem er sich ein paar Tage bettlägerig gehalten, ließ er nämlich durch seine Frau in der ganzen Stadt das Gerücht von seinem Tode aussprengen und dabei zugleich verkündigen, daß alle seine Bilder und Kupferstiche auf der Stelle losgeschlagen werden sollten, weil er nicht einmal soviel baar Geld hinterlassen, als nöthig sei, um seine

Begräbnißkosten zu bestreiten. Die Versteigerung wurde ohne Weiteres vorgenommen und brachte eine kolossale Summe ein, da Alles zu dem hohen, sentimentalen Preise wegging, welchen man nach dem Tode großer Künstler an ihre geringsten Erzeugnisse zu wenden pflegt.

„Der Bürgermeister Six war in Verzweiflung über Rembrandt's plötzlichen Tod; er schickte sich an, zuerst den Verewigten nach seiner letzten Stätte zu begleiten und nachher aufs Land zu gehen, um seinen Kummer zu vertreiben. Man kann sich seine Betäubung vorstellen, als der Anstifter jenes schnöden Leichenspiels am andern Morgen in sein Zimmer trat und sich bei ihm zum Frühstück meldete. Es fehlte nicht viel, so wäre Six an einem Anfall von Schlagfluß gestorben, wogegen Rembrandt an Leib und Seele sich nie gesünder und heiterer befunden. Der ehrenfeste Bürgermeister wollte sich erst mit seinem Lieblinge entzweien; aber dieser machte über seine Gaunerposse soviel gute Witze, daß Six lachen mußte, und dabei blieb der Zank, jedoch mit der Bedingung, daß Rembrandt sich nicht mehr todt stellen solle. Rembrandt hielt das Versprechen und begnügte sich von nun an damit, daß er seinen Sohn Titus heimlich ausschickte mit Kupferstichen, welche dieser seinem Vater gestohlen zu haben und für ein Butterbrot ablassen zu wollen vorgab, die er aber nur zu den Preisen verkaufte, welche Rembrandt selbst anbefohlen hatte. Zu guter Letzt fingirte er noch einen Bankerott, der ihn in Mishelligkeiten mit der Justiz seines Vaterlandes brachte, sodaß er sich ins Ausland geflüchtet und daselbst elendiglich sein Leben beschlossen haben soll. Andere jedoch wollen, daß Rembrandt zu Amsterdam geblieben und dort

in hohem Alter, man weiß nicht recht wann, gestorben sei. Er hinterließ einen berühmten Namen und einen fabelhaften Reichthum, wovon aber nach seinem Tode Niemand hat viel Aufhebens machen hören."

Das sind die Hauptzüge des fratzenhaften Zerrbildes, welches ältere und neuere Biographen von Rembrandt's Leben und Charakter entworfen und, wie es scheint, beinahe für immer festgestellt haben. Mehr oder weniger ausgeführte Nachrisse davon befinden sich in allen kunsthistorischen Hand- und Wörterbüchern, die zu Tausenden von Exemplaren verbreitet und willkommene Hülfsquellen für die Ana geworden sind, sodaß sich zuletzt unvertilgbare Volksmärchen daraus gebildet haben. Rembrandt befindet sich dadurch in einen moralischen Proceß verstrickt, der seit länger als hundert Jahren anhängig gemacht und vor alle Instanzen der öffentlichen Meinung gebracht, in Abwesenheit des Verklagten geführt worden, und wobei der streitende Theil that, als wisse er allerlei geheime Weisheit und dürfe in eigner Person Kläger, Zeuge, Richter und Scharfrichter, selbst Alles in Allem sein.

Wie böse Gerüchte und üble Nachreden entstehen, entquellen, entspringen und sich entspinnen, müßte für eine müßige Frage gelten, wenn nicht der ganze in Rede stehende Rechtshandel sich um diese Axe drehte.

Einer läßt vielleicht ein unbewachtes, nicht arg gemeintes Wort fallen, was zufällig ein Anderer aufhebt und weitergibt. Beim ersten Aussprecher war es nur ein bloßes Wort. Der Aufnehmer mochte es genommen haben, wie er wollte; schon sein Aufnehmen gilt als bedeutungsvoll und das Weitergeben als Wichtigkeit.

Begräbnißkosten zu bestreiten. Die Versteigerung wurde ohne Weiteres vorgenommen und brachte eine kolossale Summe ein, da Alles zu dem hohen, sentimentalen Preise wegging, welchen man nach dem Tode großer Künstler an ihre geringsten Erzeugnisse zu wenden pflegt.

„Der Bürgermeister Six war in Verzweiflung über Rembrandt's plötzlichen Tod; er schickte sich an, zuerst den Verewigten nach seiner letzten Stätte zu begleiten und nachher aufs Land zu gehen, um seinen Kummer zu vertreiben. Man kann sich seine Betäubung vorstellen, als der Anstifter jenes schnöden Leichenspiels am andern Morgen in sein Zimmer trat und sich bei ihm zum Frühstück meldete. Es fehlte nicht viel, so wäre Six an einem Anfall von Schlagfluß gestorben, wogegen Rembrandt an Leib und Seele sich nie gesünder und heiterer befunden. Der ehrenfeste Bürgermeister wollte sich erst mit seinem Lieblinge entzweien; aber dieser machte über seine Gaunerposse soviel gute Witze, daß Six lachen mußte, und dabei blieb der Zank, jedoch mit der Bedingung, daß Rembrandt sich nicht mehr todt stellen solle. Rembrandt hielt das Versprechen und begnügte sich von nun an damit, daß er seinen Sohn Titus heimlich ausschickte mit Kupferstichen, welche dieser seinem Vater gestohlen zu haben und für ein Butterbrot ablassen zu wollen vorgab, die er aber nur zu den Preisen verkaufte, welche Rembrandt selbst anbefohlen hatte. Zu guter Letzt fingirte er noch einen Bankerott, der ihn in Mishelligkeiten mit der Justiz seines Vaterlandes brachte, sodaß er sich ins Ausland geflüchtet und daselbst elendiglich sein Leben beschlossen haben soll. Andere jedoch wollen, daß Rembrandt zu Amsterdam geblieben und dort

nichts Aergerliches, als daß er seinen Stand nicht zu beobachten und mit den Leuten sich nicht zu halten gewußt habe. Baldinucci, der zehn Jahre später als Sandrart schrieb und ausdrücklich bemerkt[3]), daß er seine Nachrichten über Rembrandt „von Solchen erhalten, welche diesen Künstler vor Zeiten gekannt und vertrauten Umgang mit ihm gehabt hätten", schildert ihn als einen wunderlichen Christen, als einen Sonderling (umorista) erster Classe, etwas plebejisch in seiner Art zu leben und sich zu kleiden, aber erzaristokratisch in der hohen Meinung, die er von Künstlern und Kunstwerken hatte, und welche ihn verleitete, sich wie ein großer Herr aus Standesstolz zu Grunde zu richten. Auch Felibien[4]), de Piles[5]) und Florent-Lecomte[6]) wissen noch nichts Ehrenrühriges über Rembrandt zu melden. Houbraken[7]) und sein Umarbeiter Campo-Weyerman[8]) sind die Ersten, welche Rembrandt's Leben auf eine höchst verletzende Art beschreiben und die bösartigsten Geschichten von seinen Sitten und Gewohnheiten erzählen. Campo-Weyerman hat aber für seine Mittheilungen keinen andern Gewährsmann als Houbraken, und die Angaben dieses Letztern beruhen lediglich auf Hörensagen. Houbraken selbst gesteht an verschiedenen Stellen seines Buches, daß er die Nachrichten vom Leben gewisser Künstler ebenso wohlfeil hergebe, als er sie erhalten habe, und verwickelt sich dadurch oft in die drolligsten Widersprüche. Daß von fremden Schriftstellern die grundlosen Anklagen aufgenommen, ohne Einrede unbegründet geglaubt, als festgestellter Thatbestand weiter gemeldet und nach dieser Einseitigkeit in letzter Instanz abgeurtelt worden, kann den holländischen Autoren nicht zum Nachtheil gereichen.

sondern nur Denen, welche diese Sünde begingen. Solches thaten namentlich D'Argenville [9]) und Descamps [10]), die sich ungefähr ebenso zu einander verhalten wie Houbraken und Weyerman, aus welchen sie ihre Nachrichten hergenommen haben. Bei der allgemeinen Verbreitung der französischen Sprache und ihrer Schriftsteller, boten D'Argenville und Descamps späteren Lebensbeschreibern, Pilkington, Fuessly, Watelet, Bryan, Fiorillo, Lecarpentier, Nagler, Arsène Houssaye und Andern von neuerem und neuestem Datum dienstfertig die Hand. Man lernte und entlehnte aus ihnen meist mit stillschweigendem Dank, oft da wo man es am wenigsten gewünscht hätte. Sind auch in den letzten Decennien andere Biographen Rembrandt's hervorgetreten, so berechtigt doch eine nur oberflächliche Durchsicht des Geleisteten zu dem Wunsche, daß die kritische Untersuchung über das Leben und die Werke eines so wichtigen Künstlers noch lange nicht als abgeschlossen betrachtet werden möge.

Von C. Josi [11]), der zu Anfang dieses Jahrhunderts als Kunstmäkler in Amsterdam die Versteigerung vieler Cabinete besorgte, und von C. J. Nieuwenhuys [12]), einem geborenen Niederländer und Sohn des bekannten Kunsthändlers in Brüssel, ist die Reinigung und Ehrenrettung des verunglimpften Rembrandt'schen Lebens zu beginnen, und somit noch erst die Bahn zu ebenen, auf der zu umfassenderen, gleichviel ob ästhetisch-kritischen oder biographisch-historischen Abhandlungen über Rembrandt vorzuschreiten möglich sein wird. Schon hierin ist ausgesprochen, daß ich von den Leistungen der jüngsten Zeit für unsern Künstler wenig Erhebliches zu berichten weiß. Von Smith [13]) und Wilson [14]) ist sehr zu ver-

wundern, daß sie aus den von Josi und Nieuwenhuys veröffentlichten Documenten nichts Wesentliches gefolgert, sondern den alten biographischen Kohl wieder aufgewärmt und ihren Lesern als schmackhafte Speise vorgesetzt haben. Auch spätere Lebensbeschreiber sind noch in denselben Fehler gefallen. Sogar der holländische Kunsthistoriker J. Immerzeel ist keineswegs davon freizusprechen und hat zu dem bereits Bekannten weiter nichts Neues hinzugebracht, als eine erhebliche Nachricht über einen traurigen Umstand in Rembrandt's Leben, der bisher unbekannt geblieben[15]); sein Verdienst ist mehr eine patriotische Begeisterung als eine kritische Würdigung bei seinen Landsleuten für den großen Maler angeregt zu haben. Viel Neues und Wichtiges erwartet man von Dr. Scheltema, Stadtarchivar zu Amsterdam, der mit der Ausarbeitung einer biographischen Schrift[16]) über Rembrandt beschäftigt und ganz vorzüglich gestellt ist, aus unbekannt und unbenutzt gebliebenen Quellen zu schöpfen.

Für die große Mehrzahl ist Rembrandt, sein Leben und seine Persönlichkeit immer noch in jenes mythische Gewand gehüllt, welches Historiker und Aesthetiker ihnen von jeher nur zu gern umgehangen haben. Der flüchtigste Leser kann sich allerdings schwerlich der Beobachtung enthalten und erwehren, daß in den biographisch-kritischen Abhandlungen über Rembrandt die schrecklichsten Anschuldigungen und die herrlichsten Lobeserhebungen durch einander gehen, wie die Elemente im Chaos. Aber die Liebe des Sonder- und Wunderbaren ist unserer Natur so tief eingeprägt, daß wir bereitwillig die Arbeit annehmen, welche die Ueberlieferung uns fix und fertig zuträgt, ohne viel zu fragen in wie weit dieselbe Glauben

verdient. Wie der Phosphorglanz der Irrlichter um die verwesende Pflanze herflattert, so flimmert um die erlauchten Todten der bleiche Schein der Sagen und Märchen. Je ungenauer und fabelhafter die Erzählungen sind, desto größer ist für die Phantasie der Reiz, auf diesem Felde zu schwärmen. Ein sprechender Beleg dazu sind die wunderlichen Nachrichten, welche von Rembrandt's Leben auf uns gekommen sind und diesen großen Künstler im Alter von 22 Jahren als einen armen Savoyardenjungen hinstellen, der zuerst mit einem Bilde unter dem Arm auf den Schauplatz tritt und außer sich geräth vor Freuden über die hundert Gulden, die er dafür bekömmt, so wie über das unerwartete Glück, welches auf der Rückreise die Pferde mit dem Postwagen und ihn mit dem Postgelde durchgehen läßt. Dieselben Ueberlieferungen zeigen uns Rembrandt in der Blütenzeit seines Lebens gleich erstaunlich im Anwenden von Mitteln künstlerischer Darstellung und kaufmännischer Betrügerei, aller höheren Bildung ermangelnd und jeden besseren Umgang fliehend, unerhört geizig, und mit der herzlosesten Plusmacherei Frau und Kinder gebrauchend, das kunstliebende Publicum auf die unverschämteste Weise zu prellen; sodann im spätern Alter ausschließlich mit dem Pöbel verkehrend, immer tiefer in Schmuz und Gemeinheit versinkend, zuletzt als muthwilliger Bankerottmacher und wüster Sonderling endend, der unermeßlich viel Geld und Ruhm nachläßt. Unsere behagliche Phantasie verlangt nichts anderes und erstaunt sich höchlichst über einen so merkwürdigen Kauz, ohne weiter darauf zu achten, ob dieses wunderbare Lebensbild nicht bei der geringsten Prüfung und Berührung zusammenbrechen möchte.

Jene älteren, mehr oder weniger als zuverlässig geltenden Traditionen haben neuere Kunstschriftsteller zu Auslegungen und Auffassungen verleitet, welche Rembrandt in ein romantisches Gewand hüllen; aber diese neumodische Vermummung ist ebenso unstatthaft und läßt den Künstler von einer fast eben so unvortheilhaften Seite erscheinen. Kugler und Rathgeber machen aus Rembrandt einen trotzigen protestantischen Republikaner, beseelt von tiefem Ingrimm gegen den leutseligen katholischen Royalisten Rubens, und gefoltert von neidischer Eifersucht darüber, daß dieser in patricischem Glanze prunke und in Ueberfluß schwelge, während er in plebejischem Dunkel schmachten und kümmerlich darben müsse; sie schildern ihn ferner als einen listigen Schwärmer, der Bilder male, wo Phantasie und Kritik sich verbinden, um bald mit verdeckter Ironie, bald mit unverhaltener Leidenschaft gegen alle höhere Kunstrichtung anzukämpfen, und namentlich die classischen und biblischen Gegenstände ins Burleske herabzuziehen und der Lächerkeit preiszugeben; sie sagen endlich, es liege etwas eigenthümlich Phantastisches, etwas düster Geheimnißvolles, fast Schauerliches in seinem Wesen, jedoch fühle man sich trotz aller ironisch-burlesken und roh demokratischen Tendenz und Denkungsart Rembrandt's durch seine Bilder in ein seltsames Behagen, in eine neckische Traumwelt versetzt; seine Malerei sei eine Art Hexerei und er selbst wie der Zauberer Merlin, der in den Ritterbüchern des Mittelalters eine so große Rolle spielt. Nach Smith's Vermuthung wäre Rembrandt sogar ein magischer Künstler im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen: er habe nämlich zu der Malerei auch die edle Goldmacherkunst

getrieben und sei darin zur Schule gegangen bei seinen jüdischen Freunden, dem Autor Menasseh Ben Israel und dem Doctor Ephraim Bonus, die sich sehr stark mit Cabbalistik abgegeben und ihren habsüchtigen Adepten verleitet hätten, sein ganzes Vermögen durch den Schornstein zu jagen und sich bis über die Ohren in Schulden zu stecken. In ähnlicher Weise vermehrt Immerzeel dadurch, daß er Rembrandt zu einem verschwenderischen Kunstnarren macht und sein pecuniäres Misgeschick dem unsinnigen Ankauf von alten Bildern, Kupferstichen und Seltenheiten zuschreibt, die Reihe der jüngsten Vermuthungen und Vorstellungen über jenen Künstler, die mehr geistreich als wahr, und ebenso viele Belege sind, daß hervorleuchtende Köpfe, deren Leben und Wirken, worin es etwa sei, Epoche gemacht, sich als neu und unverstanden nicht allein von ihrer Zeit schmählich verleumdet, sondern auch von einem späteren Jahrhundert mannichfach verkennt sehen können.

Wir sind weit entfernt, dem Menschengeiste seine Liebe des Wunderbaren, die Spannader aller poetischen Kräfte, unterbinden und der Geschichte ihre traditionelle und mythologische Hülle, die Grundwahrheit aller historischen Erzählungen, abreißen zu wollen; aber das Genie an sich hat viel mehr Reiz als jene Elemente und Momente von gewöhnlichem Interesse. Das Wunderbare in dem Leben eines Künstlers ist die Geschichte seiner Werke; was uns interessirt, sind vorzüglich die Umstände, die zu ihrer Hervorbringung mitgeholfen oder dabei obgewaltet haben; darüber möchten wir gern das Nähere wissen, welches leider so oft fehlt. Das Wunderliche und Sagenhafte, welches ältere und neuere Bio-

in hohem Alter, man weiß nicht recht wann, gestorben sei. Er hinterließ einen berühmten Namen und einen fabelhaften Reichthum, wovon aber nach seinem Tode Niemand hat viel Aufhebens machen hören."

Das sind die Hauptzüge des fratzenhaften Zerrbildes, welches ältere und neuere Biographen von Rembrandt's Leben und Charakter entworfen und, wie es scheint, beinahe für immer festgestellt haben. Mehr oder weniger ausgeführte Nachrisse davon befinden sich in allen kunsthistorischen Hand- und Wörterbüchern, die zu Tausenden von Exemplaren verbreitet und willkommene Hülfsquellen für die Ana geworden sind, sodaß sich zuletzt unvertilgbare Volksmärchen daraus gebildet haben. Rembrandt befindet sich dadurch in einen moralischen Proceß verstrickt, der seit länger als hundert Jahren anhängig gemacht und vor alle Instanzen der öffentlichen Meinung gebracht, in Abwesenheit des Verklagten geführt worden, und wobei der streitende Theil that, als wisse er allerlei geheime Weisheit und dürfe in eigner Person Kläger, Zeuge, Richter und Scharfrichter, selbst Alles in Allem sein.

Wie böse Gerüchte und üble Nachreden entstehen, entquellen, entspringen und sich entspinnen, müßte für eine müßige Frage gelten, wenn nicht der ganze in Rede stehende Rechtshandel sich um diese Axe drehte.

Einer läßt vielleicht ein unbewachtes, nicht arg gemeintes Wort fallen, was zufällig ein Anderer aufhebt und weitergibt. Beim ersten Aussprecher war es nur ein bloßes Wort. Der Aufnehmer mochte es genommen haben, wie er wollte; schon sein Aufnehmen gilt als bedeutungsvoll und das Weitergeben als Wichtigkeit.

Kommen nun noch Halbhörer dazu und schielende Verkehrtseher, die Das, was sie darüber augenblicklich meinen, Einem mittheilen, welcher der Worte und Thaten Schön- und Schwarzfärberei versteht, und stimmen Mehre dazu, so wird gleich darüber ein Gerede. Gelangt dieses nun gar vor die Ohren der Verschmitzten und Beschwatzten, so ist lauter Geklätsch und Geträtsch fix und fertig. Wehe dann unbefleckter Ehre und gutem Namen! Und wie fein und sanft auch der Schnee als das Neue auf die Alpen sich senken mag, wie leicht die Flocken sich kräuseln, um so furchtbarer, wenn gehäuft und geballt die Last thalwärts sich wälzt und im Sturz und Fall die ungeheure Wucht der Schneelawine donnernd hinabrauscht, Alles zersprengend, zerstörend, zermalmend und begrabend.

Es dünkt uns daher nicht ganz unangemessen, hier einigermaßen auf die Spur zu leiten, wie die ersten Flocken übler Nachrede und Krittelei gegen Rembrandt sich angesetzt haben und allmälig zu der fabelhaften Masse von Schmachrede und Verleumdung angewachsen sind, worunter sein ehrlicher Name und guter Leumund verschüttet worden.

Der Bürgermeister Jan Jansz. Orlers, in der zweiten Ausgabe seiner „Beschreibung der Stadt Leyden", die 1641 erschien [1]), hat meines Wissens zuerst einige biographische Nachrichten über Rembrandt mitgetheilt, die blos angeben, wo und wann dieser Künstler geboren ist, welche Lehrmeister er gehabt und um welche Zeit er von Leyden nach Amsterdam gegangen. Sandrart, der 1639 Amsterdam bewohnte und Rembrandt persönlich kannte, berichtet in der „Teutschen Akademie" [2]) von ihm weiter

nichts Aergerliches, als daß er seinen Stand nicht zu beobachten und mit den Leuten sich nicht zu halten gewußt habe. Baldinucci, der zehn Jahre später als Sandrart schrieb und ausdrücklich bemerkt [3]), daß er seine Nachrichten über Rembrandt „von Solchen erhalten, welche diesen Künstler vor Zeiten gekannt und vertrauten Umgang mit ihm gehabt hätten", schildert ihn als einen wunderlichen Christen, als einen Sonderling (umorista) erster Classe, etwas plebejisch in seiner Art zu leben und sich zu kleiden, aber erzaristokratisch in der hohen Meinung, die er von Künstlern und Kunstwerken hatte, und welche ihn verleitete, sich wie ein großer Herr aus Standesstolz zu Grunde zu richten. Auch Felibien [4]), de Piles [5]) und Florent-Lecomte [6]) wissen noch nichts Ehrenrühriges über Rembrandt zu melden. Houbraken [7]) und sein Umarbeiter Campo-Weyerman [8]) sind die Ersten, welche Rembrandt's Leben auf eine höchst verletzende Art beschreiben und die bösartigsten Geschichten von seinen Sitten und Gewohnheiten erzählen. Campo-Weyerman hat aber für seine Mittheilungen keinen andern Gewährsmann als Houbraken, und die Angaben dieses Letztern beruhen lediglich auf Hörensagen. Houbraken selbst gesteht an verschiedenen Stellen seines Buches, daß er die Nachrichten vom Leben gewisser Künstler ebenso wohlfeil hergebe, als er sie erhalten habe, und verwickelt sich dadurch oft in die drolligsten Widersprüche. Daß von fremden Schriftstellern die grundlosen Anklagen aufgenommen, ohne Einrede unbegründet geglaubt, als festgestellter Thatbestand weiter gemeldet und nach dieser Einseitigkeit in letzter Instanz abgeurtelt worden, kann den holländischen Autoren nicht zum Nachtheil gereichen,

sondern nur Denen, welche diese Sünde begingen. Solches thaten namentlich D'Argenville [9]) und Descamps [10]), die sich ungefähr ebenso zu einander verhalten wie Houbraken und Weyerman, aus welchen sie ihre Nachrichten hergenommen haben. Bei der allgemeinen Verbreitung der französischen Sprache und ihrer Schriftsteller, boten D'Argenville und Descamps späteren Lebensbeschreibern, Pilkington, Fuessly, Watelet, Bryan, Fiorillo, Lecarpentier, Nagler, Arsène Houssaye und Andern von neuerem und neuestem Datum dienstfertig die Hand. Man lernte und entlehnte aus ihnen meist mit stillschweigendem Dank, oft da wo man es am wenigsten gewünscht hätte. Sind auch in den letzten Decennien andere Biographen Rembrandt's hervorgetreten, so berechtigt doch eine nur oberflächliche Durchsicht des Geleisteten zu dem Wunsche, daß die kritische Untersuchung über das Leben und die Werke eines so wichtigen Künstlers noch lange nicht als abgeschlossen betrachtet werden möge.

Von C. Josi [11]), der zu Anfang dieses Jahrhunderts als Kunstmäkler in Amsterdam die Versteigerung vieler Cabinete besorgte, und von C. J. Nieuwenhuys [12]), einem geborenen Niederländer und Sohn des bekannten Kunsthändlers in Brüssel, ist die Reinigung und Ehrenrettung des verunglimpften Rembrandt'schen Lebens zu beginnen, und somit noch erst die Bahn zu ebenen, auf der zu umfassenderen, gleichviel ob ästhetisch-kritischen oder biographisch-historischen Abhandlungen über Rembrandt vorzuschreiten möglich sein wird. Schon hierin ist ausgesprochen, daß ich von den Leistungen der jüngsten Zeit für unsern Künstler wenig Erhebliches zu berichten weiß. Von Smith [13]) und Wilson [14]) ist sehr zu ver-

wundern, daß sie aus den von Josi und Nieuwenhuys veröffentlichten Documenten nichts Wesentliches gefolgert, sondern den alten biographischen Kohl wieder aufgewärmt und ihren Lesern als schmackhafte Speise vorgesetzt haben. Auch spätere Lebensbeschreiber sind noch in denselben Fehler gefallen. Sogar der holländische Kunsthistoriker J. Immerzeel ist keineswegs davon freizusprechen und hat zu dem bereits Bekannten weiter nichts Neues hinzugebracht, als eine erhebliche Nachricht über einen traurigen Umstand in Rembrandt's Leben, der bisher unbekannt geblieben[15]); sein Verdienst ist mehr eine patriotische Begeisterung als eine kritische Würdigung bei seinen Landsleuten für den großen Maler angeregt zu haben. Viel Neues und Wichtiges erwartet man von Dr. Scheltema, Stadtarchivar zu Amsterdam, der mit der Ausarbeitung einer biographischen Schrift [16]) über Rembrandt beschäftigt und ganz vorzüglich gestellt ist, aus unbekannt und unbenutzt gebliebenen Quellen zu schöpfen.

Für die große Mehrzahl ist Rembrandt, sein Leben und seine Persönlichkeit immer noch in jenes mythische Gewand gehüllt, welches Historiker und Aesthetiker ihnen von jeher nur zu gern umgehangen haben. Der flüchtigste Leser kann sich allerdings schwerlich der Beobachtung enthalten und erwehren, daß in den biographisch-kritischen Abhandlungen über Rembrandt die schrecklichsten Anschuldigungen und die herrlichsten Lobeserhebungen durch einander gehen, wie die Elemente im Chaos. Aber die Liebe des Sonder- und Wunderbaren ist unserer Natur so tief eingeprägt, daß wir bereitwillig die Arbeit annehmen, welche die Ueberlieferung uns fix und fertig zuträgt, ohne viel zu fragen in wie weit dieselbe Glauben

verdient. Wie der Phosphorglanz der Irrlichter um die verwesende Pflanze herflattert, so flimmert um die erlauchten Todten der bleiche Schein der Sagen und Märchen. Je ungenauer und fabelhafter die Erzählungen sind, desto größer ist für die Phantasie der Reiz, auf diesem Felde zu schwärmen. Ein sprechender Beleg dazu sind die wunderlichen Nachrichten, welche von Rembrandt's Leben auf uns gekommen sind und diesen großen Künstler im Alter von 22 Jahren als einen armen Savoyardenjungen hinstellen, der zuerst mit einem Bilde unter dem Arm auf den Schauplatz tritt und außer sich geräth vor Freuden über die hundert Gulden, die er dafür bekömmt, so wie über das unerwartete Glück, welches auf der Rückreise die Pferde mit dem Postwagen und ihn mit dem Postgelde durchgehen läßt. Dieselben Ueberlieferungen zeigen uns Rembrandt in der Blütenzeit seines Lebens gleich erstaunlich im Anwenden von Mitteln künstlerischer Darstellung und kaufmännischer Betrügerei, aller höheren Bildung ermangelnd und jeden besseren Umgang fliehend, unerhört geizig, und mit der herzlosesten Plusmacherei Frau und Kinder gebrauchend, das kunstliebende Publicum auf die unverschämteste Weise zu prellen; sodann im spätern Alter ausschließlich mit dem Pöbel verkehrend, immer tiefer in Schmuz und Gemeinheit versinkend, zuletzt als muthwilliger Bankerottmacher und wüster Sonderling endend, der unermeßlich viel Geld und Ruhm nachläßt. Unsere behagliche Phantasie verlangt nichts anderes und erstaunt sich höchlichst über einen so merkwürdigen Kauz, ohne weiter darauf zu achten, ob dieses wunderbare Lebensbild nicht bei der geringsten Prüfung und Berührung zusammenbrechen möchte.

Jene älteren, mehr oder weniger als zuverlässig geltenden Traditionen haben neuere Kunstschriftsteller zu Auslegungen und Auffassungen verleitet, welche Rembrandt in ein romantisches Gewand hüllen; aber diese neumodische Vermummung ist ebenso unstatthaft und läßt den Künstler von einer fast eben so unvortheilhaften Seite erscheinen. Kugler und Rathgeber machen aus Rembrandt einen trotzigen protestantischen Republikaner, beseelt von tiefem Ingrimm gegen den leutseligen katholischen Royalisten Rubens, und gefoltert von neidischer Eifersucht darüber, daß dieser in patricischem Glanze prunke und in Ueberfluß schwelge, während er in plebejischem Dunkel schmachten und kümmerlich darben müsse; sie schildern ihn ferner als einen listigen Schwärmer, der Bilder male, wo Phantasie und Kritik sich verbinden, um bald mit verdeckter Ironie, bald mit unverhaltener Leidenschaft gegen alle höhere Kunstrichtung anzukämpfen, und namentlich die classischen und biblischen Gegenstände ins Burleske herabzuziehen und der Lächerkeit preiszugeben; sie sagen endlich, es liege etwas eigenthümlich Phantastisches, etwas düster Geheimnißvolles, fast Schauerliches in seinem Wesen, jedoch fühle man sich trotz aller ironisch-burlesken und roh demokratischen Tendenz und Denkungsart Rembrandt's durch seine Bilder in ein seltsames Behagen, in eine neckische Traumwelt versetzt; seine Malerei sei eine Art Hexerei und er selbst wie der Zauberer Merlin, der in den Ritterbüchern des Mittelalters eine so große Rolle spielt. Nach Smith's Vermuthung wäre Rembrandt sogar ein magischer Künstler im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen: er habe nämlich zu der Malerei auch die edle Goldmacherkunst

getrieben und sei darin zur Schule gegangen bei seinen jüdischen Freunden, dem Autor Menasseh Ben Israel und dem Doctor Ephraim Bonus, die sich sehr stark mit Cabbalistik abgegeben und ihren habsüchtigen Adepten verleitet hätten, sein ganzes Vermögen durch den Schornstein zu jagen und sich bis über die Ohren in Schulden zu stecken. In ähnlicher Weise vermehrt Immerzeel dadurch, daß er Rembrandt zu einem verschwenderischen Kunstnarren macht und sein pecuniäres Misgeschick dem unsinnigen Ankauf von alten Bildern, Kupferstichen und Seltenheiten zuschreibt, die Reihe der jüngsten Vermuthungen und Vorstellungen über jenen Künstler, die mehr geistreich als wahr, und ebenso viele Belege sind, daß hervorleuchtende Köpfe, deren Leben und Wirken, worin es etwa sei, Epoche gemacht, sich als neu und unverstanden nicht allein von ihrer Zeit schmählich verleumdet, sondern auch von einem späteren Jahrhundert mannichfach verkennt sehen können.

Wir sind weit entfernt, dem Menschengeiste seine Liebe des Wunderbaren, die Spannader aller poetischen Kräfte, unterbinden und der Geschichte ihre traditionelle und mythologische Hülle, die Grundwahrheit aller historischen Erzählungen, abreißen zu wollen; aber das Genie an sich hat viel mehr Reiz als jene Elemente und Momente von gewöhnlichem Interesse. Das Wunderbare in dem Leben eines Künstlers ist die Geschichte seiner Werke; was uns interessirt, sind vorzüglich die Umstände, die zu ihrer Hervorbringung mitgeholfen oder dabei obgewaltet haben; darüber möchten wir gern das Nähere wissen, welches leider so oft fehlt. Das Wunderliche und Sagenhafte, welches ältere und neuere Bio-

graphen Rembrandt's so sorgsam gesammelt und ergriffen haben, wird sich in unserer Darstellung, wenn auch nicht ganz verlieren, doch bedeutend verringern. Wir schöpfen unsere Angaben und Ansichten aus den Actenstücken, die bisher aus holländischen Archiven bekannt geworden, oder auch ganz einfach aus dem Inhalt und Datum Rembrandt'scher Bilder und Radirungen, die allein hinreichen, alle jene schönen Ueberlieferungen und geistreichen Beurtheilungen über den Haufen zu werfen. Wir sind so frei, aus Rembrandt so wenig als möglich einen Gauner, einen Wucherer, einen Pöbelfreund, einen Religionsspötter, einen Schwarzkünstler, einen Alterthümler zu machen, und man möge uns diese Freiheit zugute halten. Der große Meister des Helldunkels kann diese ordinairen Lichtseiten füglich entbehren und wird deshalb nicht kleiner noch obscurer sein.

2. Rembrandt's Leben.

Nach Houbraken, dem fast alle Biographen gefolgt sind, soll Rembrandt in der Mühle geboren sein, welche zwischen den Dörfern Koudekerk und Leyderdorp, in der Nähe von Leyden, an dem kleinen Wasserstrange lag, der hier noch den Namen des Rheins führt und sich nicht weit davon in dem sogenannten Leydener Meer verliert. Dagegen läßt Orlers, ein Zeit- und Stadtgenosse Rembrandt's, diesen Künstler in Leyden auf die Welt kommen, und der Verfasser eines Aufsatzes in „de Allgemeene Kunst- en Letterbode," vom 9. Mai 1851, Nr. 19, Herr W. J. C. Rammelman Elsevier (ein Nachkomme der berühmten Drucker dieses Namens) bestätigt die Richtigkeit der letzteren Angabe. Es ist durchaus

kein Anschein vorhanden, daß Rembrandt's Aeltern die Mühle, welche so lange für die Wiege des Künstlers ausgegeben worden, je bewohnt oder besessen haben. Aus dem Stadtarchiv von Leyden hingegen geht hervor, daß seine Aeltern und Großältern in dieser Stadt wohnten auf dem Schwemmstieg am weißen Thor (in de Weddesteeg by de Wittepoort), wo sie gemeinschaftlich mit Clement Lenaarts Ruys eine Malzmühle besaßen. Sein Vater hieß Harmen Gerritszoon und seine Mutter Neeltje [17]) Willemsdochter von Zuidbroek, weil sie aus dem Dorfe dieses Namens gebürtig war; sie wurden den 8. October 1589 in der Peterskirche zu Leyden getraut und zeugten vier Söhne und drei Töchter, die wahrscheinlich so auf einander folgten: Adriaan, Gerrit, Machtelt, Sara, Willem, Rembrandt und Lysbeth. Der älteste Sohn Adriaan folgte seinem Vater als Müller auf der Malzmühle und starb 1654. Auch Gerrit wurde Müller, aber auf einer Kornmühle in Leyden an de Morschpoort; er starb den 23. September 1630 und wurde in der Peterskirche begraben. Von Machtelt und Sara ist nichts Besonderes bekannt, sie erreichten kein hohes Alter, da sie 1640 schon nicht mehr am Leben waren. Willem wurde Brotbäcker, wie der Vater seiner Mutter. In dem Register vom 200sten Pfennig des J. 1646 zu Leyden werden er und seine jüngste Schwester Lysbeth als arm angegeben, weshalb ihre Namen in dem Buche ausgestrichen sind.

Weil die Malzmühle an einem der Kanäle lag, in welchem der hier noch Rhein genannte kleine Arm dieses Stromes sich durch die Stadt schleicht, so erhielt Rembrandt's Großvater, der Müller Gerrit Roelofszoon, den

Beinamen van Rijn, der auch auf Rembrandt's Vater überging. Nach der damals in Holland üblichen Sitte, den Genitiv des väterlichen Vornamens als Familiennamen anzunehmen, nannten sich die Söhne Harmenszoon, abgekürzt Harmensz, und unser Künstler hieß daher mit seinem Familiennamen nicht, wie man gewöhnlich angegeben findet, Rembrandt Gerritsz., sondern Rembrandt Harmensz., wie er auch in officiellen Actenstücken genannt wird. Er selbst unterzeichnet sich in seinen Bildern und Kupferstichen abwechselnd: Rembrandt und Rembrant, oft auch mit einem aus dem Anfangs- und Endbuchstaben seines Vornamens zusammengezogenen Monogramm[18]): Rt, wozu er ein paar Mal seinen väterlichen Beinamen hinzusetzt: Rt van Rijn. Auf drei von seinen Radirungen findet sich eine Bezeichnung, die bisher gewöhnlich Rembrandt Venitiis gelesen worden und zu dem Märchen Anlaß gegeben, daß Rembrandt in den J. 1635 und 1636 in Venedig gewesen. Hätte man jene Bezeichnung genauer angesehen, so würde man sich überzeugt haben, daß aus den etwas unbestimmten Zügen des verkehrt geschriebenen Wortes auf keinen Fall venitiis herauszulesen ist, sondern allenfalls renetus, welches eine freie lateinische Uebersetzung des Zunamens van Rijn (Renetus anstatt Rhenanus) zu sein scheint. Denn wenn man auch Rembrandt, wie aus dem Stil seiner Briefe und noch mehr aus dem Inhalt seiner Bilder hervorgeht, eine umfassendere Bildung, als ihm gewöhnlich beigelegt wird, zutrauen darf, so erstreckte sich dieselbe jedoch schwerlich so weit, daß er sich einer eleganten Latinität beflissen hätte.

Der Name Rembrandt ist, wie aus Obigem erhellt,

ein Taufname und jetzt beinahe der einzige, worunter der Meister bekannt ist. Aus diesem Grunde, scheint es, hätten wir unterlassen können, auf seine übrigen Namen so umständlich einzugehen; da aber dieser Punkt Liebhabern bisweilen Schwierigkeit macht, so glaubten wir ihn hier beiläufig in's Klare bringen zu müssen, um so mehr da geschätzte neuere Kunstschriftsteller, z. B. Kugler und sogar Waagen, die Sache dadurch noch verwirrt haben, daß sie, ich weiß nicht auf welche Autorität hin, zu dem Vornamen Rembrandt noch den Vornamen Paul hinzugesetzt, der weder in Actenstücken, noch auf Bildern und Radirungen des Meisters vorkommt. [19])

Rembrandt's Vater war bereits 1634 nicht mehr am Leben; seine Mutter starb 1640, und nach ihrem Tode theilten sich die überlebenden vier Geschwister, Adriaan, Willem, Rembrandt und Lysbeth, in die nicht unansehnliche älterliche Nachlassenschaft, die außer zwei Mühlen und andern liegenden Gütern zu Leyden auch in einem Lustgarten zu Zoeterwoude bestand. Bei der Auseinandersetzung wurde die Hälfte der Malzmühle an Adriaan van Rijn zugetheilt, unter der Bedingung, daß er die auf 3875 Gulden sich belaufenden Schulden des Nachlasses abtrage. Rembrandt bekam unter anderm als sein Erbtheil eine Summe von 3565 Gulden, welche Adriaan ebenfalls noch an den Nachlaß schuldete und in jährlichen Terminen an seinen Bruder Rembrandt auszubezahlen versprach, der darüber einen Pfandbrief ausgestellt erhielt. Die Acten dieser Erbschaftstheilung sind noch vorhanden und haben erst in jüngster Zeit Aufschluß gegeben über jene Familienverhältnisse, die insofern bemerkenswerth, als mit Houbraken bisher allgemein versichert worden,

daß Rembrandt weder Brüder noch Schwestern gehabt, und diese falsche Behauptung den Maßstab abgibt, wie behutsam man gegen Alles sein muß, was über Rembrandt's Leben und Verhältnisse selbst in den geachtetsten Schriften angezeichnet ist.

Was Rembrandt's Geburtsjahr betrifft, so wird dafür von seinen Lebensbeschreibern einstimmig das Jahr 1606 angegeben; nur weichen sie von einander ab in der Angabe seines Geburtstages, welchen Orlers auf den 15. Juni, Houbraken dagegen auf den 15. Juli ansetzt. Herr Scheltema glaubt annehmen zu müssen, daß Rembrandt nicht 1606, sondern 1608 geboren sei, weil der Künstler bei der Anzeige seiner Heirath, die in das Traubuch (Puiboek) der Stadt Amsterdam unter dem Datum des 10. Juni 1634 eingeschrieben ist, selbst erklärt habe, damals 26 Jahre alt zu sein. Indessen könnte Rembrandt als Bräutigam, zumal in einer fremden Stadt, sich leicht für ein paar Jahre jünger ausgegeben haben, als er wirklich war. Selbst das Datum 1606 stimmt nicht so recht zu seiner Geburt, wenn wahr ist, was Orlers und Houbraken melden, daß Gerrit Dou am 14. Februar 1628 zu dem „damals allberühmten Rembrandt" (den toen al vermaarten Rembrandt) in die Lehre gekommen. Rembrandt hätte also schon 1628 nicht nur einen großen Ruf, sondern auch eine förmliche Schule gehabt, und wäre demnach gewiß über das 20. oder 22. Jahr seines Alters hinausgewesen. Wie groß auch seine natürlichen Anlagen sein mochten, so wird ihm die Meisterschaft ebenso wenig als andern reichbegabten Geistern im Traume angeflogen sein. Selbst Raphael mit seinem unermeßlichen Talent brachte es erst im 26.

Lebensjahre so weit, daß er andere Künstler um sich versammelte.

Wir wissen sehr wenig von Rembrandt's Jugend. Seine Aeltern, die schon früh einen regsamen Geist an ihm bemerken, vielleicht auch ehrgeizige Absichten mit ihm haben mochten und die zur Ausbildung seiner Anlagen nöthigen Mittel besaßen, wollten ihm eine gelehrte Erziehung geben lassen und schickten ihn aufs Gymnasium (Latijnsche school), von wo er, so hofften sie, zur Hochschule übergehen sollte, die in ihrer ersten Blüte und schon weltberühmt war. Der Knabe hatte aber durchaus keinen Sinn fürs Sprachstudium und fühlte einen unwiderstehlichen Trieb zur Zeichenkunst. Man kann sich denken, daß seine Aeltern anfangs kein besonderes Wohlgefallen an dieser Neigung hatten, welche alle die süßen Träume von der zukünftigen Beamten- oder Gelehrtengröße ihres Sohnes zu zerstören schien; sie waren jedoch so verständig, daß sie dem Hange des Knabens kein Hinderniß in den Weg legten und in sein Verlangen, Maler zu werden, einwilligten.

Die Schriftsteller, die von Rembrandt gesprochen, sind nicht einstimmig über den Gang seiner Studien, ja nicht einmal über die Namen seiner Lehrer. Sijmon van Leeuwen, in seiner kurzen Beschreibung der Stadt Leyden[20]), schreibt die Ehre, einen solchen Schüler gebildet zu haben, ausschließlich dem Joris van Schooten zu, einem Leydener Maler, der von 1587 bis 1658 lebte und, wie Cornelis de Bie[21]) versichert, „durch sein bedeutendes Talent in reichen Compositionen und schön angeordneten großen wie kleinen Historien, Portraits und Stillleben in ganz Holland bekannt und geschätzt

war.“ [22]) Houbraken sagt ausdrücklich, daß Rembrandt den ersten Unterricht in der Kunst von Jakob Isaakszoon Swanenburch empfing, dem ältesten Sohn des Isaak Klaaszoon Swanenburch, der lange in Italien war, sich in Neapel aufhielt, 1617 nach seiner Vaterstadt Leyden zurückkehrte und 1639 zu Utrecht starb, mit dem Ruf eines tüchtigen Malers. Bei diesem Meister soll Rembrandt in Leyden drei Jahre geblieben sein, nachher in Amsterdam ungefähr sechs Monate bei Pieter Lastman und zuletzt noch einige Zeit bei Jan Pinas gearbeitet haben. Die beiden letzteren Maler waren aus Harlem gebürtig; ihre Lebensverhältnisse sind unbekannt; man weiß aber, daß sie 1604 und 1605 zusammen Italien bereisten und sich längere Zeit in Rom aufhielten. Von allen ebengenannten Meistern hat, wie wir weiter unten sehen werden, offenbar Lastman, ein zu seiner Zeit sehr angesehener Künstler, ganz entschieden auf Rembrandt eingewirkt; auch wird derselbe von Sandrart als Rembrandt's erster und einziger Lehrmeister angeführt.

Nach abgelaufenen Lehrjahren lassen die Biographen Rembrandt von Amsterdam in die väterliche Mühle zurückkehren und daselbst fleißig arbeiten. Die gründlichsten Kunstkenner sind sogar der Meinung, daß dieser Umstand nicht ohne wesentlichen Einfluß auf das Eigenthümliche und Wundersame seines malerischen Talents geblieben. Man vermuthet namentlich, daß Rembrandt, da er beim Arbeiten auf dem Mühlenboden sein Licht durch kleine Luken oder Fensterchen empfing, blos einzelne Plätze seines Studirwinkels beleuchtet sah, wo er natürlich seine Modelle hinstellte, und so zufällig einen Begriff erhielt von der Lichtwirkung, die er später in seinen meisten

Bildern anbrachte. Bei dieser geistreichen Vermuthung ist aber nur der Uebelstand, daß Rembrandt's Aeltern in Leyden keine Mühle, sondern, wie andere bemittelte Bürgersleute, ein eignes Haus, der Mühle gegenüber bewohnten. Die Sage von Rembrandt's Licht- und Schattenstudien in der väterlichen Mühle ist daher ebenso grund- und haltlos als die alberne Geschichte von seiner Speculationsreise. Man kann allenfalls glauben, daß die alte holländische Post, wie unsere vormalige deutsche Schneckenpost, auf einer Strecke von drei Meilen halbwegs angehalten, um zu füttern; allein platterdings unglaublich und ganz fabelhaft ist, daß Pferde auf einer befahrenen Landstraße mit einem Packwagen durchgehen und anderthalb Meilen weit forttraben, ohne irgendwo anzurennen oder von Jemand angehalten zu werden. Dieses Kindermärchen ist offenbar nur ausgesonnen, um zu zeigen, daß Rembrandt schon von Jugend auf gleich viel Anlage hatte, ein großer Maler und ein Erzknicker zu werden.

Als Rembrandt aus der Lehre kam, hatte er wol sein Handwerk, d. h. die technischen Vorkenntnisse inne, die auch der genialste Künstler nicht missen kann; aber ein weiter Abstand trennte ihn noch von den Mitteln zur Darstellung der glänzenden Gebilde, die seiner Phantasie vorschwebten. Er hatte erst noch Alles auszubilden und den spröden Stoff so zu bewältigen, daß er daran ein gehorsames und williges Werkzeug für den Ausdruck seiner Gedanken gewann und sich nicht etwa auf glückliches Ungefähr und Zufälle des Machwerks verließ. Jener Abstand zwischen Denken und Ausführen ist schwerer zu beseitigen, als man sich gemeiniglich vorstellt. Erst

da beginnt der eigentliche Kampf, aber auch da erblühet der wahre Ruhm. Wir glauben gern, Genie sei eher gewesen als die Kunst, die Begeisterung sei vorangegangen und die Disciplin später gefolgt; aber wir glauben wenig an die Existenz eines Genies, das nicht gezogen und nicht gepflegt, auch nicht in der Schule ausgebildet wird, sondern vollkommen ausgewachsen und ausgerüstet auf die Welt kömmt. Mit Ausnahme der ersten Liebe, die der Unwissendste in einem Augenblick gleich ganz weiß und ohne alle Mühseligkeit gerade dann am besten übt, wenn er am wenigsten studirt, und geradweise um so schlechter, je mehr er sie ergründet hat, kennen wir nichts, das ohne anhaltendes Studium nicht unvollkommen und stümperhaft bliebe. Nur ist dieses Austragen des Talents für Manche nicht so mühsam und beschwerlich. Auch Rembrandt hat wie ein Anderer gewiß die Drangsale davon ausstehen müssen.

Ueber seine Jugendarbeiten ist jedoch ebenso wenig bekannt und ausgemittelt, als über seine Jugendjahre. Das älteste Datum, welches sich auf Rembrandt's Gemälden findet, ist, so viel ich weiß, 1630. Diese Jahreszahl steht auf dem in Haag aufbewahrten Bilde der Darstellung des Christuskindes im Tempel, welches bereits in seiner Art ein Meisterstück und daher schwerlich eines der ersten Werke Rembrandt's ist. Allerdings gibt es sich nicht blos durch die äußerst sorgsame Ausführung als ein Bild von Rembrandt's erster Manier zu erkennen, sondern zeigt selbst, wie der Künstler noch versucht und gerungen hat, sich die Kunstweise, die ihm vorschwebte, auszubilden. Der Farbenauftrag ist bereits pastos, indeß schwächer als in spätern Bildern, und

der Meister scheint im Reichthum und in künstlicher Verschmelzung der abwechselnden Töne sich besonders geübt zu haben. Aber die ganze Auffassung und der Ausdruck des Gefühls in diesem Bilde ist ebenso wenig jugendlich als die treffliche Ausführung, welche Klarheit der Farbe mit Brillanz der Wirkung verbindet, und hinsichtlich der magischen Vertheilung von Licht und Schatten und aller mannichfaltigen Zwischentinten den Bildern aus der späteren Zeit des Meisters nicht viel nachgibt. Zu einer solchen Stufe der Technik gelangte Rembrandt erst nach einer Reihe unausgesetzter Studien, deren Spur sich nicht mehr verfolgen läßt. Wie Derjenige, welcher einen steilen Berg hinanklimmt, erst dann Allen sichtbar wird, wenn er oben auf dem Gipfel angekommen ist, so entgehen die Fortschritte eines Künstlers Allen, die keine Gelegenheit haben, sich zu rechter Zeit in das Geheimniß seiner schöpferischen Thätigkeit einzuweihen, und wer später seinen Entwickelungsgang verfolgen und seine ersten Arbeiten darüber befragen will, muß, wenn diese Arbeiten verschollen sind, auf das Wiederfinden der ersten Ansätze seines Genies verzichten.

In Ermangelung von bestimmten und zuverlässigen Nachrichten über die erste Periode von Rembrandt's selbständiger Thätigkeit zu Leyden, füllen seine Lebensbeschreiber diese Periode mit dem lächerlichen Reiseabenteuer und zahlreichen Arbeiten aus, wovon aber Niemand etwas anzugeben weiß. Ich möchte daher fast vermuthen, daß Rembrandt, nach beendigten Lehrjahren, in Amsterdam geblieben, daselbst auf eigene Hand frisch weiter gearbeitet und sich allmälig einen gewissen Ruf erworben, der seinen Landsmann Gerrit Dou zu ihm in

die Lehre gezogen haben könnte. Die gewöhnlichen Angaben stimmen freilich damit nicht überein, sondern lauten dahin, daß Rembrandt gegen 1630 sich von Leyden nach Amsterdam übersiedelt habe, um das viele Hin- und Herreisen zu vermeiden, welches die zunehmenden Bestellungen amsterdamer Kunstfreunde veranlaßten. Wie sichs damit auch verhalten mag, von dieser Zeit an beginnt Rembrandt's bekanntere Wirksamkeit in Amsterdam. Den Anfang derselben bezeichnet die ebengenannte Darstellung im Tempel, von 1630. Das nächste Jahr verwendete Rembrandt wol hauptsächlich auf das Malen der anatomischen Vorlesung, die von 1632 datirt ist. Dieses vortreffliche Werk, jetzt eine der Hauptzierden des königlichen Museums im Haag, stellt bekanntlich den Professor Nikolaas Tulp vor, wie er die Armmuskeln explicirt an einem vor ihm auf dem Tische liegenden Körper, dem angeblichen Cadaver eines Missethäters, der wegen seines ungemein starken Körperbaues berüchtigt war. Die sieben Zuhörer dabei sind nicht, wie man gewöhnlich angegeben findet, Schüler des Professors, sondern seine Collegen, Männer von reifem Alter, nämlich die Wundärzte: Jakob Blok, Hartman Harmansz[23]), Adriaan Slabbraan, Jakob de Wit, Matthys Kalkoen, Jakob Koolveld und Frans van Loenen, die meist alle Vorsteher der amsterdamer Chirurgusgilde gewesen. Rembrandt malte dieses Bild, so viel man weiß, für seinen Freund und Gönner Nikolaus Tulp, den amsterdamer Bürgermeister und Hochschullehrer, dessen Tochter Joan Six im J. 1655 heirathete. Tulp schenkte es der Chirurgusgilde zu Amsterdam, welche auf der sogenannten Schneidekammer

(Snijkamer, so heißt in Holland das Anatomiegebäude) in der Sanct Antoniuswage ihren Versammlungssaal hatte, wo es bis zum J. 1828 blieb. Um diese Zeit beschloß die genannte Gilde es zum Besten des Unterstützungfonds für Chirurguswitwen meistbietend zu versteigern, wogegen aber zuerst vom Bürgermeister der Stadt und zuletzt vom königlichen Staatsministerium Einsprache erhoben wurde. Da jedoch das Recht der Gilde, ihr Eigenthum zu verkaufen, sich nicht wohl bestreiten ließ und die Versteigerung in den Zeitungen angekündigt worden, so stand zu befürchten, daß jenes Meisterwerk für Holland verloren gehen möchte. Um dieses Unglück zu verhüten, ließ König Wilhem I. vorschlagen, das Gemälde anzukaufen; die Herrn Apostool und Saportas wurden von Seiten der Krone, und die Herrn Albertus Brondgeest und De Vries von Seiten der Gilde beauftragt, den Werth desselben zu schätzen, und nach längerm Hin- und Herdebattiren wurde die Summe von 36,500 Gulden als zureichende und entsprechende Entschädigung festgestellt.[24])

Im Jahre 1633 malte Rembrandt den Christus mit seinen Jüngern auf der stürmischen See, in Holland unter dem Namen des Petrusschiffchens bekannt, früher in der Braamcamp'schen Sammlung zu Amsterdam, jetzt in dem Hope'schen Cabinet zu London, den berühmten Schiffsbaumeister, in der königlichen Sammlung zu London, den in Nachdenken versunkenen Gelehrten (le Philosophe en contemplation), im Louvre, und sein eigenes Bildniß, ebendaselbst. Sein eignes Bild wiederholte er im nächsten Jahre zwei Mal: eines im berliner Museum, das an-

dere im Louvre. Auch verfertigte er in demselben Jahre das Portrait seiner Mutter, in der Sammlung des Herrn William Wells in Readleaf, unweit London.

Die ebengenannten Bilder sind durchgängig mit großer Sorgfalt beendigt, die als ein charakteristisches Merkmal für Werke der ersten Zeit des Meisters gelten kann. Ob die Vortrefflichkeit seiner Portraitmalerei, oder die neue und pikante Art, seine Bilder zu beleuchten, den meisten Anklang fand, ist schwer zu sagen, soviel aber gewiß, daß er die Gunst der amsterdamer Gemäldeliebhaber in hohem Grade gewann und als Maler bald einen großen Ruf erlangte. Obgleich er gewiß mit manchen Neidern und Gegnern seiner Manier zu kämpfen hatte, so sammelte sich doch sehr schnell um ihn her eine große Anzahl von Schülern, wozu, außer Gerrit Dou, noch Ferdinand Bol, Gerbrandt van den Eeckhout, Govaert Flinck, Nikolaas Maes, de Koningk u. A. gehörten. Nach Houbraken, miethete er für seine Schule ein Pack- oder Lagerhaus am Blumengraben (Bloemgracht), wo er ebenso viele Arbeitszellen einrichtete, als er Lehrlinge hatte, damit Keiner den Andern beim Arbeiten störe. Anfangs hielt ich diese Klostereinrichtung der Rembrandt'schen Schule für eine leere Erfindung der Biographen, die einen Vorwand gesucht, um die saubere Geschichte von Adam nnd Eva anzubringen, welche man bei Houbraken nachlesen mag; allein aus den von Herrn Scheltema mitgetheilten Actenstücken scheint hervorzugehen, daß wirklich so was Absonderliches bei Rembrandt's Art zu unterrichten bestanden habe. Denn in der Anzeige[25]) von dem Verkauf seines Hauses heißt es unter andern: „Der Eigenthümer solle daraus zu sich

nehmen zwei Oefen und verschiedene Scheerwände (afschutsels), allda von Rembrandt für seine Lehrlinge auf den Boden (zolder) gestellt und ihm zugehörig."

Im J. 1634 wohnte Rembrandt zu Amsterdam auf der Breestraat, wie aus der Einschreibung seiner Heirath im amsterdamer Traubuch zu ersehen. Am 22. Juni dieses Jahres trat er nämlich in die Ehe mit Saskia Uilenburg. Die Heirath wurde in Friesland zu Sanct Annapfarrei vollzogen, wo Saskia sich damals aufhielt bei ihrer Schwester Hiskia, die an Gerrit van Loo, Secretair der Amtei het Bildt, verheirathet war. Höchst irriger Weise haben Rembrandt's Lebensbeschreiber diese Frau für eine Bäuerin aus Ransdorp im Waterlande ausgegeben. Weit entfernt, aus dem Bauernstande abkünftig zu sein, stammte sie im Gegentheil aus einer sehr angesehenen und wohlhabenden friesischen Bürgerfamilie her. Saskia war die Tochter von Rombertus Uilenburg, der Pensionär und Bürgermeister von Leeuwarden, nachher lange Rath am Hofe von Friesland gewesen; sie hatte aber 1634 keine Aeltern mehr, die bei ihrer Trauung durch den amsterdamer Prediger Jan Cornelisz Sylvius vertreten wurden, welcher mit Aaltje Uilenburg, einer Tochter von Pieter, dem Bruder des Raths Rombertus Uilenburg, verheirathet war. Saskia war also eine Cousine von Sylvius, in dessen Hause oder durch dessen Vermittelung Rembrandt wahrscheinlich seine zukünftige Frau kennen lernte. Auch wäre es möglich, daß Rembrandt durch diese Bekanntschaft veranlaßt worden, sich in die Religionsgesellschaft der Taufgesinnten aufnehmen zu lassen, denn Baldinucci, der sehr gute Nachrichten über Rembrandt hatte, versichert, daß der

Künstler Mennonit gewesen. Ich vermuthe, daß seine Braut zu dieser Sekte gehörte, die in ihrer Heimat Leeuwarden besonders viele Anhänger zählte, und da dieselben sich unter einander zu verheirathen pflegten, so trat Rembrandt zu ihnen über. Diese Vermuthung gewinnt um so mehr Wahrscheinlichkeit, als wir aus einem von Herrn Scheltema mitgetheilten Urtheilsspruche des Gerichtshofes von Friesland[26]) erfahren, wie einmal Rembrandt's Frau vermahnt worden, weil sie ihr älterliches Erbe mit Staat- und Prunkmachen vergeude. Derartige Vermahnungen waren bei den Gemeinden der holländischen Taufgesinnten sehr gebräuchlich und wurden oft mit puritanischer Strenge und sogar ungerechter Weise ertheilt, was namentlich der Fall gewesen sein dürfte bei Rembrandt's Frau, die ein ganz stattliches Vermögen hinterließ. Auch ihr Vetter Johannes Cornelius Sylvius, der gewöhnlich als reformirter Prediger bezeichnet wird, könnte Pastor bei den Taufgesinnten gewesen sein, die bei dem milden Geiste der Duldung, der den neuen Freistaat beseelte, schon 1626 zum Genusse einer vollkommenen Religionsfreiheit gelangt waren und in Amsterdam eine zahlreiche Gemeinde bildeten. Rembrandt stach das Bildniß des Sylvius zwei Mal[27]) in Kupfer: im J. 1633, als er vermuthlich Bräutigam war, und im J. 1646, acht Jahre nach dem Tode seines Verwandten, dessen Andenken er verehrte. Aus dieser Heirath erklären sich auch Rembrandt's Verbindungen mit dem Taufgesinntenprediger Cornelis Klaasz Anslo[28]), den er in Oel gemalt und in Kupfer gestochen, sowie mit dem Hofprediger des Prinzen Moritz, Uitenbogaert, von der Sekte der Remonstranten, dessen Bildniß er ebenfalls radirt hat.

Der Apostel Paulus, im Belvedere zu Wien, und ein Herr mit einer Dame, angeblich das Portrait eines Prinzen von Oranien mit seiner Braut, von de Marcenay radirt, als das Original sich in der berühmten Sammlung des Grafen von Vence zu Paris befand, werden als Bilder aufgeführt, die mit der Jahreszahl 1636 bezeichnet sind. Das Datum 1637 tragen: der Engel Raphael verläßt die Familie des Tobias, im Louvre; der Herr des Weinberges bezahlt seine Arbeiter, in Petersburg; das Portrait eines sogenannten Bürgermeisters, in der Bridgewatergalerie zu London, und Rembrandt's eigenes Bildniß, im Louvre. 1638 malte Rembrandt das Noli me tangere, in der königlichen Sammlung zu London, und ein berühmtes, in der Galerie zu Dresden befindliches Bild, welches nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, das Fest des Ahasverus zu Ehren Esther's sondern Simson's Hochzeit bei den Philistern vorstellt. Das lange Lockenhaar, das wie eine Löwenmähne auf die Schultern der Hauptperson herabwallt, gibt hinlänglich den Simson zu erkennen; seine burschikose Haltung, sein Lächeln, das Muthwillen und Schelmkniffe vortrefflich ausdrückt, läßt ohnehin den Gedanken an einen König des Morgen- oder Abendlandes nicht aufkommen. Die rücksichtslose Ungenirtheit, die bei dem Feste herrscht, besagt vollends, daß wir uns nicht an einem Fürstenhofe des Orients, wo die strengen Vorschriften ceremonieller Etikette Ausbrüche von so ausgelassener bacchischer Stimmung verbannen, sondern bei einem lustigen Gelage befinden, wo Jeder nach Belieben scherzt und herzt, und der Schrift zufolge, „machte

Simson eine Hochzeit, wie sie Jünglinge zu thun pflegen.“ Rembrandt hat zu seiner Darstellung den Augenblick gewählt, wo Simson sein Räthsel aufgibt: er spricht zu den Musikanten und einigen Gästen, die um ihn herstehen, und worunter sich Rembrandt selbst angebracht hat in seinem gewöhlichen Malerbarett, neben einem Manne, der eine Federmütze trägt und leibhaftig aussieht wie ein schottischer Hochländer. Die übrigen Mitgenossen des Mahles, männlichen und weiblichen Geschlechts, liegen, nach orientalischem Landesgebrauch. auf Ruhebetten und nehmen sich, nach der holländischen Sitte des 17. Jahrhunderts, allerlei Freiheiten heraus. Sehr galant und kunstvoll ist das größte Licht auf dem Antlitze der schönen Philisterin gesammelt, die im Glanze des Brautschmuckes neben Simson prangt. Das Modell dazu läßt sich nicht verkennen in dem Rembrandt'schen Kupferstiche, der unter dem Namen der „großen jüdischen Braut“ bekannt ist und fast gleichzeitig mit dem Gemälde, nämlich im J. 1637 ausgeführt wurde. Dieses Datum ist zwar in keinem mir bekannten Verzeichnisse des Rembrandt'schen Kupferstichwerks angegeben, steht aber auf dem Blatte unten links, unter einem großen R in verkehrten und etwas unleserlichen Zahlen geschrieben. Noch in demselben Jahre, in welchem er Simson's Hochzeit malte, benutzte Rembrandt dieses Modell zu einer heiligen Katharine. Dieses radirte Blatt, mit dem Monogramm des Künstlers und dem Datum 1638 bezeichnet, ist unter dem Namen der „kleinen jüdischen Braut“ bekannt, obschon das hinzugefügte Zackenrad die vorgestellte Figur hinlänglich als eine heilige Katharine bezeichnet.[29])

Da Rembrandt von jeher so schief und irrig aufgefaßt worden, so ist kein Wunder, daß man auch die Gegenstände seiner Bilder so falsch und verkehrt ausgelegt hat. Den frappantesten Beleg liefert ein im berliner Museum befindliches Bild, welches noch berühmter, aber noch viel falscher benannt ist als das vorige. Die Jahreszahl, die auf dem Bilde steht, ist streitig und in dem darnach radirten Blatte von G. F. Schmidt auf 1635, in dem Verzeichnisse von Waagen [30]) auf 1637 angegeben, wozu ich am Rande das Datum 1639 mit einem Fragezeichen angemerkt habe. Das Bild stellt, der allgemeinen Annahme zufolge, den tyrannischen Prinzen Adolf von Geldern vor, wie er drohende Flüche ausstößt gegen seinen Vater, den alten Herzog Arnold, der aus dem Kerkerfenster des Thurmes, in welchem ihn der Sohn hatte gefangen setzen lassen, herausschauet. Kugler [31]) sagt von diesem Gemälde Rembrandt's: „es sei geradezu als sein Meisterwerk zu betrachten, und von einer tragischen Größe, wie sie nur etwa Shakspeare in seinem Richard III. zu erreichen vermochte.“ Das ist aber mehr rhetorisch-schön als kritisch wahr. Wenn das obenerwähnte Motiv dem Bilde wirklich zu Grunde läge, so könnte man sich nicht genug verwundern, daß Rembrandt seinen Gegenstand so stümperhaft behandelt. Wozu der funkelnde Gallaanzug und die Anwesenheit der beiden sogenannten Schleppträger bei einem Familienauftritt, der nichts Feierliches an sich hatte und keine Augenzeugen zuließ? [32]) Für einen solchen Auftritt wäre auch der Ausdruck des Affektes pöbelhaft gemein, also ganz unshakspearisch, und unnatürlich; Rembrandt ist aber nie unwahr, wenn er auch Leuten von zartem Ge-

schmack bisweilen unschön dünken mag. Ein so feiner Seelenmaler, wie er war, hätte gewiß den greisen Vater nicht mit schalkhaft-tückischem Bedauern aus dem Fenster herausschauen, sondern mit Entsetzen zurückschaudern lassen vor der gottlosen Geberde des Sohnes, der dazu analoge Flüche ausstößt. Ist ferner denkbar, daß Rembrandt einen so hochwichtigen Staatsgefangenen vorgestellt hätte in einem Kerker, der keine Gitterstangen, sondern nur ein gewöhnliches Fenster hat, dessen Laden der Gefangene von innen ganz beliebig aufriegelt, und welches dabei noch so niedrig angebracht ist, daß selbst ein alter Mann hinabspringen könnte, ohne sich Arme und Beine zu brechen? Rembrandt nahm sich gegen Das, was wir heutigen Tages Localfarbe, Costum u. s. w. nennen, die unglaublichsten Freiheiten heraus; aber an charakteristischen Beiwerken, die zu dem Gegenstande an sich gehören und mit Bestimmtheit an den Ort der Handlung versetzen, ließ er es nie fehlen, und Schnitzer wie die oben gerügten hätte selbst der schwächste Anfänger vermieden, um wie viel mehr ein großer Meister, der in der vollen Kraft seines Talentes stand, als er dieses Bild malte! Ich weiß nicht, welche Autorität die traditionelle Benennung des Bildes für sich hat, und halte sie für bloße Vermuthung eines zu scharfsinnigen Auslegers, welcher gewiß nie die Bibel gelesen hatte. Denn der angebliche Prinz von Geldern ist ein Mann von herkulischem Körperbau und mit langgelocktem Haar, wobei man auf der Stelle an Simson denken muß, und wirklich haben wir es mit diesem biblischen Helden zu thun. Nachdem Simson die dreißig verwetteten Feierkleider mit den Spolien von ebenso viel erschlagenen

Philistern bezahlt hatte, begab er sich zu seinen Aeltern, ging aber etliche Zeit darnach, um die Weizenernte, seine Frau besuchen in Thimnath, und erfuhr daselbst das schmähliche Abenteuer, welches in unserm Bilde vorgestellt ist. Wir sehen ihn hier, wie er gedachte zu seinem Weibe in die Kammer zu gehen, aber das Haus verschlossen fand; auf sein Anpochen hat der Schwiegervater einen Laden im ersten Stock gelüftet und beugt sich zum Fenster heraus mit einer Geberdung und Bewegung, die sehr klar ausdrücken, daß er den Eidam nicht hineinlassen will und eben schnöde abgefertigt hat mit den Worten: „Ich meinte, du wärest ihr gram geworden und habe sie einem deiner Gesellen gegeben." Er verräth in seiner Miene und Haltung ebenso viel hämisches Bedauern und heuchlerisches Beileid, als der wüthende Simson wilde Rachsucht und fürchterlichen Zorn kundgibt in seinem grimmigen Blick und mit seiner athletisch geballten Faust, die gleich nachher so brandstifterisch die 300 Füchse zusammenband und so mörderisch mit dem Eselskinnbacken unter die Philister einhieb. Auf diese Weise erklärt sich auch die Anwesenheit der beiden Mohrenknaben, die nicht die Schleppe des Mantels, sondern, wie ich vermuthe, das Ziegenböcklein tragen, welches Simson seiner Frau mitbrachte. Die Scene in dem Gemälde ist kein enger, schmaler Burghof oder Zwinger, sondern ein freier Platz vor einem Hause. Die Oertlichkeit ist ganz genau bezeichnet durch die im Hintergrunde befindliche Hausthür; sie ist mit Nägeln beschlagen und der Künstler hat daran selbst den eisernen Schlägel nicht vergessen, womit Simson den Philister herausgeklopft. Ueberhaupt ist der ganze Vorgang so

deutlich behandelt, daß ich mir kaum erklären kann, wie der Inhalt des Bildes bisher so allgemein misverstanden worden. Hauptsächlich mag es daher kommen, weil man bei Rembrandt immer eine absonderliche „subjective Richtung" und versteckte Absicht voraussetzt, während man doch selten einen Künstler findet, der so „objectiv" ist, d. h., der sich so ganz in seinen Gegenstand hineindenkt und so rücksichtslos darin aufgeht.

Dieses Gemälde Rembrandt's hat für unsere Zeit eine culturhistorische Wichtigkeit. Es wurde nämlich im J. 1806 von den Franzosen aus Berlin nach Paris entführt und eine Zeitlang im Musée Napoléon aufgestellt. Hier machte es solchen Eindruck auf den Kaiser, daß er sein Arbeitszimmer im Schlosse Saint-Cloud damit schmücken ließ. Als Blücher 1815 in diesem Schlosse sein Hauptquartier errichtete, nahm er das Bild als Eigenthum seines Königs in Beschlag und gab so, wenn nicht den ersten Anlaß, doch den wesentlichsten Anstoß dazu, daß die Auslieferung der sämmtlichen französischen Kriegsbeute dieser Art vertragsmäßig festgesetzt wurde.

Vor einiger Zeit sind drei Briefe Rembrandt's durch den Druck bekannt gemacht worden, die zwei Bilder betreffen, welche der Künstler für den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien malte. Der erste Brief[33]), wahrscheinlich um die Mitte des Jahres 1638 geschrieben, lautet:

Mein Herr!

Beigehend übersende ich Ihnen mit Lyvensen diese zwei Stücke, die, ich meine, so befunden werden sollen, daß Seine Hoheit selbst mir nicht weniger als tausend Gulden für jedes aussetzen dürfte; doch so Seiner Hoheit

dünkt, daß sie nicht so viel werth sind, mögen Hochdieselben nach eigenem Belieben weniger geben, mich verlassend auf Seiner Hoheit Einsicht und Discretion. Will mich dankbarlich damit begnügen lassen und verbleibe mit meinem Gruß sein

dienstwilliger und geneigter Diener
Rembrandt.

Was ich an Rahmen und Kiste vorgeschossen habe, beträgt 44 Gulden in allem.

Der zweite Brief vom 7. October 1638 ist folgenden Inhalts:

Mein Herr!

Bangen Herzens komme ich mit meinem Schreiben Sie besuchen, nämlich wegen der Aeußerung des Einnehmers Wttenbogaert, dem ich das Verzögern meiner Bezahlung klagte, wie, daß der Schatzmeister Vollbergen dieselbe abweise, als auch, daß dort jährlich Interessen bezogen würden, so hat mir der Einnehmer Wttenbogaert vergangenen Montag darauf geantwortet, daß Vollbergen alle halbe Jahr selbige Interessen erhoben hat bis jetzt, sodaß jetzt wieder 4000 Gulden bei denselben Comptoiren fällig sind, und bei dieser Gelegenheit bitte ich Sie, mein gütiger Herr, daß meine Anweisung nun mit erstem ins Reine gebracht werden möge, damit ich meine wohlverdienten 1244 Gulden nun einmal erhalten möge, und ich will solches Ihnen mit Gegendienst und Freundschaftsbeweis zu vergelten suchen. Hiermit grüße ich Sie herzlich und wünsche, daß Gott Sie noch lange in guter Gesundheit zur Seligkeit aufspare.

Ihr dienstwilliger und ergebener Diener
Rembrandt.

Ich wohne an der Binnen-Amstel, in der Zuckerbäckerei.

Drei Monate darauf schrieb Rembrandt den folgenden dritten Brief:

Mein Herr!

Mit ganz besonderem Wohlgefallen habe ich Ihre angenehme Zuschrift vom 14. dieses durchgelesen und ersehe daraus Ihre Güte und Gewogenheit, sodaß ich von Herzen geneigt bin, mich für Ihre Gefälligkeit und Freundschaft verbindlich zu bezeigen. Aus Geneigtheit zu solchem schicke ich ohne Ihr Verlangen die beigehende Leinwand, hoffend, daß Sie mir selbige nicht verschmähen werden, denn es ist das erste Andenken, das ich Ihnen verehre.

Der Herr Einnehmer Wttenbogaert ist bei mir gewesen, als ich mit dem Verpacken der zwei Stücke beschäftigt war. Er mußte sie erst noch einmal sehen. Er sagte, wenn es Seiner Hoheit beliebe, wolle er mir aus seinem Comptoir die Bezahlung gern zustellen. Ich möchte Sie, mein Herr, daher ersuchen, was Seine Hoheit mir für die zwei Stücke aussetzt, daß ich selbiges Geld hier ehestens empfangen möchte, womit mir absonderlich gedient sein sollte. Hierauf erwarte ich, so es meinem Herrn beliebt, Bescheid und wünsche Ihrer Familie alles Glück und Heil, nebst meinem Gruß.

Ihr dienstwilliger und ergebener Diener
Rembrandt.

In Eile diesen 27. Januar 1639.

Mein Herr, hängen Sie das Stück in ein starkes Licht und so, daß man davon weit abstehen kann, so soll sichs am besten schicken.

Diese und einige andere Briefe von Rembrandt kommen wahrscheinlich her aus den in Amsterdam verkauften Papieren des Hauses Oranien, die größtentheils nach England gegangen. Sie sind an den bekannten holländischen Dichter Constantin Huygens gerichtet, der als Secretair des Prinzen von Oranien den Briefwechsel führte mit Allen, welchen der Prinz in seinen verschiedenen Beziehungen als Staatsmann und Kunstbeschützer Mittheilungen zu machen hatte. Rembrandt hatte schon vor dem J. 1636 für den Prinzen Friedrich Heinrich zwei Bilder ausgeführt, nämlich die Kreuzigung und die Kreuzabnahme, wozu dieser Prinz noch drei Stücke von gleicher Größe bestellte, nämlich die Himmelfahrt, welche Rembrandt in jenem Jahre (1636) beendigt zu haben scheint[34]), die Grablegung und die Auferstehung, die etwas später, wahrscheinlich 1638 abgeliefert worden. Denn auf die beiden letzten Bilder haben, allem Anscheine nach, die obigen Briefe Bezug. In dem Anweisungsbuche des Prinzen Friedrich Heinrich aus den Jahren 1637—1640, S. 242, welches in dem Domainenarchiv des Hauses Oranien-Nassau aufbewahrt ist[35]), findet sich nämlich folgende Stelle: „Den 17. Februar 1639 ist gegen Attestation des Herrn van Zuylichem, zum Behuf des Malers Rembrandt, folgende Anweisung abgegangen:

„Seine Hoheit weisen hiermit seinen Schatzkämmerer und Oberrentmeister Thymen van Vollbergen an, dem Maler Rembrandt die Summe von zwölfhundert vier und vierzig Carolusgulden auszuzahlen für zwei Gemälde, das eine die Grablegung, und das andere die Auferstehung Unseres Herrn Christus vorstellend, die von

ihm gemacht und an Seine Hoheit abgeliefert sind, nach Ausweis der obenstehenden Erklärung."

Das Datum dieser Anweisung, 17. Februar 1639, beweiset hinlänglich, daß Huygens in Folge des Rembrandt'schen Briefes vom 7. October 1638 die nöthigen Schritte that, um dem Künstler zu seiner Bezahlung zu verhelfen, und solches an Rembrandt meldete, der sich dafür in dem Schreiben vom 27. Januar 1639 bedankte. Daß auch der erste Brief sich auf dieselben Bilder bezieht, kann man mit Recht aus den bei der Hauptsumme angehängten 44 Gulden schließen, welche Rembrandt für Rahmen und Kiste ausgelegt zu haben nachschriftlich meldet. Die Hauptsumme entspricht freilich nicht seiner Foderung: er schätzt jedes Bild auf tausend Gulden, verläßt sich aber auf „die Einsicht und Discretion" des Prinzen, der die gefoderte Summe zu hoch gefunden zu haben scheint und für jedes Bild blos 600 Gulden aussetzte.

Ob nach dieser Zeit Rembrandt's Verbindung mit dem Prinzen noch fortgedauert, ist ungewiß; doch läßt ein sechstes zu der obigen Reihenfolge von Bildern gehöriges Stück, die Anbetung der Hirten, vermuthen, daß der Künstler weitere Aufträge und Bestellungen erhalten hat.[36]) Da mit den vom Prinzen Friedrich Heinrich gesammelten Kunstwerken keine öffentliche Versteigerung vorgenommen worden, wie mit seinen Büchern, die im J. 1649 zur Auction kamen, so muß man vermuthen, daß die obenerwähnten sechs Bilder aus dem Nachlasse des Prinzen einer seiner drei Töchter anheimgefallen und auf diese Weise in den Besitz anderer Fürstenhäuser gelangt sind. Die ganze Reihenfolge dieser

Bilder zierte im vorigen Jahrhundert die düsseldorfer Galerie und befindet sich gegenwärtig in der münchener Pinakothek; sie ist, wie aus Obigem erhellt, für den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien etwa in den J. 1633—39 gemalt worden.[37])

In diesen Bildern sieht man den Meister allmälig zu dem reichern, brillantern Farbenton und dem freiern, pastosern Vortrage übergehen, die den Werken seiner mittlern Zeit eigen sind. Dahin gehören zwei köstliche Bilder: die Heimsuchung, in der Grosvenor-Galerie zu London, und die unter dem Namen der Tischlerhaushaltung bekannte heilige Familie, im Louvre, beide mit 1640 bezeichnet, welche Jahreszahl auch eine Verabschiedung Hagar's, 1836 im Besitz des Herrn L. Crespigny, eine Kreuzabnahme, in der Sammlung des Marquis von Abercorn, und eine Mutter mit ihrem Kinde, 1836 im Besitz des Herrn Peter Rainier in England, haben sollen, wenn den oft sehr unzuverlässigen Angaben Smith's zu trauen ist. Das Datum 1641 tragen folgende Bilder: das Opfer Manoah's, in Dresden; das Portrait des Cornelis Klaas Anslo und seiner Frau, 1836 in der Sammlung des Lord Ashburnham; der Vater der Braut, 1770 von Schmidt radirt nach dem Originalportrait, welches damals der Graf von Ramke besaß; die Dame mit dem Fächer, in der königlichen Sammlung zu London, und ein weibliches Bildniß, vormals in der Galerie zu Kassel, später in Malmaison, jetzt in der Sammlung des Lord Ashburton zu London befindlich.

Im J. 1642 verfertigte Rembrandt die berühmte Nachtwache (Garde de Nuit), das größte Bild, welches

er gemalt hat. Es ist eine Composition von etlichen zwanzig lebensgroßen Figuren, meistens Portraits, und die Namen der Hauptpersonen hat Rembrandt mit eigner Hand auf einem an der Wand hängenden Schilde verzeichnet. Die drei Vordersten sind der Capitain Frans Banning Cour, Herr von Purmerland und Ilpendam; der Lieutenant Willem van Ruytenberg van Vlaardingen, Herr von Vlaardingen; der Fähnrich Jan Visscher Cornelisse; weiterhin kommen die Sergeanten Rombont Kemp und Reinier Engel; die Soldaten Barent Harmensc, Jan Adriaan Kijzer, Hendrik Willemse, Jan Ockerse, Jan Metessen Bronkhorst, Harmen Jakob Verraken, Jakob Dirkse de Boog, Jan van der Hard, Johan Schellinger, Jan Bringman und der Trommelschläger Jan van Kampoort. Man sieht, wie unrichtig die Benennung ist, unter welcher dies Meisterstück in der ganzen Welt bekannt ist. Es stellt keine Nachtwache vor, sondern eine Abtheilung von einer Compagnie Bürgermiliz unter der Anführung von Frans Banning Kok, der damals (1642) noch Capitain war, aber bald nachher zum Obersten befördert wurde und als solcher bis 1650 das Commando über die amsterdamer Bürgermacht führte. Nieuwenhuys [38]) meint, es sei der Augenblick dargestellt, wo die Bürger ausziehen zum Empfange des Prinzen Wilhelm und seiner jungen Gemahlin Maria, einer Tochter Karl's I. von England, welche in Begleitung der englischen Königin und des Prinzen Friedrich Heinrich am 20. Mai 1642 die Stadt Amsterdam mit einem Besuche beehrten. Diese Meinung ist aber eine bloße Vermuthung, und die Abbildung des jungen Mädchens, welches einen silbernen Hahn, den vermuthlichen Preis für den besten Schützen,

in ihrem Gürtel eingehäkelt trägt, scheint anzudeuten, daß die Bürgercompagnie zu einem Scheibenschießen hinauszieht. Es sieht freilich aus, als ob der Trommelwirbel die Bürger mitten aus ihren Arbeiten herausgerissen, und sie eilen sich, als ob eine Minute Verzögerung die allerschlimmsten Folgen für sie haben sollte; sie stürzen halb angekleidet hinaus: dieser knöpft seinen Wamms zu, jener zieht im Gehen seine Büffelhandschuhe an, ein Schütze ladet sein Gewehr, und der Hauptmann, ein großer, stattlicher Herr, schreitet gewaltig aus. In dem ganzen Vorgange herrscht ungemein viel Bewegung, Wirrwarr, Eile, und die Spartaner des Leonidas, die zu den Waffen rannten, um den Engpaß der Thermopylen zu vertheidigen, zogen gewiß nicht heftiger und stürmischer dahin, als diese honneten amsterdamer Bürger zum Scheibenschießen aufbrechen.

Baldinucci erzählt, daß Rembrandt's Ruf hauptsächlich durch dieses Werk begründet worden, wofür er 4000 brabanter Thaler bekommen habe. Mehr als alles Andere habe man an dem Stücke bewundert, daß Rembrandt darin einen Capitain vorgestellt, der mit aufgehobenem Fuße stark ausschreite und einen Spieß in der Hand habe, welcher perspektivisch so meisterhaft verkürzt sei, daß er, obschon in dem Bilde blos so lang als ein halber Arm, von jedem Gesichtspunkte aus doch so lang zu sein schien, als er in der Wirklichkeit war.

Wie Wagenaar[39]) meldet, hing das Bild sonst auf dem amsterdamer Rathhause, in dem kleinen Kriegsrathzimmer, wo die Obersten der Bürgermiliz ihre Zusammenkünfte hielten, und Jan van Dyk[40]) berichtet, es sei davon soviel abgeschnitten worden, um es zwischen den

zwei Thüren dieses Zimmers aufhängen zu können; denn rechter Hand hätten noch zwei Figuren und linker Hand der Trommelschläger ganz da gestanden, wie aus der Originalskizze zu sehen, die damals (1760) in den Händen des Herrn Boendemaker zu Amsterdam, später (1777) in der Sammlung Randon de Boisset zu Paris, und 1836 im Besitz des Herrn William Brett zu London befindlich war. Jedoch kann sehr wohl sein, daß Rembrandt bei der Ausführung des großen Bildes die ursprüngliche Farbenskizze abgeändert, und solches läßt sich eher voraussetzen, als daß eine barbarische Verstümmelung mit dem Gemälde vorgenommen worden. Da man es aber häufig gefirnißt hatte, so war im vorigen Jahrhundert vor lauter Schmuz fast gar nichts mehr zu sehen, und dieser Umstand erklärt, daß Reynolds auf seiner niederländischen Reise, 1781, es kaum für ein Werk Rembrandt's erkennen konnte und sich sehr ungünstig darüber ausläßt. Das Bild ist unlängst von N. Hopman restaurirt worden und gegenwärtig die Hauptzierde des amsterdamer Museums, wo es die ganze Seite eines Saales einnimmt. Es hängt etwas schräg und davor hin läuft ein Tritt, der zu der Farbe des Vordergrundes stimmt und gleichsam ein Ganzes mit dem Gemälde bildet. Zur Einrahmung hat man absichtlich Nußbaumholz gewählt, dessen unbestimmte Farbe der Wirkung des Bildes keinen Abbruch thut.

Aus den spätern Jahren sind folgende Bilder zu erwähnen, von 1643: die Bathseba, gestochen von J. Moreau 1763, und der Falkenjäger, in der Grosvenor-Galerie zu London; von 1644: die Ehebrecherin, ein Meisterwerk, in der Nationalgalerie zu London; von 1645:

der blinde Tobias, im berliner Museum, der Engel erscheint dem heiligen Joseph im Traume und heißt ihn nach Aegypten fliehen, ebendaselbst, die heilige Familie, die Holzhauerfamilie genannt, auf der Wilhelmshöhe bei Kassel; eine ähnliche heilige Familie, in der Eremitage zu Petersburg; von 1646: die Anbetung der Hirten, in der londoner Nationalgalerie, Rembrandt's Vergolder, im Privatbesitz zu Paris; von 1648: der barmherzige Samariter und die Emmausgänger, zwei Hauptbilder, beide im Louvre; von 1650: ein ganz vorzügliches Cabinetstück, dessen Gegenstand bald als Samuel und Eli, bald als Samuel und Hanna gedeutet worden, und welches, wie ich glaube, die heilige Elisabeth und den kleinen Johannes[41]) darstellt, da man im Hintergrunde die Darbringung des Christuskindes im Tempel sieht, in der Bridgewater-Galerie zu London; von 1653: das angebliche Bildniß des holländischen Historikers van Hooft, in der Sammlung des Sir Abraham Hume zu London; von 1654: die durch ein Wasser watende Frau, in der londoner Nationalgalerie; von 1655: das Opfer Abraham's, in Petersburg, und des Künstlers eignes Bildniß, in der Bridgewater-Galerie zu London. Vieles Andre müssen wir übergehen, weil die Bilder, und zwar die besten, oft entweder gar nicht datirt oder die darauf vorhandenen Daten noch unbekannt sind. Wer sich einen ausführlichern Begriff von Rembrandt's malerischer Thätigkeit machen will, muß die große Anzahl der nach seinen Gemälden und Zeichnungen angefertigten Kupferstiche durchgehen und nebenbei Smith's Verzeichniß der Bilder Rembrandt's durchblät-

tern, welches freilich sehr mangelhaft und verworren und dabei so gedankenlos zusammengetragen ist, daß ein und dasselbe Stück oft vier- und fünf mal an verschiedenen Stellen immer als ein andres aufgeführt wird.

Wenn man die Menge der von Rembrandt gemalten und geätzten Werke in Betracht zieht, so ist augenscheinlich, daß dieser Künstler keine größere Lust als die Ausübung seines Berufs gekannt hat, und wenn man blos die vielen Portraits, die er auf Bestellung ausgeführt, zusammenrechnet, so ist klar, daß dieselben allein ihm ansehnliche Summen einbringen und zum Wohlstande verhelfen mußten, um so mehr, da er auf einfach bürgerlichem Fuße lebte. Auch sagt Sandrart, daß „ihm das Glück große baare Mittel zugetheilt und seine Behausung in Amsterdam mit fast unzahlbaren fürnehmen Kindern zur Instruction und Lehre erfüllet, deren jeder ihm jährlich in die hundert Gulden bezahlt, ohne den Nutzen, welchen er aus dieser seiner Lehrlinge Mahlwerken und Kupferstücken erhalten, der sich auch bis in die 2—2500 Gulden baar Geld belaufen, sammt dem, was er durch seine eigne Handarbeit erworben", und Houbraken meldet: „Seine Werke wurden seiner Zeit so geschätzt und gesucht, daß man (wie das Sprüchwort sagt) Geld und gute Worte geben mußte, und viele Jahre hindurch hatte er so viel zu thun, daß die Leute lange auf ihre Stücke warten mußten, ungeachtet seine Arbeit, zumal in seiner letzten Zeit, rasch von statten ging." Bei so bewandten Umständen ist begreiflich, daß man lange gemeint, Rembrandt habe ein ansehnliches Vermögen nachgelassen, obgleich schon Baldinucci ausdrücklich das Gegentheil versicherte. Allein spätere Biogra-

phen vermutheten oder behaupteten, Rembrandt habe mit seinem Bankerott muthwilligen Betrug gespielt, und sogar jetzt ist man noch lange nicht allgemein von diesem Irrwahn zurückgekommen, wiewol seit 40 Jahren factisch erwiesen ist, daß im J. 1656 Rembrandt's ganze Habe gerichtlich eingezogen und verkauft worden.

Seines außerordentlichen Fleißes und Kundenzulaufes ungeachtet konnte Rembrandt zu keinem dauernden Wohlstande gelangen. 1642, gerade in dem glorreichsten Jahre seines Lebens, wo er die Nachtwache malte, hatte er das Unglück, seine Frau zu verlieren. Sie wurde am 19. Juni dieses Jahres in der alten Kirche beerdigt und hatte mit Rembrandt zwei Kinder gehabt. Das erste Kind starb früh und wurde am 13. August 1638 in der Südkirche begraben; das zweite Kind, ein Sohn, Titus van Ryn genannt, kam 1641 zur Welt und war sonach erst ein Jahr alt, als die Mutter starb. Kurz vor ihrem Tode, am 5. Juni 1642, hatte Saskia ein Testament gemacht, welches ihren Sohn Titus van Ryn zum Erben einsetzte, jedoch mit dem Vorbehalt, daß ihr Mann Rembrandt bis zum Eingehen einer zweiten Ehe oder sonst bis an seinen Tod den vollen Besitz und Nießbrauch von ihrem nachgelassenen Vermögen haben solle, unter der Bedingung, daß er dem Titus eine anständige Erziehung gebe und für alle seine Bedürfnisse gehörige Sorge trage, bis derselbe mündig werde oder sich verheirathe, wo dann Titus eine Mitgift oder Aussteuer von seinem Vater empfangen solle. Sterbe jedoch Titus vor dieser Zeit und ohne gesetzliche Erben, so solle die ganze Nachlassenschaft an Rembrandt übergehen, dagegen, wenn dieser sterbe oder sich wieder verheirathe,

die eine Hälfte des Vermögens an Rembrandt's Schwester und die andre Hälfte an Saskia's Schwester fallen. Einige Zeit nachher wurde ein Inventarium von dem Vermögensbestande aufgenommen und derselbe auf 40,750 Gulden geschätzt. Welches die Gegenstände waren, die diesen ansehnlichen Werth hatten, wird nicht gemeldet.

Zehn Jahre später befand sich Rembrandt in pecuniairer Verlegenheit, sodaß er genöthigt war, bei verschiedenen Personen Geld gegen Hypothek aufzunehmen: 4180 Gulden bei dem Bürgermeister Cornelis Witsen, am 29. Januar 1653; 4200 Gulden bei Isaak van Hertsbeeck, am 14. März 1653, und 1168 Gulden 4 Stüber bei Christoffel Thyssens, am 10. December 1654.

Am 17. Mai 1656 ließ er sein Haus in der Sanct Antonie-Breestraat auf den Namen seines Sohnes bei der Waisenkammer einschreiben; doch nicht lange darauf wurde er für insolvent erklärt und demzufolge am 25. und 26. Juli 1656 von all seiner Habe ein gerichtliches Inventarium aufgenommen, welches noch in der Handelskammer (Desolate Boedelskamer) zu Amsterdam vorhanden ist und in den Anmerkungen zu Immerzeel's Lobrede auf Rembrandt abgedruckt steht.[42]) Mit einem gemischten Gefühl von Wehmuth und Neugierde durchliest man dieses merkwürdige Stückverzeichniß, in welchem der ganze Rembrandt'sche Hausrath, Zimmer für Zimmer, von dem Flur bis zur Küche beschrieben ist. Wir finden darin an 100 größere und kleinere Bilder: 6 von Adrian Brouwer, 9 von Jan Lievensz, 6 von Hercules Seghers, 1 von Van Eyck, 1 von Lucas van Leyden, 1 von Giorgione, 1 von Palma vecchio, 2 von Raphael und 40 von Rembrandt selbst! Dabei 26 Al-

bums voll Zeichnungen und Studien von seiner Hand, zahlreiche Bände mit Handzeichnungen von den berühmtesten Meistern aller Schulen; die Kupferstichwerke von Martin Schöngauer, Israhel von Meckenen, Andrea Mantegna, Lucas von Leyden, Albrecht Dürer, Marc-Anton u. A. in ausgesuchten Abdrücken; Rembrandt's eignes Werk; Kisten und Kasten, Mappen und Bände voll Kupferstiche nach Raphael, Michel Angelo, Titian, den Caraccis u. A.; alte Prachtausgaben mit Holzschnitten, eine Bibel, Dürer's Werk von den Verhältnissen, ein deutscher Flavius Josephus mit Kupfern von Tobias Stimmer, das türkische Trachtenbuch von Melchior Lorch. Allerlei Alterthümer, Münzen, antike Büsten und Statuen, eine Menge Gypsabgüsse nebst vielen Merkwürdigkeiten, darunter ein Eisenschild von Quintin Messys und zwei Exemplare der Todtenmaske des Prinzen Moritz von Nassau, „auf seinem natürlichen Antlitze abgegossen." Eine Sammlung japanischer und chinesischer Kunstsachen, die Kleider eines Indianers und einer Indianerin, naturhistorische Seltenheiten, Waffen und musikalische Instrumente aller Art; endlich das gewöhnliche Hausgeräth, Betten, Stühle, Tische, ja sogar „die Wäsche, die noch auf der Bleiche sein soll." Hiernach kann man sich einen ungefähren Begriff machen von den Kunstschätzen und Kostbarkeiten, die sich in Rembrandt's Wohnung vereinigt fanden und nicht etwa, wie bisher gewöhnlich angenommen wurde, einen alten Trödelkram, sondern ein reichhaltiges Kunstcabinet bildeten, dessen sich heutzutage kein Fürst zu schämen brauchte. Die Uebersicht dieses Inventars kann nicht anders als einen traurigen Eindruck zurücklassen, wenn man bedenkt, daß dieser Erwerb des

thätigen Lebens eines großen Künstlers, seine Liebhabereien und seine eignen, ihm unersetzlichen und unentbehrlichen Studien so schonungslos von ihm gerissen wurden.

Am 14. November 1657 bevollmächtigten die Commissaire der Handelskammer den Hausmeister (Concierge) Thomas Jacobsz. Haeringh[43]), Rembrandt's Habe zu verkaufen, wie kurz nachher geschah in dem Hause von Barent Jansz. Schuurman, Wirth von der Kaiserkrone in der Kälberstraße. Bei dieser Versteigerung waren jedoch ein Theil der Kupferstiche und eine gewisse Anzahl Zeichnungen und Skizzen von Rembrandt selbst nicht mit einbegriffen, die erst am Ende des nächsten Jahres auf Befehl der Commissaire von Adriaan Hendriksen in demselben Auctionslocal versteigert wurden.[44]) Die ganze Sammlung von Rembrandt's Kunstsachen und Mobilien brachte in beiden Versteigerungen zusammen nicht mehr als 4964 Gulden 4 Stüber ein! Sein Haus auf der Breestraat wurde am 1. Februar 1658 für 11,218 Gulden verkauft.

Die Hypothekschuld an den Bürgermeister Witsen wurde, laut Quittung vom 22. Februar 1658, aus der ersten Auctionsmasse abgetragen. Aus derselben Masse erhielt auch Jakob de La Tombe die Summe von 32 Gulden 5 Stüber ausgezahlt, als Betrag seines Antheils an zwei Bildern, die ihm halb zugehörten und sich mit unter Rembrandt's Effecten vorgefunden hatten. Diese beiden Bilder, die Samariterin, von Giorgione, und der reiche Prasser, von Palma vecchio, waren somit für 64 Gulden 10 Stüber weggegangen. Rembrandt und La Tombe hatten sie vermuthlich zusammen gekauft

und scheinen als Liebhaber mit einander Geschäfte gemacht zu haben. Unter Rembrandt's Radirungen führt ein Stück den Namen: La Tombe's Printje (La Tombe's Blättchen), welches die Franzosen in La Tombe umgetauft und die Deutschen treu nachübersetzt haben: die Gruft.

Von Dem, was der Verkauf des Hauses eingebracht, wurden im Laufe des Jahres 1658 die beiden andern obengenannten Gläubiger bezahlt; aber auf die von dem Vormunde des Titus van Ryn anhängig gemachte Klage erkannte das Schöffengericht am 5. Mai 1660, daß Isaak van Hertsbeeck die empfangene Summe von 4200 Gulden wieder zurückzahlen solle, welches Urtheil bei wiederholter Appellation am 22. December 1662 vom Kreisgericht, und am 27. Januar 1665 vom hohen Rath bestätigt wurde. Hierauf erhielt Titus van Ryn, laut Quittung vom 9. November 1665, die Summe von 6952 Gulden 9 Stüber ausgezahlt, und zwei Jahre später, am 1. März 1667, kam die ganze Sache zum Abschluß.

Der eben erwähnte Urtelsspruch zu Gunsten des Titus van Ryn beweist offenbar, daß nicht alle Gläubiger Rembrandt's befriedigt worden sind. Ob noch andere Personen als die oben genannten von ihm zu fodern gehabt haben, ist schwer zu sagen. Aus der speciellen Berechnung der abgeschriebenen Summen geht nicht hervor, daß sonst noch Gläubiger ausbezahlt worden; alle übrigen Posten beziehen sich auf Gerichtssporteln und eine Wirthshausrechnung, die mit das kläglichste Actenstück bei dieser ganzen Jammergeschichte ist. Ich weiß nicht, ob die Hartherzigkeit der Gläubiger oder die Rücksichts-

losigkeit des Vormundes von Rembrandt's Sohn erheischte, daß die Auspfändung so gräulich strenge betrieben wurde; allein gewiß ist, daß Rembrandt auf der Stelle Haus und Hof räumen mußte und sich bei Barent Jansz. Schuurman, Wirth in der Herberge zur Kaiserkrone, einquartierte, wo auch seine Kunstsachen verkauft wurden. Laut Rechnung[45]) verzehrte er daselbst vom 4. bis zum 21. December 1656 58 Gulden 4 Stüber (3—4 Gulden täglich) und bezahlte wöchentlich für sein Zimmer 5 Gulden Miethe. Seine sämmtlichen Ausgaben betrugen 130 Gulden 2 Stüber, welche am 3. März 1660 an Gerbrecht Schuurman, Witwe des inzwischen gestorbenen Wirths von der Kaiserkrone, ausbezahlt wurden, die das Recepisse dafür mit einem Kreuz † unterzeichnete, weil sie nicht schreiben konnte.

Es ist begreiflich, wie Rembrandt nach dem Tode seiner Frau durch ungeschickte Verwaltung seiner häuslichen Angelegenheiten in solche Bedrängniß gerathen, daß er seine ganze Habe preisgeben mußte; allein wie er in dieser traurigen Lage unter seinen Freunden und Gönnern auch nicht einen Einzigen gefunden, der ihm eine Zufluchtsstätte angeboten, ist schlechterdings unerklärlich, wenn man die Ursache davon nicht dem Eigensinne des Künstlers oder der Herzlosigkeit der damaligen Kunstbeschützer zuschreiben will. Auffallend bleibt immer, wie Rembrandt, der sein eignes Haus bewohnte, den Nießbrauch von dem nachgelassenen Vermögen seiner Frau hatte und mit Malen, Radiren und Unterrichtgeben viel Geld verdiente, bei seiner einfachen, bürgerlichen Art zu leben in solchen Rückstand gekommen ist. Smith glaubt annehmen zu müssen, daß Rembrandt durch seinen ver-

trauten Umgang mit Menasseh ben Israël und Ephraïm Bonus sich habe verleiten lassen, sein Geld in alchymistische Experimente zu stecken. Allein diese Annahme ist als ganz unzulässig zu verwerfen, weil auch nicht der geringste Beweis dafür beigebracht wird. Thatsache ist, daß Rembrandt mit den beiden genannten Männern, wovon der erste als Gottesgelehrter und der zweite als Arzt sich Ruf erworben, bekannt gewesen; aber es ist kein Anzeichen vorhanden, daß jene achtungswerthen Israeliten Goldmacherei getrieben, oder daß Rembrandt ihnen Capitalien dazu geliehen. Seine Finanzverlegenheiten müssen durch andere Ursachen herbeigeführt worden sein. Immerzeel rechnet dahin vorzüglich seine Liebhaberei und Lust, Kunstsachen aller Art anzukaufen, die allmälig seine Geldmittel erschöpft und ihn zuletzt in Schulden gestürzt hätten. Daß Rembrandt ein leidenschaftlicher Liebhaber von alten Kupferstichen gewesen, ist nicht zu bezweifeln. Sandrart, im Leben des Lucas van Leyden[46]), erzählt: „Auch hat mich der kunstberühmte Herr Johann Ulrich Mayr versichert, daß er seinen Lehrmeister, Herrn Rembrandt, für 14 Stück von dieses Künstlers saubersten Abdrücken, als das Ecce homo, S. Pauli Reise nach Damasko, die große Kreuzigung, der Magdalenentanz und andere, in einem öffentlichen Ausrufe 1400 Gulden bezahlen sehen." Ein anderer Schüler Rembrandt's, Samuel van Hoogstraeten[47]), berichtet: „Die Liebhaberei an Kupferstichen ist in unsern Tagen so hoch gestiegen, daß ich für ein Muselmännchen, der Eulenspiegel genannt, von Lucas van Leyden, an 80 Reichsthaler von Rembrandt habe ausgeben sehen." Rembrandt's Liebhaberei an Bildern und Handzeichnungen

alter Meister scheint ebenso groß gewesen zu sein; denn Baldinucci sagt von ihm: „Er verdient großes Lob wegen einer gewissen, obschon wunderlichen, guten Eigenschaft, nämlich wegen der hohen Meinung, die er von seiner Kunst hatte; wenn bisweilen Dinge, die derselben angehörten, und besonders Bilder und Zeichnungen von großen Meistern, weß Landes sie sein mochten, unter den Hammer kamen, so trieb er gleich beim ersten Aufstreich den Preis so hoch hinauf, daß sich kein anderer Mehrbietender fand, und sagte, er thue solches, um den Stand in Ansehen zu bringen. . . . Wie er glaubte, daß man seine radirten Blätter nicht mehr so viel bezahlte, als sie werth seien, ersann er ein Mittel, sie gesuchter zu machen, und ließ mit unerträglichem Aufwande in ganz Europa, was davon zu haben war, um jeden Preis aufkaufen und kaufte unter andern eines zu Amsterdam in der Auction für 50 Thaler, nämlich eine Auferweckung des Lazarus, und that dies zur Zeit, wo er selbst die von seiner Hand geätzte Platte besaß. Mit dieser saubern Speculation schmälerte er sein Vermögen so sehr, daß er sich in die äußerste Noth brachte und ihm zustieß, was selten von Malern erzählt wird, nämlich daß er fallirte." Es ist hiernach keine leere Vermuthung, wenn man, auf diese unverdächtigen Zeugnisse hin, annimmt, daß Rembrandt's übertriebene Kunstliebhaberei und gewagte Handelsspeculation mit seinen eignen Radirungen ihm pecuniaire Verlegenheiten zugezogen haben; jedoch geht man wol zu weit, wenn man sie als die Hauptursachen seines finanziellen Unglücks betrachtet. Herr Scheltema scheint hier das Rechte zu treffen, indem er die Schuld davon lediglich auf die damaligen schlech-

ten Zeiten in Holland und auf Rembrandt's zweite Heirath schiebt, die bisher ganz unbekannt geblieben war.

Auswärtige Kriege und innere Parteizwiste hatten in Holland großes Elend herbeigeführt, aus welchem die Klugheit und das gute Geschick des Statthalters es nur mit Mühe retteten. In der Mitte des 17. Jahrhunderts gerieth der durch Kriegskosten erschöpfte holländische Staatsschatz in traurigen Zustand und hatten Handel und Schiffahrt, die Pulsadern des neuen Staates, gleichzeitig schweren Schaden bei dem Kriege gelitten. Besonders war dies in Amsterdam zu merken, wo 1653, nach einigen Schriftstellern, 1500, nach der Angabe Anderer, an 3000 Häuser leer standen, alle Gewerbe stockten und das Gras in den Straßen wuchs. Zwei Jahre später sah sich Holland wegen der anhaltenden großen Ausgaben und Verluste genöthigt, die Zinsen seiner Staatsschuld von fünf auf vier Procent herabzusetzen, von welcher Herabsetzung die verderblichen Folgen sich noch lange nachher merklich verspüren ließen. Unstreitig hatte solches auf die Kunst nachtheilig zurückgewirkt, sodaß ihre Producte alsdann sehr im Werthe sanken und die Künstler gewiß nicht viele Bestellungen hatten. Nichts ist natürlicher, als daß in diesen drückenden Zeiten wenig oder gar kein Geld an Gegenstände des Luxus und der Liebhaberei gewandt und der Absatz der Rembrandt'schen Bilder und Kupferstiche bedeutend geschmälert worden. Dazu kam noch, daß Rembrandt durch eine zweite Heirath, zufolge des Testaments von Saskia Uilenburg, in die Verpflichtung kam, seinem Sohne auszuzahlen, was die Mutter nachgelassen hatte. Ueber diese zweite Heirath Rembrandt's ist bis jetzt nichts weiter er-

mittelt, als daß zwei Kinder daraus hervorgegangen. Möglich wäre es, daß Rembrandt's zweite Frau aus Ransdorp im Waterland gebürtig und die Bäuerin gewesen, welche ihn die Biographen aus diesem Dorfe holen lassen; allein Herr Scheltema fand in dem Kirchenbuche des Kirchspiels Ransdorp, welches von 1608 anfängt, keine Aufzeichnung, welche jene Vermuthung bestätigt. Höchst wahrscheinlich schloß Rembrandt seine zweite Ehe im J. 1656, als er am 17. Mai sein Haus in der Juden-Breestraat auf seinen Sohn Titus einschreiben ließ, bei welcher Gelegenheit sich seine Hypothekschulden herausstellten und die Waisencuratel, kraft des Testaments von Rembrandt's erster Frau, die Regulirung der Nachlassenschaft vornahm. Es waren schlechte Zeiten; allein bessere Zeiten ließen sich nicht abwarten, da der Verkauf von Rechtswegen vor sich gehen mußte. Rembrandt's ganze werthvolle Sammlung, die ihm bedeutende Summen gekostet haben mochte, wurde für den Spottpreis von 4964 Gulden 4 Stüber losgeschlagen! Auch sein Haus wurde wahrscheinlich schlecht verkauft, und sein Vermögen, welches einige Jahre vorher auf mehr als 40,000 Gulden geschätzt worden, betrug bei der Veräußerung in schlechten Zeiten nicht viel mehr als die Hälfte dieser Summe.

Die nicht geringe Zahl der Erzählungen von den widrigen Schicksalen und unverdienten Bedrängnissen großer Künstler erhält durch diese Umstände, die wir über Rembrandt vernehmen, einen erheblichen Zuwachs. Es weckt billig schmerzhafte Gedanken, wenn man den fünfzigjährigen Künstler seines ganzen Vermögens beraubt sieht; doch blieb sein Talent ungeschmälert und für ihn

ein dauernder Schatz. Er legte die Palette nicht weg, sondern arbeitete rüstig fort. In demselben J. 1656, welches für ihn so trübselig war, gingen aus seinem Pinsel zwei Meisterwerke hervor: Jakob segnet Joseph's Söhne und der geharnischte Speerträger, beide in Kassel. Diese zwei Bilder von bewundernswerther Meisterschaft würden jetzt bei einer öffentlichen Versteigerung zehn mal soviel einbringen, als Rembrandt's ganze Schuldenlast betrug; sie gelangten in Folge der Kriegsereignisse von 1806 in das Musée Napoléon und sind in dem Inventarium dieses Museums, ersteres auf 60,000, letzteres auf 25,000 Francs geschätzt.

Im J. 1657 malte Rembrandt die Anbetung der Könige, ebenfalls ein Hauptbild, früher in Holland unter dem Namen der Strohhütte berühmt, jetzt in der königlichen Sammlung von England; 1658 den gefesselten Christus, in Darmstadt; 1659 den Moses mit den Gesetztafeln, in Berlin; 1660 sein eignes Bildniß, im Louvre; 1661 die Vorsteher der Tuchhalle, im Museum von Amsterdam.

Wir ersehen hieraus, daß seine künstlerische Thätigkeit nicht nachließ und sein Arbeitseifer nicht erkaltete. Rembrandt behielt sogar noch Schüler bis in seine allerletzte Zeit, wenn Dem zu trauen ist, was Houbraken im Leben Jan Griffier's erzählt: Dieser habe, als er bei Roelant Rogman arbeitete, gern zu Rembrandt in die Lehre treten wollen, Rembrandt aber solches nicht zugegeben und gesagt: Rogman und er seien viel zu gute Freunde, als daß er ihm seine Schüler abspenstig mache; allein schmerzlich betroffen von dem erlittenen Verlust, scheint er von jener Zeit an ein sehr stilles, zurückgezogenes Leben

geführt zu haben und von den Zeitgenossen so unbeachtet geblieben zu sein, daß man bis vor kurzem in völliger Ungewißheit gewesen, wo und wann er sein Leben geendigt. Einige geben an, daß Rembrandt nach seinem finanziellen Unglück sich in England zu Hull oder Yarmouth aufgehalten, weil er dort ein paar Bilder gemalt haben soll. Diese Bilder sind jedoch ebenso unzuverlässig, als das große Gemälde, welches einen Gegenstand aus der schwedischen Geschichte vorstellen und von Rembrandt in Stockholm ausgeführt sein soll, wie Wilson auf Herrn Woodburne's Aussage annimmt und dabei noch hinzusetzt, daß unser Künstler die letzten Jahre seines Lebens in Schweden zugebracht habe. Baldinucci meldet freilich auch, daß Rembrandt nach seinem Falliment von Amsterdam weggegangen und in den Dienst des Königs von Schweden getreten, wo er elendiglich (infelicemente) gestorben; allein die Wahrheit ist, daß Rembrandt nie sein Vaterland verlassen und von 1630 an stets Amsterdam zu seinem Wohnort gehabt hat. Die weiteste Reise, die er je gemacht, ist wahrscheinlich die nach Friesland gewesen, als er die St.-Annen-Pfarrei besuchte, um sich daselbst mit seiner ersten Frau zu verheirathen.

Sehr verschieden wird Rembrandt's Todesjahr angegeben. Baldinucci verlegt es ums Jahr 1670, de Piles ins Jahr 1668, wogegen Houbraken, dem die meisten Biographen bisher gefolgt sind, 1674 dafür ansetzt. Josi meinte aus einem vom 5. November 1665 datirten Actenstück, worin Titus van Ryn der einzige nachgelassene Sohn von Rembrandt van Ryn und Saskia Uilenburg genannt wird, schließen zu dürfen, daß auch Rembrandt damals nicht mehr am Leben war. Jedoch besagen diese

Worte weiter nichts, als daß Titus der einzige Sohn war, der aus Rembrandt's und Saskia's Ehe übrig geblieben, ohne daß man daraus den Schluß ziehen darf, daß beide Aeltern zu jener Zeit bereits gestorben waren. Auch sah Josi, nachdem sein Katalog von Rembrandt's Kupferstichwerk[48]), worin er dieses behauptete, im J. 1810 erschienen war, später in der Sammlung des Lord Aylesford ein echtes Bild von Rembrandt, welches mit der Jahreszahl 1667 bezeichnet ist und das Unrichtige seiner frühern Versicherung hinlänglich erweist.

Obschon Immerzeel von diesem Umstande wußte, glaubte er dennoch die erste Voraussetzung für wahr erklären zu müssen, indem er sich zur Bestätigung davon auf das Begräbnißregister des St.-Anton's-Kirchhofes zu Amsterdam berief, worin Rembrandt's Beerdigung auf den 19. Juli 1664 verzeichnet sein sollte. Herr Scheltema aber fand beim Nachschlagen der von Immerzeel aus jenem Register angezogenen Stelle, daß derselbe bei geringerer Geübtheit im Lesen altholländischer Schrift durch beinahe übereinstimmende Namen irre geleitet worden, und stieß beim Durchblättern anderer amsterdamer Begräbnißbücher in dem Grabrechnungsbuche der Westkirche auf folgende Einzeichnung:

„Dienstag, 8. October 1669. Rembrandt van Ryn, Maler, am Rosengraben, dem Schützenhause gegenüber. Hinterließ zwei Kinder."

Die Richtigkeit dieser Angabe wird durch das Todtenbuch der Westkirche bestätigt, während hierdurch zugleich die wahre Zeit von Rembrandt's Ableben außer allen Zweifel gestellt ist. Seine Beerdigung kostete 15

Gulden. Sein Sohn Titus, der bei seinem Vater die Malerei gelernt, es darin aber nicht sehr weit brachte, war schon ein Jahr früher, am 4. September 1668, gestorben. Die zwei Kinder, die Rembrandt aus seiner zweiten Ehe hinterließ, sind ganz unbekannt geblieben.

Im vorigen Jahre ist Rembrandt zu Ehren ein öffentliches Denkmal auf dem Buttermarkt in Amsterdam errichtet worden. Die Statue, von L. Royer modellirt und von Enthoven gegossen, stellt den Künstler in aufrechter Haltung vor, das Haupt etwas vornüber gebeugt und mit dem Barett bedeckt, womit Rembrandt so oft sich selbst abgebildet hat, das linke Bein vorgeschoben, die Arme herunterhängend und die Hände vorne kreuzweise über einander gelegt. Die Linke hält eine Zeichenfeder und die Rechte eine Schleppe des Mantels, der um den Körper geschlagen ist und den obern Theil des Rockes mit dem umgekrämpten Hemdkragen sichtbar läßt. Am 27. Mai 1852 wurde das Standbild in Gegenwart des Königs enthüllt und bei dieser Gelegenheit das „Rembrandtsfest" gefeiert[49]), welches den Nationalenthusiasmus für den großen Meister der holländischen Schule neu belebt hat.

3. Rembrandt's Person und Privatcharakter.

Wie die über Rembrandt's Leben beigebrachten Nachrichten in der Regel sehr schief und obendrein ganz irrig sind, so ist es auch der Fall mit den Angaben, die seine Person und seinen Privatcharakter betreffen. Wie er ausgesehen, wissen wir aus den zahlreichen Portraits, die er selbst von sich gemalt und radirt. Kein Künstler hat

sein eignes Bildniß so vervielfältigt, wozu außer dem Vergnügen, welches das liebe Ich dabei hatte, Rembrandt's großer Ruf und der hohe Werth, den man darauf legte, sein von ihm selbst gemaltes oder radirtes Portrait zu besitzen, unstreitig viel beigetragen. Wir haben ihn von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Lebenszeiten: sehr jung und im bloßen Kopfe, etwas älter, doch noch jung, und mit der Malermütze, die er nachher meistens behält, bisweilen auch mit dem Federbarett eines Cavaliers, oder mit einem Hute, fast so wie ihn die Quäker tragen, die Haare bald sehr lang und gelockt, ab und zu kürzer und kraus, manchmal glatt abgeschnitten, schwarz und grau gemischt, was man im gemeinen Leben „Kümmel und Salz" nennt, dann bejahrt, mit angehenden Runzeln, aber sonst noch rüstig und kräftig, im Hausrock, ein Tuch als Nachtmütze um den Kopf gebunden, vor der Staffelei, Palette, Pinsel und Malerstock in der Hand.

Obgleich die Kupferstiche, die man in den Werken von Sandrart, Houbraken und Descamps findet, ihm Gesichtszüge und Mienen geben, die mehr an den dickköpfigen Müllerssohn als an den großen Maler erinnern, so leuchtet jedoch in den von ihm hinterlassenen eignen Bildnissen das Geniale stark und lebendig durch die etwas derben, vollen Formen hindurch. Vielleicht malte er sich, wie er sich im Spiegel seiner Phantasie sah, und nicht, wie er wirklich aussah; jedenfalls verwandte er darauf die ganze Kraft und Wärme seines Talents. Wenige Köpfe sind so glühend colorirt, als die, welche sein Ebenbild vorstellen. Seine etwas rothbraunen Haare verstärken noch die tiefe Glut des Tones, worin sie ge-

malt sind. Man kann sich kaum denken, daß die Wirklichkeit so lebendig sei, und doch ist man ergriffen von Leben und Natur. In das schwarze oder braune Costum, fast immer dasselbe, wenn er sich nicht in einen Panzer gesteckt und als Krieger vorgestellt hat, ist durch einen Spitzenkragen oder Pelzbesatz abwechselnde Mannichfaltigkeit hineingebracht. Sein Hauptschmuck besteht in goldenen Ketten mit Edelsteinen, die um den Hals herumhängen, bisweilen auch um den Saum des Baretts herumlaufen.

Diese Auto- oder, wenn man lieber will, Autorportraits zeigen uns einen ganz andern Mann, als der ist, welchen die Lebensbeschreiber abconterfeit haben. Zwei der schönsten davon befinden sich im Louvre. Rembrandt hat hier in seiner Kleidung und Haltung etwas sehr Feines und Vornehmes. Er sieht aus wie ein Edelmann, mit seiner Sammetmütze, seinem reichen, sorgsam gepflegten Haar, dessen Locken um seine Schläfe wallen, ohne den Hals zu verdecken. Eine goldene, mit Juwelen besetzte Kette rieselt wie eine glitzernde Welle über seinen dunkelblauen Sammetmantel hin. Er hat das ernste Lächeln der Kraft, das zuversichtliche, jedoch nachdenkliche Auge des scharfen Beobachters, die cavaliermäßige und freie Tournure van Dyk's. Man sieht, daß diese zwei Bildnisse unter dem Zusammentreffen glücklicher Umstände und in den Jahren gemalt sind, wo die Sterne des ersten Ruhmes und der ersten Liebe in des Künstlers Leben hineinleuchteten.[50])

Nun schlage man die Biographen nach: da ist Rembrandt, selbst als er reich und berühmt war, ein Buschklepper, der in schlottrigen Kleidern herumstromert und

nach dem Gesetze der moralischen Wahlverwandtschaft nur Verbindungen mit Lumpengesindel eingeht, ein schmuziger Geizhals, der aus ökonomischen Rücksichten, die eines Harpagon's würdig sind, sich einfallen läßt, seine Köchin zu heirathen. Es ist möglich, daß Rembrandt nicht immer sehr fein und sauber gekleidet war, zumal in seinem Atelier, da er, wie Baldinucci erzählt, beim Malen die Gewohnheit hatte, seine Pinsel an den Kleidern abzuputzen, was eben nicht auffallen kann von einem Künstler, der, „wenn er arbeitete, den größten Monarchen der Welt nicht vorgelassen hätte," wie Baldinucci ebenfalls meldet. Auch mag Rembrandt viel mit Trödlern verkehrt haben, da er, abermals nach Baldinucci's Aussage, „häufig die Auctionssäle besuchte und dort altmodische, abgetragene Kleidungsstücke ankaufte, die wegen ihres pittoresken Aussehens in seinen Kram paßten, und die er, wenn sie auch manchmal schmuzig waren, in seinem Atelier aufhing unter den schönen Sachen (belle galanterie), woran er seine Lust und Wonne hatte, wie er zu sagen pflegte." Dazu kaufte er bei den Raritätenkrämern allerlei antike und moderne Waffenstücke, Spieße, Hellebarden, Panzer, Dolche, Säbel, Messer u. s. w., und bei den Kunsthändlern Zeichnungen, Kupferstiche, Bilder, Münzen, kurz Alles, was er als Maler brauchen zu können glaubte. Diese Liebhaberei brachte ihn wie alle Sammler natürlich oft in Berührung mit Leuten von unfeinem Schlage, ohne daß ihm solches weiter zur Unehre gereichen kann. Aber die Biographen machen aus Rembrandt nicht blos einen Trödelfreund, sondern auch einen Pöbelfreund. Obschon Sandrart jedenfalls zu weit geht mit der Aussage, daß Rembrandt „seinen

Stand gar nicht wissen zu beobachten und sich jederzeit nur zu niedrigen Leuten gesellet", so ist immerhin anzunehmen, daß er sich viel mit dem gemeinen Volke beschäftigt habe. Was ist natürlicher, als daß Rembrandt wie andere große Künstler die Natur vorzugsweise da beobachtete, wo sie den schärfsten Schnitt zeigt und wo er bei seiner Gewohnheit, Alles mit malerischen Augen anzusehen, die reichste Ausbeute für seine Werke fand? Man muß nicht nothwendig ein Cyniker sein, um nach Menschen zu suchen. Die Biographen brechen hier im Geiste, doch ohne Theilnehmung ihres Sinnes, über sich selbst den Stab dadurch, daß sie bei Rembrandt den Diogenes ins Spiel bringen und ihm auf der einen Seite die große, und auf der andern Seite die kleine Ehre anthun, ihn mit diesem zu vergleichen. Rembrandt suchte aber nicht wie ein Peripatetiker die Wahrheit in müßigem Herumlaufen und Pflastertreten, sondern brachte von seinen Diogenischen Kreuzzügen unter den Aermsten und Geringsten eine ganze Welt neuer Anschauungen und Entdeckungen mit. Wenn er dabei an sogenanntem guten Geschmack verlor, so gewann er dafür hundertfältig an Leben, Wärme, Schärfe, und was liegt daran, ob der Mensch garstig, linkisch oder plebejisch aussieht, wenn er nur eine Seele hat und diese sichtbar hervortritt?

Uebrigens hatte Rembrandt nicht ausschließlich Umgang mit Leuten aus den untersten Volksclassen. So lange er reich und angesehen war, stand er mit berühmten Personen von den höheren Ständen in mehr oder weniger intimem Verkehr. Der holländische Dichter Jeremias de Decker, der in seinen Poesien sich als einen

so frommen und gottesfürchtigen Mann zu erkennen gibt, nennt Rembrandt seinen **Freund** in einem ihm zu Ehren gedichteten Sonett, und Rembrandt bezeigte dafür seine aufrichtige Ergebenheit, daß er den Dichter umsonst portraitirte, wofür dieser den Künstler noch einmal besang.[51]) Die so bekannten Bildnisse der Prediger Jan Cornelisz. Sylvius, Cornelis Klaasz. Ansloo, Johann Uitenbogaert und Eleazar Swalmius, der Professoren Adriaan Toll[52]), Antonides van der Linden und Nicolaas Tulp, des Bürgermeisters Jan Six, des Steuereinnehmers Johann Augustyn Wtenbogaart, des Dichters Jacob Cats, des jüdischen Gottesgelehrten Menasseh ben Israel[53]) und des jüdischen Arztes Ephraim Bonus[54]), des Goldschmiedes Johann Lutma, des Tuchhändlers Abraham Fransz, des Schreibmeisters Lieven van Coppenol[55]), des Kupferstichhändlers Clement de Jonghe, der Maler Berchem und Asselyn, der **Vorsteher der Tuchhalle**, wie so vieler Rathsherren, Bürgermeister, Rabbiner u. s. w., deren Namen nicht auf uns gekommen sind, — alle diese Portraits, von Rembrandt gemalt oder radirt, beweisen zur Genüge, daß er mit Leuten aus den höheren Classen und aus seinem eignen Stande lebhaften Verkehr gepflogen. Das Wohlwollen, welches Rembrandt von Constantijn Huygens genoß und so dankbar vergalt, scheint auch persönlicher Art gewesen zu sein, sowie das Verhältniß, in welchem er zu dem Bankier Wtenbogaart stand. Dieser Letztere war Finanzeinnehmer der Provinz Holland im District Amsterdam und eifriger Kunstfreund; Jan Bisshop hat ihm den zweiten Theil seiner Sammlung von Statuen, die er nach Antiken gestochen, dedicirt. Daß Wtenbogaart sich

erbot, Rembrandt zu seiner Bezahlung zu verhelfen, ist nicht als eine bloße Gefälligkeit anzusehen, da das Hin- und Herschicken von Geld damals mit größeren Schwierigkeiten verknüpft war, als jetzt; Alles, was wir aus einem der oben mitgetheilten Briefe erfahren: Wtenbogaart's Besuch bei Rembrandt, sein Wunsch, die Bilder noch einmal zu sehen, ehe sie abgingen, — beweist hinlänglich, wie sehr der Künstler seine Achtung und Zuneigung besaß. Endlich hatte Rembrandt, wie allgemein bekannt, an dem Bürgermeister Six nicht blos einen hohen Gönner, sondern auch einen guten Freund, der ihm auf seinem Landhause ein eignes Arbeitszimmer mit einem Kupferstecherapparat herrichten ließ und auf dessen Urtheil Rembrandt viel gegeben zu haben scheint. Mariette wenigstens versichert, zu seiner Zeit habe man in Holland Abdrücke von Rembrandt's Platten angetroffen, worauf dieser untenan geschrieben hatte: Sag mir deine Meinung, Six; woraus zu sehen, daß Rembrandt höchst vertraut und, wie man wol sagt, auf Du und Du mit ihm stand. Wäre Rembrandt ein so roher Schlingel gewesen, wie ihn die Biographen schildern, und bedenkt man in solchem Falle alle Motive, welche dazu hätten beitragen müssen, diese beiden Männer auseinanderzuhalten, so müßte das zwischen ihnen bestehende innige Freundschaftsverhältniß für ein merkwürdiges Phänomen gelten, welches sich selbst aus dem psychischen Gesetze der Contraste nicht erklären ließe. Six, ein feiner Welt- und Ehrenmann, konnte sich auch bei der leidenschaftlichsten Kunstliebe nicht zu einem Künstler hingezogen fühlen, der in seinem ganzen Wesen schmuzig und obendrein noch ein Gauner war. Denn

bei den Biographen ist Rembrandt ein schlechter Christ, dessen ganze Seele nichts als Geldgeiz gewesen, der sich wie ein Jude durch Wucher und Betrug zu bereichern gesucht, weshalb auch vermuthlich ein neuerer französischer Autor ihn von den Beschnittenen abstammen läßt.

Ueberhaupt ist Rembrandt's Charakter, sowie man ihn gewöhnlich schildert, ein schwer aufzulösendes Räthsel. Ein Mann, wie Rembrandt von seinen Lebensbeschreibern dargestellt wird, läßt die Psychologie lügen und ist ein psychologisches Ungeheuer, eine phantastische Persönlichkeit, wie sie in Romanen, aber nicht im Leben vorkommt; ein solcher Künstler hat in keiner Zeit, bei keinem Volke existiren können, er gehört unserm Planeten nicht an, sondern unter die Gebilde einer Traumwelt, wo Hexen und Kobolde sich umtreiben. Schlechte Psychologen, geben die Biographen unserm Künstler durchaus entgegengesetzte Eigenschaften, die gar nicht in einem und demselben Individuum vorhanden sein können. Ich will damit keineswegs die sogenannten Denkgesetze der vulgären Logik im Geistigen geltend machen und weiß wohl, wie in allem Moralischen der Widerspruch gesetzt ist. Es gibt aber zwei Arten von Widersprüchen: mögliche und unmögliche. Wenn ein Kritiker uns an einem großen Künstler den kleinlichen Menschen zeigt, so kann man den unerquicklichen Gedanken gelten lassen und alsdann nur fragen, inwiefern der dafür gelieferte Beweis stichhaltig ist; wenn aber in den Lebensbeschreibungen der Maler, die mit mehr als poetischer Licenz abgefaßt sind, ein gewisser Rembrandt vorkommt, der ein schlechter Hausvater, ein gemeiner Gauner, ein filziger Knicker und bei diesen schönen Eigenschaften ein

genialer Künstler gewesen sein soll, so habe ich leider zu viel Erfahrung und Menschenkenntniß, um an dieses Gespenst oder Jungfernkind (ens rationis) zu glauben. Wenn in einem Menschenherzen solche Schlechtigkeiten hausen, so ist die Schöpferkraft in der naiven Art, wie sie sich in Rembrandt's Werken darstellt, eine absolute Unmöglichkeit. Auch der Schlechteste und Verdorbenste kann mit Hülfe von angebornen und ausgebildeten Anlagen noch Kunstwerke hervorbringen; aber diese Kunstwerke nehmen mehr oder weniger einen Charakter an, der mit der gesammten Zerrüttung und Verderbniß seines Geistes in Uebereinstimmung ist. Das wissen die Biographen nicht, sie gießen die reinste Genialität in ein schmuziges Herz und wollen uns glauben machen, sie könne rein, sie könne Das bleiben, was sie an sich, außer dieser Bedingung ist. Wie aber lassen sich Rembrandt's schnöde Bestrebungen und grobe Gaunereien zusammenreimen mit den wunderbaren Zügen heiliger Empfindsamkeit, echter Frömmigkeit und Poesie, die in seinen Werken so entschieden hervortreten? Aus Büchern kennt man von Rembrandt blos den rohen Cyniker und jüdischen Wucherer, der an nichts denkt, als seine Empfindungen in Louisdor oder Goldgulden umzusetzen; aber in seinen Bildern findet man entzückte Seelenstimmungen, tiefes religiöses Gefühl, eine wahre Vergötterung des Himmelslichts und erhebliche Aeußerungen von Eleganz, Grazie, ja sogar von hohem Stil, die, wenn sie, wie man sagt, blos Zu- und Anfälle sind, wenigstens zu den chronischen Zu- und Anfällen in seinen Werken gehören.

Es hätten also in demselben Körper und demselben

Kopfe zwei Seelen, zwei ganz verschiedene Rembrandt gehauset, wovon der eine die geheimsten Denkwürdigkeiten seines innern Lebens mit dem Pinsel geschrieben, und der andere durch die Geschichte seines äußern nichts Anziehenderes gehabt hätte, als der erste beste Lump. Man sieht, wie wahr es ist, daß die Bücher keinen Aufschluß geben über gewisse Fragen, welche gerade die wichtigsten und aus den Kunstwerken allein zu lösen sind. Was bedeutet diese oder jene Anekdote, die man immer aus dem Leben Rembrandt's anführt? Alles ist verdächtig, Alles streitig, was man bisher von seinen Lebensumständen gefaselt und gefabelt hat. Wirklich, zuverlässig, gewiß, wahr sind seine Werke; das ist noch von ihm übrig, und da ist noch seine Seele. Alles, was dagegen streitet, darf man geradezu ableugnen, wenn man die aus seinen Werken gewonnene moralische Gewißheit für sich hat.

Wer Rembrandt's anspruchlosen, uneigennützigen Charakter nicht aus seinen Bildern zu entziffern vermag, der kann ihn jetzt wenigstens aus den paar Briefen herauslesen, die von ihm bekannt geworden sind. Rembrandt erscheint darin wie andere berühmte Leute seiner Zeit als kein gelehrter Stilkünstler, aber als ein Mann von Wohlanständigkeit und Bildung, schlicht, ungeschminkt und seines eignen Werthes sich wohl bewußt, aber dabei bescheiden und unterwürfig. Obschon er den Preis seiner Bilder selbst ansetzt und dafür von der Freigebigkeit des Fürsten, der sie bei ihm bestellt hatte, eine ansehnliche Belohnung erwartet, so fügt er doch in Einem Athem hinzu: „So Seiner Hoheit dünkt, daß sie nicht so viel werth sind, mögen Hochdieselben nach eignem Be-

lieben weniger geben, mich verlassend auf Seiner Hoheit Einsicht und Discretion." Ja, als ob es nicht genug wäre, sich ganz in das beliebige Ermessen seines Gönners zu schicken, setzt er nochmals hinzu: „will mich dankbarlich damit begnügen lassen." In einem andern Briefe wiederholt er diese Aeußerung, und in einem dritten Briefe sagt er, daß er keine andere Bezahlung erwarte, als die, welche Seine Hoheit ihm aussetze.[56]) Jeder muß zugeben, daß diese Gesinnungen für den großen Künstler sehr ehrenvoll sind und ihn ins günstigste Licht stellen. Diese Bescheidenheit, diese Gutwilligkeit, diese Gespanntheit, das Urtheil Anderer zu hören und zu berücksichtigen, erwarben ihm gewiß in vielen Fällen hülfreiche Freunde, gegen die er sich dann auch stets dankbar bewiesen zu haben scheint; denn mag auch die Erkenntlichkeit, die er für freundschaftliche Dienste aus freien Stücken an Huygens damit bezeigte, daß er ihm ein Bild von seiner Hand zuschickte, nicht ganz uneigennützig zu nennen sein, so ist doch die Art und Weise, wie er sie anbietet, zu gemüthlich ausgedrückt, um darüber ein hämisches Urtheil zu fällen.

Rembrandt bewies sich nicht blos artig und dankbar gegen seine Gönner und hochgestellten Freunde, sondern auch gefällig und zuvorkommend gegen seine Kunstgenossen. Baldinucci erzählt: „Er war sehr bereitwillig, seine alten Sachen jedem Maler zu leihen, der sie zu irgend einer Arbeit brauchte," und Josi[57]) führt als ehrenwerthe Probe von Rembrandt's Gastfreiheit an, daß er Adriaan Brouwer bei sich aufnahm, als dieser Maler seiner tollen Streiche wegen nach Amsterdam flüchtete. Auch mit seinen Lehrlingen verhielt er sich,

wie es scheint, rücksichtsvoll und schonend. Bestimmteres wüßte ich freilich nicht dafür beizubringen. Das Einzige, was ich hierauf Bezügliches überliefert gefunden habe, ist die Antwort, die Rembrandt einst seinem Schüler Samuel van Hoogstraeten gab, als dieser ihn mit zu vielem Fragen belästigte:[58]) „Schickt Euch so an, daß Ihr das was Ihr schon wisset, gut anbringen lernt, so werdet Ihr zeitig genug hinter die Geheimnisse kommen, die Ihr jetzt herausfragen wollt.“ Diese Antwort ist höchst charakteristisch für Rembrandt und läßt einen zugleich verständigen und milde zurechtweisenden Lehrer erkennen. Für solche hingegen, die von der Malerei überhaupt nichts verstehend, an seiner Art zu malen manches auszusetzen fanden, oder die mit dem Totaleffect seiner Bilder nicht zufrieden, dieselben auf die Behandlung des Einzelnen näher ansehen wollten, hatte Rembrandt scharfe und beißende Worte bereit, wenn die Aeußerungen, welche die Ueberlieferung von ihm aufbewahrt hat, wahr sind, als: „er sei Maler und kein Färber“; — „man solle die Nase nicht so nahe an die Leinwand bringen, der Geruch der Farbe schade der Gesundheit“; — „seine Bilder seien gemacht, um besehen, und nicht um beschnüffelt zu werden.“

Rembrandt, wenn er sich den ganzen Tag mit Unterrichten und Malen müde gearbeitet hatte, liebte vermuthlich heitere Erholung und Freiheit eines geselligen Verkehrs, besuchte kein öffentliches Haus, ging fast gar nicht oder ungern zu Gast und hatte, scheint es, einen gewissen Ekel vor allem feierlichen Umgang. Er entzog sich also vielleicht mehr als schicklich dem öffentlichen Gesellschaftsleben und hielt sich dafür durch alle häus-

lichen Gemächlichkeiten und Freuden eines bürgerlich behaglichen Privatlebens schadlos. Er soll dies damit entschuldigt haben, daß er sagte: er suche in seinen Mußestunden keinen Zwang, sondern Freiheit im Umgange. Ueberhaupt scheint Rembrandt ein aufrichtiger Mann gewesen zu sein, dessen Handlungen von dem Grunde seines Herzens, und nicht von dem Eindruck, den Andere davon haben, bestimmt werden.

Bei der Kunst, in welcher Rembrandt erzogen worden, war sein Auge an feinen Zierath und Schmuck so gewöhnt und geübt, daß sein Geschmack an Costumen, Kupferstichen und dergleichen schönen Dingen uns nicht befremden darf, zumal bei einem ansehnlichen Vermögen, das er hauptsächlich seinem ehrlichen Fleiße und glücklichen Talent, auch zum Theil wol seiner Heirath und der Wirthschaftlichkeit seiner sorgsamen Hausfrau zu verdanken hatte, und das, ungeachtet seiner Kunstliebhaberei für ihn und seine Familie dauernd zulänglich gewesen wäre. Sehr bedenklich aber stellte sich die Sache, als er durch den Tod seiner Gattin genöthigt wurde, zu seinen übrigen Arbeiten auch noch das doppelte Geschäft für die Erziehung seines unmündigen Sohnes und die Verwaltung ihres gemeinschaftlichen Vermögens zu übernehmen. Gelder einzutreiben und auszugeben, darauf verstand er sich noch; aber als ein kluger Haushalter ein Capital zu verwalten, sicher unterzubringen und wie ein frommer und getreuer Knecht damit zu wuchern, davon verstand er nichts und mußte es in seinem Leben schwer büßen. Wenn man die Gewohnheiten des Künstlerthums kennt und aus leidiger Erfahrung hat, wie äußerst unwissend, verlegen und ungeduldig Leute dieses Schlages

bei allen Geld- Handel- und Wandel-Angelegenheiten sind, so ist es eine thörichte Mühe, ihn von einem Vergehen weiß zu brennen, das unsere strenge Bürgermoral an Rembrandt übersehen sollte, wie die artige Welt einem Rothschild die kleinen Kunstgriffe seiner Speculationen als Schönfleckchen finanzmännischer Sitten und Gebräuche zugute hält. Obschon Rembrandt es unschuldiger Weise in diesem Stücke versehen hat, so versichern uns jedoch seine Biographen, daß er ein erfahrener Meister gewesen in der Schule des Bocksbeutels, an dessen Dienst ihm mehr gelegen als an der Schande, unwissend zu sein, denn technische Kenntnisse abgerechnet, sei er ein wahrer Ausbund von Ignoranz gewesen. Fragt man, was ersetzte bei Rembrandt die Unwissenheit, die Unbekanntschaft mit der Aesthetik, Poesie, Geschichte, Mythologie u. s. w., so ist die einmüthige Antwort: das Genie. Rembrandt hatte also freilich gut unwissend sein; er hatte einen Genius, auf dessen Wissenschaft er sich verlassen konnte. Ob dieser Genius des Rembrandt ein Engel oder Kobold, ein inspirirter Gedanke seiner Einbildungskraft oder ein ausgeklaubter Fund seiner Staatslist, ob er ungefähr Das gewesen, was Sokrates seinen Dämon oder die Zauberer des Mittelalters poetisch das innere Gestirn zu nennen pflegten; ob dieser Genius nicht vielleicht Aehnlichkeit gehabt mit dem thierischen Magnetismus, welchem unsere Hellseher ihre Offenbarungen zu verdanken haben, oder gar mit dem elektrischen Fluidum, das augenblicklich die hölzernsten Dinge und Köpfe in Veitstanz und Visionszufälle versetzt: hierüber ist von so vielen Sachverständigen mit so viel Bündigkeit geschrieben worden, daß man erstaunen muß, wie Rembrandt, bei der be-

lobten Originalität seines Wesens, auch hierin so unwissend gewesen, daß er von Andern dazu das Vorbild hat hernehmen wollen.

Aus Rembrandt's Unwissenheit fließen als leichte Folgen die Sonderbarkeiten seiner Art, die historischen Gegenstände zu behandeln. Was ist natürlicher, als daß er ignoranter und tölpelhafter Weise gegen alle Kunstregeln sich gröblich verging; daß er die heiligen Personen wie Schacherjuden oder Zigeuner aus der Trödelbude bekleidete; daß er die biblischen Vorgänge wie Scenen aus Schusterbuden oder Wirthshäusern behandelte und die Mythologie auf dieselbe Diät setzte; kurz, daß er in höchstem Grade gleichgültig war gegen Das, was man Ideal, Stil, Costum u. s. w. hieß? Mit dieser Rembrandt'schen Unwissenheit hat es aber so ziemlich dieselbe Bewandniß wie mit der Rembrandt'schen Habgierigkeit.

Ein Mensch, der nichts weiß und der nichts schafft, sind Zwillinge eines Schicksals. Der Unwissende kann nichts erfinden, nichts ersinnen, also auch kein Meister werden. Wer etwas tief und nachhaltig Eingreifendes hervorbringen will, muß wissen, was seine Zeit bewegt, was die Vorzeit gedacht, was das Leben überhaupt bedeutet. Ohne allgemeine Weltansicht und besondere Menschenkenntniß ist ein großer Maler undenkbar. Mag nun Rembrandt nach beendigten Lehrjahren in Amsterdam geblieben oder nach Leyden zurückgekehrt sein, so ist schwer zu glauben, daß er um das rege Geistesleben, welches damals an der neuen Universität seiner Vaterstadt sowol als in der blühenden Haupt- und Handelsstadt seines Vaterlandes herrschte, sich gar nicht bekümmert haben sollte. Allem Anscheine nach ist wol glaublich, daß Rem-

brandt damals noch viel Zeit mit Studiren zugebracht und manche Wissenschaft, besonders Anatomie, getrieben habe. Seine vielfachen Verbindungen mit Aerzten deuten entschieden darauf hin, sowie auch seine verschiedenen Albums mit Actzeichnungen, die in seinem Inventarium erwähnt sind. Wenn Rembrandt nicht so vieler Sprachen mächtig gewesen als Rubens, so erhellet doch aus dem Stil seiner Briefe, daß er wenigstens in seiner Muttersprache sich wie ein gebildeter Mann ausdrückt, und was in dieser Sprache Schöngeistiges von Bedeutung geschrieben wurde, hatte er gewiß gelesen, so wenig Zeit er auch bei seinen Arbeiten oder Neigungen auf Lecture verwenden mochte. Fehlte es ihm an gelehrter Bildung, so hatte er immer Gelegenheit, diesen Mangel zu ergänzen durch Nachfrage bei unterrichteten Männern, die ihm befreundet und gewiß zn allen Mittheilungen geneigt waren. Aus seiner reichen Kupferstichsammlung kannte er nicht blos die Meisterwerke der neueren Zeit, sondern auch die Ueberreste des classischen Alterthums; sein Kunstcabinet enthielt sogar einige antike Büsten und viele Abgüsse von Antiken; auch zeichnete er fleißig nach der Antike, denn in seinem Inventarium finden sich mehre Bücher voll Zeichnungen nach Statuen erwähnt. Hatte er von der Literatur der Griechen und Römer vielleicht keine sehr genaue Kenntniß, so war er dafür in der Heiligen Schrift desto mehr bewandert, und seine Compositionen verrathen eine Bibelfestigkeit, welche einem protestantischen Theologen Ehre machen würde, und die er sicher mehr seinem andächtigen Bibellesen und christlichen Sinn, als seinem vertrauten Umgange mit Predigern und Gottesgelehrten zu verdanken hatte. Waagen, der

mit einer seltenen Vielseitigkeit des Wissens durchgängig eine noch seltenere Unbefangenheit und Billigkeit des Urtheils verbindet, ist, so viel ich mich besinne, der Erste, der bei einigen Bildern Rembrandt's den Ausdruck des echt biblischen Gefühls in den Köpfen seiner Figuren hervorgehoben hat.

Hier ist der Ort, die Uebersichtigkeit einiger gar zu geistreich und schönrednerisch gestimmter Kunstkritiker zu ahnden, die sich die Verdienste des Malers in Rembrandt so groß vorstellen, daß sie den Menschen darüber verkennen, die den Maler lobpreisen, um desto füglicher über des Müllers Sohn ihren Tadel aussprechen zu können. Wenn sie im Ernst an Rembrandt glauben, so sind seine Werke Zeugnisse wider sie. Diese neuen Kritiker des hegelisirenden Romanticismus sind in Bezug auf Rembrandt Nachkommen seiner Ankläger der alten classischen Schule und ärgere Anschwärzer und grausamere Splitterrichter als ihre Vorgänger.

Rembrandt war allerdings in gewissen Beziehungen das Widerspiel des galanten, mythologischen und katholischen Rubens, dessen Leben sich in einem adeligen Schlosse unter allen Elementen des Luxus und der Sommitäten der Zeit bewegte, wogegen Rembrandt in einem bürgerlichen Hause und Kreise lebte. Aber daraus folgt noch nicht, daß Rembrandt ein trotziger Republikaner oder gar ein schnöder Religionsspötter gewesen. Er war, wie alle seine damaligen Landsleute, gut republikanisch gesinnt, und dieses Lob aus der höchst undemokratischen Tinte, in die meine Feder getaucht ist, hat immerhin einiges Gewicht. Mit den politischen Gesinnungen eines guten Republikaners verband er gewiß die religiösen Ueber-

zeugungen eines guten Protestanten. Gott soll mich davor bewahren, daß ich Rembrandt zu einem Gläubigen in irgend einem orthodoxen Sinne des Wortes mache. Er lebte in einer Zeit der Controverse, welche keine memlingsche und fiesoleske Andachtsbilder hervorbrachte und nicht mehr hervorbringen konnte. Der Naturalismus und der Scepticismus der Renaïssance hatten vom Herzen des Menschen Besitz ergriffen; man konnte noch in allerlei Schwärmereien hineingerathen, aber man hatte den rechten Glauben nicht mehr, wenn auch die religiösen Ueberzeugungen gegen sonst eher fester als lockerer waren. Ich behaupte sonach nur, daß Rembrandt eine christliche Gesinnung von entschiedener Stärke und Treue hatte, ohne damit schön zu thun oder zu prahlen. Es findet sich bei ihm weder Affectirtheit, noch Absichtlichkeit, noch viel weniger Ironie und Spott. Er lebte und dachte wie ein schlichter Mann, und der Stolz, den er bei dem Schauspiel seines außerordentlichen Erfolgs empfinden mochte, schlug zum Besten seiner Arbeiten aus. Er fühlte nicht das Bedürfniß, die Nachwelt von seinen persönlichen Stimmungen zu unterhalten. Der Byron'sche Weltschmerz und satanische Humor waren noch nicht erfunden!

Die modernen Dramen und Romane haben dadurch, daß sie die Künstler in Scene setzen, widerwärtige und alberne Geschöpfe vorgeführt, eine traurige Art von Gecken, die sich malen oder schreiben sehen, und dabei befallen sind von einer gegenstandlosen Schwermuth, von einer geschwätzigen Pedanterie, von einer ganz modernen Selbstbefangenheit und von einer zu den dümmsten Großsprechereien aufgelegten Eitelkeit.

Von alle dem paßt auch nicht ein einziger Punkt

auf unsern Künstler, obschon die neuere Kunstkritik nicht ermangelt hat, Rembrandt in romantischem Gewande auftreten zu lassen; aber in dieser neumodischen Einkleidung ist nicht mehr Wahrheit und Poesie als in der altfränkischen Tracht, die man ihm früher gegeben. Der Mephistopheles- und Masaniellomantel, der ihm zu seiner neuen romantischen Rolle umgeschlagen worden, ist für Rembrandt ein ebenso abenteuerlicher Aufzug als das Diogenes- und Harpagonscostum, worin er bisher classisch gewesen.

Allen diesen Voraussetzungen liegt mehr oder weniger der Gedanke zu Grunde, daß Rembrandt ein sonderbarer, eigensinniger Mann gewesen, wofür ihn selbst die wohlwollendsten Kritiker und sogar seine Bewunderer ausgeben. Ein eigener Mann und das ist Alles, was sie von ihm zu sagen wissen, wenn es sich von seiner Lebens- und Denkart handelt, und näher möchten sie mit ihren Untersuchungen ihm kaum jemals kommen. Wenn dieses Eigene eine qualitas occulta ist, so ist nichts damit erklärt und möchte auf Das hinauslaufen, was der gemeine Mann einen wunderlichen Heiligen nennt. Das Eigene mag sein, was es wolle, Lob oder Tadel, so kann Rembrandt in einem Falle sagen wie David: ich danke Dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin, und im andern Falle: bewahre meine Seele, denn ich bin heilig, d. h. ein hochbegabter Künstler.

Jetzt fehlt es mir an dem Geheimnisse der Palingenesie, das unsere Geschichtschreiber in ihrer Gewalt haben, aus der Asche jedes gegebenen Menschen und gemeinen Wesens eine geistige Gestalt herauszuziehen, die man ein Charakterbild oder ein historisches Gemälde nennt.

Ein solches Gemälde des Jahrhunderts und der Republik, worin Rembrandt lebte, würde uns zeigen, wie kunstvoll seine Unwissenheit und Eigensinnigkeit für den Zustand seines Volkes und seiner Zeit und zu dem Geschäfte seines Lebens ausgedacht war. Ich kann nicht mehr thun als der Arm eines Wegweisers, und bin zu hölzern, meinen Lesern in dem Laufe ihrer Betrachtungen Gesellschaft zu leisten.

4. Rembrandt's Auffassung, Composition und Zeichnung.

Rembrandt ist, nach dem einstimmigen Urtheil von Kennern und Liebhabern, der merkwürdigste und originellste unter den holländischen Meistern des 17. Jahrhunderts, der alle gleichzeitigen und späteren in dem schönen Verständniß des Helldunkels, in der freien, kühnen und leichten Führung des Pinsels und der Radirnadel, in der Wahrheit, Schärfe und Lebendigkeit des Ausdrucks, und besonders in der wunderbaren Vereininigung von Kraft und Zartheit der Wirkung weit übertraf, hat aber vor allem das Schicksal gehabt, von Berufenen und Unberufenen entweder mit ungemessener Bewunderung wegen seiner Genialität gepriesen oder mit maßloser Erbitterung wegen seiner Trivialität getadelt, niemals aber nach seiner Art und seinem Wesen aufgefaßt und gewürdigt zu werden. Es ist selten, in der Welt so gut als in der Kritik, daß man den rechten Punkt des Urtheils und die gehörige Billigkeit trifft. Ist es nicht Unwissenheit, so ist es Unbedachtsamkeit, zuweilen Härte oder ein Eigensinn des Geschmacks.

Rembrandt ist in der neuern Kunstgeschichte unstreitig

eine außerordentliche Erscheinung, wenn auch gerade kein Meteor, wie ihn Füßli in seinem Malerlexikon emphatisch bezeichnet. Er ging am Kunsthimmel auf als ein leuchtendes Gestirn, ein freudiger Anblick für jedes Auge, wohlthuend den Herzen seiner Zeitgenossen, und seit zweihundert Jahren hat es sich nicht verdunkelt, sondern strahlt in ungetrübtem Glanze; die meisten Stimmen der Nachwelt haben sich dahin vereinigt, daß das Gestirn kein trügerisches Meteor gewesen; nur die Kunstrichter von altrechtgläubigem Schlage meinen, Rembrandt sei zwischen die Gestirne des Firmaments der Kunst hindurchgefahren nach Art der Kometen, welche scheinbar auftauchen, die festen Weltgesetze umzustoßen, und wirklich doch auch ihre Rolle in der Sphärenharmonie mitspielen.

Das größte Originalgenie hängt immer vermöge leiserer oder stärkerer Pulsschläge des im Innern des Welt- und Zeitgeistes treibenden Lebens mit früheren Regungen und Strebungen zusammen. Auch Rembrandt steht in der Kunstgeschichte ebenso wenig als andere große Künstler ganz abgerissen und vorgängerlos da. Die Reihe der Lehrmeister, die man ihm gibt, ist ansehnlich genug; aber Rembrandt, heißt es, lernte von ihnen nichts als das Handwerk. Houbraken, der auf Rembrandt überhaupt nicht gut zu sprechen ist, sagt sehr unehrbietig und schnippisch, derselbe „habe die braune Manier des Jan Pinas nachgeäfft," und Smith glaubt ebenfalls aus den Bildern dieses Künstlers Rembrandt's malerische Behandlung herleiten zu können. Wenn Rembrandt von Jan Pinas etwas annahm, so war es nicht sowohl die Farbenstimmung, als die Auffassung

seiner Bilder, denn man findet einige nach diesem Meister gestochene Blätter, von welchen man glauben könnte, sie seien nach Elzheimer gestochen, wenn der Name von Pinas nicht darauf zu lesen stände. Rembrandt kannte aber jene Auffassungsweise schon von seinem früheren Lehrmeister Pieter Lastman. Pinas und Lastman befanden sich in Rom gleichzeitig mit Elzheimer; sie hatten zusammen Freundschaft gemacht und eine Art Studienbund geschlossen. Wir sehen demnach Rembrandt zunächst in Berührung und Beziehung mit den Nachfolgern des Elzheimer, wozu Lastman sowol als Pinas und Rembrandt selbst gewissermaßen gerechnet werden kann.

Elzheimer ist der Vater der eigentlichen Klein- und Feinmalerei, womit er zu seiner Zeit so allgemeines Aufsehen erregte, daß, nach Sandrart's Versicherung, „in Rom von nichts als von Elzheimer's neu erfundener Kunst im Malen geredet wurde.“ Das Neue der Elzheimer'schen Manier bestand nicht blos in der Beleuchtung und technischen Behandlung, sondern auch in der Auffassung. Mit der pikanten Art, die Bilder zu beleuchten und bis ins Einzelnste sorgsam auszuführen oder geistreich anzudeuten, verbindet Elzheimer eine originelle Weise, die biblischen und mythologischen Gegenstände aufzufassen: Genreartiges und Landschaftliches wirken hier zusammen und vereinigen sich zu einem eigenen Ganzen. Diese bis dahin unerhörte oder wenigstens unbeachtete Auffassungsweise stand in schnurgeradem Widerspruch mit der strengen stilistischen Historienmalerei in dem Sinne der römischen und florentinischen Schule zur Zeit Raphael's und Michelangelo's, und es war

wie eine Ironie des Schicksals, daß die Cabinetskunst ihre ersten Blätter und Blüten eben da trieb, wo die monumentale Kunst ihre höchsten Triumphe gefeiert hatte. Dem ganzen Jahrhundert wurde es in der Schale seiner Cultur zu enge; es pickte überall durch, kroch aber nicht überall aus.

Wenn die neue Art zu malen sogar jenseits der Alpen vorübergehendes Aufsehen erregte, so machte sie einen um so nachhaltigeren Eindruck diesseits der Berge, zumal in Holland. Hier war es aus mit der alten Kirchenmalerei: nicht blos die immer tiefer durchdringenden neuen Glaubenslehren, auch die freieren politischen Sitten und die definitive Feststellung des demokratischen Princips in Staats- und Glaubenssachen hatten ihr alle Lebenskraft und jede Möglichkeit eines weiteren Fortbestehens benommen. Raphael's Apostel und Michelangelo's Propheten waren zulässig und verständlich bei dem vollen Glanz und Pomp des Katholicismus; allein der Kampf um Glaubensfreiheit und politische Selbständigkeit, der Zwiespalt unter den verschiedenen Sekten, die Zänkereien der Theologen, die Uebersetzung der Bibel in die Volkssprache und der Gebrauch dieser Sprache in Druckschriften hatten die erschütternden Bewegungen hervorgebracht, die durch das Völkerleben des nördlichen Europas gingen, in Holland aber, als dem dabei am meisten betheiligten Lande, ihre zerstörenden Einflüsse am stärksten zeigten und daselbst den Untergang der alten Kirchenmalerei herbeiführten. Die Werke der bisherigen biblischen Historienmalerei verdankten ihre Wirkung der Beobachtung gewisser Stilgesetze und bestimmter Traditionen, die gläubig oder ungläubig angenommen und

allgemein gültig waren. Die Predigten der protestantischen Kanzelredner, die polemischen Schriften der Sektenstifter, die ihre Argumente vorzugsweise aus der Heiligen Schrift herholten, und das immer weiter um sich greifende Lesen der Bibelübersetzungen ließen das jüdische Volk in anderer Gestalt erscheinen. Nachdem man die biblischen Personen einmal mit der neuen Glaubenselle gemessen, wollte man sie wol so haben, wie die Theologen sie in Reden und Schriften schilderten; aber anders wollte man sie nicht mehr. Sprechend und handelnd, wie man damals sprach und handelte, getrieben, bewegt, gepeinigt und getröstet von denselben Leidenschaften, Empfindungen, Gelüsten und Hoffnungen, wie sie die damaligen Gemüther beseelten, das ließ man sich gefallen; aber plastisch drapirt, theatralisch hingestellt, rhythmisch gruppirt wie die Friese und Basreliefs antiker Tempel und Gräber, das ging nun nicht mehr an.

Lastman brachte die Manier Elzheimer's, der für die biblische Historienmalerei einen neuen Weg eingeschlagen hatte, aus Rom mit nach Amsterdam, wo er ein berühmter Meister[59]) wurde und eine Schule bildete, aus welcher Lievensz und Rembrandt hervorgingen. Von dem holländischen Dichter Joost van den Vondel existirt ein Lobgedicht auf Lastman's Gemälde, das Opfer zu Lystra, welches Jan Six in seiner Sammlung hatte und das, der Beschreibung nach, ungefähr so componirt war, als Rembrandt's berühmter Kupferstich von Petri Wunderwerk am Lahmen. Vondel rühmt an Lastman's Bildern „die Lebendigkeit und schöne Gruppirung der Composition, die gute Zeichnung des Nackten, den natürlichen Faltenwurf der Gewänder, den Schmelz und

die Kraft des Colorits;" aber dabei ist viel poetische Floskel. Nicolaas Lastman[60]) stach im J. 1608 nach seinem Vater ein Leiden Christi im Garten, welches in Elzheimer's Manier gehalten, aber so schlecht angeordnet, daß man daraus die Schwäche seines Talents für Darstellung historischer Gegenstände merkt. Die zwei Bilder, welche das berliner Museum von Lastman besitzt, die Taufe des Kämmerers aus Mohrenland und eine Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, sind ebenfalls in Elzheimer's Manier. Die Auffassung ist mehr genre- als historienartig, die Composition weder vorherrschend landschaftlich, noch vorherrschend geschichtlich, indem beides sich genau die Wage hält und die Figuren zu bedeutend sind, um bloße Staffage zu sein, die Landschaft zu sehr ins Kleine ausgeführt, zu sorgsam behandelt ist, um als Nebensache zu gelten. Die Physionomien sind im Allgemeinen niederländisch und, was den Ausdruck betrifft, charakteristisch. Die Mohren in dem Bilde der Taufe zeigen ein sehr glückliches Bestreben, den charakteristischen Mohrentypus zu geben. Das Costum ist zwar auf beiden Bildern bei den Hauptfiguren noch stilgemäß und traditionell; aber die andern Figuren haben theils die Landestracht der Zeit des Malers, theils ein orientalisirtes Costum von der Art, wie man's an den Türken auf Jost Amman'schen Holzschnitten bemerkt. Die Farbenstimmung gleicht der auf den Bildern von Roelant Savery oder Breughel. Die Landschaft ist im Allgemeinen, besonders aber in den Ausladungen der Bäume, pastos behandelt. Die Lichter sind spitz pastos aufgesetzt, die Schatten durchsichtig lasurartig. Auf der Flucht

ist der Vordergrund bräunlich, mehr tonarm, als ton=reich; der Hintergrund von abgeblaßt grünlich=lasirtem Ton, der sich hell gegen den blaugrauen Himmel ab=setzt. Die Taufe ist blaugrün im Schatten, graugrün im Licht; dies ist auch der Hintergrundton, sowie auch die Figuren, welche im Hintergrunde stehen, diese Stim=mung theilen. Die Figur des Täufers dagegen im Vordergrunde ist sehr farbig, steht daher nicht recht in Harmonie mit der Landschaft und dominirt insofern et=was. In der Totalwirkung sind jedoch beide Bilder durchaus harmonisch=milde.

Wir finden hier beinahe alle Elemente, die bei Rem=brandt aufs entschiedenste zum Durchbruch kamen, sogar die ersten Ansätze und Anfänge des orientalisirenden Costumgeschmacks, der sich übrigens auch schon in Elz=heimer's Bildern, z. B. in der Marter des heiligen Lorenz, findet, und welchen Rembrandt von seinem Meister Lastman überkommen, also nicht ersonnen hat. Völlig ausgebildet zeigt sich dieser Geschmack in einem nach Lastman radirten Blatte[61]), welches Juda und Thamar vorstellt, und der Grund davon ist jedenfalls tiefer und anderswo zu suchen, als in Rembrandt's subjectiver Richtung", wie man in dem philosophischen Rothwälsch einer gewissen Schule zu sagen pflegt.

Nach der christlichen Weltansicht des Mittelalters war die ganze Menschheit in zwei feindliche Hälften ge=theilt: auf der einen Seite die Gläubigen, auf der an=dern die Ungläubigen, wobei man gewöhnlich Saracenen und Türken im Sinne hatte. Diese Vorstellung war bis ins 16. Jahrhundert so gang und gäbe, daß z. B. ein holländischer Kupferstecher aus der ersten Hälfte dieses

Jahrhunderts, Dirk van Star, in seiner Versuchung Christi den Satan als einen alten Mann in türkischen Stiefeln abbildet, ohne zu fürchten, daß diese anstatt des traditionellen Pferdehufes gebrauchten Synonyma misverstanden werden könnten. Die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien brachten mit der Umwandelung des Handels, des Verkehrs, des ganzen gesellschaftlichen Lebens freilich andere Ansichten, Begriffe und Vorstellungen in Umlauf, und die gleich nachher eintretende große Glaubensspaltung führte mit der schrofferen Absonderung der Religionsparteien und der schärferen Scheidung der Nationalitäten in den staatlichen und kirchlichen Verhältnissen Europas auch Vergleichungen der verschiedenen Länder, Sitten und Doctrinen herbei. Diese Vergleichungen hatten jedoch zunächst mehr Abstractionen und Intuitionen, als örtliche Forschungen und Anschauungen zur Grundlage. Die orientalische Natur war für die Malerei noch lange so gut wie gar nicht vorhanden, und in den biblischen Gegenständen wurde der Orient nach alter Weise blos durch einen Büschel fabelhafter Dattelbäume versinnbildlicht, wie sich zum Beispiel schon einer bei Martin Schöngauer findet in dem Kupferstiche, welcher eine Ruhe auf der Flucht nach Aegypten vorstellt. Der Kupferstecher hat darin gegen die Sitte der alten Maler, die sich wenig um Localfarbe bekümmerten, sorgsam die Wahl der ausländischen Bäume berücksichtigt, welche er in seiner Composition angebracht, die uns erkennen läßt, daß die Scene im Orient vorgeht, und daß der Künstler seinen Gegenstand bis ins Einzelnste durchdachte. Im ganzen 16. Jahrhundert kamen die Maler

über diese einzige Localandeutung des Orients ebenso wenig hinaus, als über die citruillenförmigen Turbane, die das orientalische Costum vertraten, und ebenfalls von den älteren Meistern, z. B. von Mantegna dafür schon gebraucht worden waren.

Bei den ersten entschiedenen Neuerungen, welche sich Rembrandt hinsichtlich des Costums erlaubte, ging es ihm nicht glücklicher als den Malern des 14. und 15. Jahrhunderts, die, wenn sie Scenen des Alten Testaments darstellten, ohne weiteres saracenische Trachten für die alten Orientalen verwendeten und den Holofernes wie einen Großsultan herausstaffirten. Wie diesen Malern der ganze Orient nur einen Rock zu haben schien, so hatte für Rembrandt die ganze biblische Welt nur ein Gewand; und wo es sich um biblische Personen handelte, schwebten ihm immer die mit langen Talaren und Rockeloren bekleideten Juden seiner Zeit und seines Landes vor, selbst wenn von Abraham und Jakob die Rede war. Diese Auffassung weicht zwar sehr von der hergebrachten typischen Auffassung biblischer Figuren, von der classischen Würde und hellenischen Gewandfaltung, von der stilistischen Strenge und Reinheit Raphael's und Michelangelo's ab, hat aber viel Verwandtes mit der Auffassungsweise der alten Niederländer, welche die Erzväter, Propheten und Apostel unendlich naiv als christliche Bürgersleute in den Trachten ihrer Zeit und ihres Landes darstellten. Der starke Anflug von Jüdelei, der sich in Rembrandt's Behandlung biblischer Gegenstände bemerklich macht, ist vielleicht ein Ausfluß des Sektengeistes der Reformation, der bekanntlich viel mehr Hebräisches als Hellenisches an sich hatte, und in Hol-

land ganz besondere Nahrung fand, hauptsächlich aber wol ein Anschluß an die Ideen seiner Zeit und seines Landes. Bei der beliebigen Handhabung und Auslegung der Bibel hatten sich unter den Laien über biblische Personen und Geschichten neue, von den hergebrachten Ansichten abweichende Vorstellungen ausgebildet, welche die Maler berücksichtigen mußten, wenn sie Vorgänge aus der Heiligen Schrift in ihren Bildern vergegenwärtigen wollten. Die Sonderbarkeiten und Possierlichkeiten, die für uns jetzt daraus entspringen, gingen die damalige Zeit nichts an. Die Trachten und Ausstaffirungen, die uns in Rembrandt's Gemälden so wunderlich und barock vorkommen, machten diesen Eindruck nicht auf seine Zeitgenossen und Landsleute, die bei der früheren naiven Verarbeitung der biblischen Elemente an etwas Aehnliches gewöhnt waren. Rembrandt meinte es mit dieser Auffassung biblischer Personen ganz ernstlich und ehrlich, und glaubte in der Anschauung der holländischen Juden wirklich einen neuen Hebel zur naturwahren Darstellung alttestamentlicher Historien gefunden zu haben. Ein ganz ähnliches Phänomen bietet die neueste Malerei in Frankreich, wo die algierische Eroberung auf lebende Künstler den Einfluß übt, welchen die protestantische Bibelexegese auf holländische Maler des 17. Jahrhunderts hatte. Wie diese die Modelle für ihre biblischen Historienmalereien aus dem Judenleben hernehmen, so suchen jene die Abbilder der Patriarchen im Beduinenleben, unter dem Volke, das ihren Lenden entstammt ist und bis auf den heutigen Tag ihre Lebensweise in der Wüste beibehalten hat, wo die Gewänder gerade noch dieselben Falten schlagen wie zur Zeit Jakob's und Abraham's. Nicht

blos Genremaler und Landschafter haben Algier für ihre Zwecke ausgebeutet, auch Historienmaler haben die Gelegenheit benutzt; ihren Bildern alt- und neu-testamentarischer Gegenstände sieht man, oft im Uebermaß, das Studium des Orients an, und die Figuren darauf lassen sogleich Beduinen mit ihren weißen Kleidern und sonnengebräunten Gesichtern erkennen, ebenso wie in Rembrandt's Bildern die biblischen Figuren mit ihren bunten Röcken und scharfgeschnittenen Zügen auf der Stelle an Juden erinnern. Rembrandt geht freilich in seiner Localbetonung nicht so weit, daß er, wie heutige französische Maler, über dem Brunnen, wo Laban's Töchter ihre Heerden tränkten, einen echten orientalischen Himmel von authentischem Ultramarin leuchten läßt; er hatte den mesopotamischen Himmelsstrich ebenso wenig gesehen als den lybischen Wüstensand; aber das Kameel war für ihn nicht mehr ein fabelhaftes Thier wie der Vogel Greif, ein phantastisches Ungeheuer halb Ochs, halb Strauß, mit etwas Giraffe versetzt; er kannte sehr genau die bizarren Profile des Kameels, seine haarigen, schrägen Nüstern, sein schwarzes Diamantenauge, und hatte es vermuthlich in derselben Menagerie studirt, wo er die Skizzen zu seinen Löwen machte, die ebenso naturwahr sind.

Einige gleichzeitige italienische und spanische Meister, Guercino, Murillo u. A., verfolgten in der Darstellung biblischer Gegenstände eine ähnliche orientalisirende Richtung, hielten sich dabei aber vorzugsweise an das türkische Costum, während Rembrandt aus jüdischen, muhamedanischen, persischen, spanischen, polnischen, schottischen und sonstigen Kleidungsstücken ein Phantasiecostum zu-

sammensetzte, womit er seine biblischen Figuren ausstaffirte. Er vermengt oft wunderlich genug die Trachten und Moden verschiedener Zeiten, Länder und Völker; doch muß man nicht glauben, daß Rembrandt seine Costummotive immer stückweise aus seiner Kunstkammer hergeholt hat; Vieles ist sicher ganz fix und fertig aus der localen Umgebung des Künstlers genommen und naturwahrer, als es auf den ersten Anblick scheint. Bedenkt man, daß zu Rembrandt's Zeiten Amsterdam die Königin der Meere, das nordische Venedig geworden, daß der unaufhörliche Wechsel der ab- und zureisenden Fremden vielleicht an keinem andern Orte in der Welt so stark war als hier, daß die außerordentliche Geschäftigkeit und Betriebsamkeit seiner Einwohner nicht wenig dazu beitrug, die Abwechselung und Lebhaftigkeit der beweglichen Scenen in den Straßen zu erhöhen, und daß das Aufblühen der bürgerlichen und religiösen Freiheit dem öffentlichen Leben der großen Handelsstadt einen bunten, abenteuerlichen Anstrich gab, denkt man sich die vereinigten Wirkungen so vieler mächtigen Ursachen, so wird man sich den überraschenden Anblick des mannichfaltigen Menschengewühls im damaligen Amsterdam vorstellen können, welches auf einen für das Malerische empfänglich gestimmten Künstler den anregendsten Eindruck machen mußte. In dem Stadttheile, welchen Rembrandt bewohnte, in dem sogenannten Judenviertel, sah er täglich Rabbiner, Armenier, Polen, Spanier und Portugiesen in vielfarbiger Mannichfaltigkeit schöner und kostbarer Trachten vorüberziehen, welche ihm das Costum in seinen Bildern so zu sagen aufdrangen. Die Kriegs- und Kauffahrteiflotten brachten aus Java, Japan und

China Kunst- und Luxussachen dieser Länder nach Amsterdam, wo reiche Patrizier und Handelsleute ihre Wohnungen mit ausländischen Seltenheiten und Kostbarkeiten schmückten. Selbst Rembrandt's häusliche Einrichtung war ein treuer Spiegel seiner Zeit: ein buntes Allerlei, von allen Ecken und Enden der Welt zusammengeholt. Unter solchen Umständen darf die Vermischung des Costums in seinen Bildern nicht so außerordentlich befremden; er war in dieser Beziehung naturtreuer, als man gewöhnlich glaubt. Jedenfalls ist seine Art zu costumiren nicht, wie Waagen meint, aus dem Hange von Rembrandt's Phantasie zum Seltsamen und Abenteuerlichen herzuleiten, ebenso wenig als aus seiner Eitelkeit, seine Arbeiten zu unterscheiden, wie andere Schriftsteller behaupten; sie ging vielmehr aus dem Bestreben hervor, der geschichtlichen Wahrheit näher zu kommen und, wie wir jetzt sagen, mehr Localfarbe anzubringen. Alle Biographen Rembrandt's erzählen, daß er oft ganze Tage damit zubrachte, einem Mantel oder Turban den rechten Schick zu geben, und schon diese Erzählung beweist, daß ihm das Costum Gegenstand strengen und gewissenhaften Studiums war. Er bildete sich auf diese Weise für die Behandlung biblischer Gegenstände einen eignen Stil, der mit dem höhern italienischen Kirchenstil nichts gemein hat, aber darum doch ebenso ernst gemeint ist. Die gewöhnliche Art der Auffassung steht allerdings mit der ungewöhnlichen Mannichfaltigkeit des Costums, die sich von den Prachtkleidern des höchsten Luxus bis zu den Prachlumpen des tiefsten Elends, von dem einfachen Schurz der afrikanischen Wilden bis zum reichen Gurt der jüdischen Priester erstreckt, oft in so sonderba-

rem Contrast, daß man beinahe mit einigen neuern Kunstrichtern in Versuchung kommt zu glauben, der Maler habe ernste Gegenstände absichtlich ins Lächerliche ziehen wollen. Aber gewiß war von Rembrandt's Vorstellung nichts entfernter als höhnische Ironie: er meinte die historische Wahrheit treu zu beobachten und nahm daher in solchen Fällen, wo die traditionelle Darstellungsart dem Bibeltexte widersprach, keinen Anstand, sich nach letzterem zu richten. So hat z. B. auf seinem berühmten Bilde von der Predigt Johannis der Täufer nicht das hergebrachte Kreuz und Ziegenfell, sondern ein härenes Gewand und einen ledernen Gürtel um seine Lenden, und wenn seine Apostel durchgängig etwas ordinair und wie Leute von gewöhnlichem Schlage aussehen, so kommt es daher, weil Rembrandt sich genauer an die Heilige Schrift hält, welche die Jünger Christi nicht so imposant und grandios schildert, als sie Raphael gemalt hat.

Eine auffallende Abweichung vom Bibeltext findet man in seinen Darstellungen von der Geburt Christi. In vier verschiedenen Compositionen dieses Gegenstandes, die ich von Rembrandt kenne[62]), sind nie Ochs und Esel, sondern immer zwei Ochsen abgebildet, und es liegt hier offenbar eine Absichtlichkeit zu Grunde, die ich mir um so weniger zu erklären weiß, als sonst bei Rembrandt eine gewisse archäologische Tendenz hervortritt. In der Predigt Johannis steht auf einem Obelisken die Kaiserbüste, welche die Römer bekanntlich in den eroberten Ländern aufzustellen pflegten, mit dem Gesichte nach der Gegend hingewandt, die noch nicht unterworfen war. Einige Araber von den in der Wüste herum-

schwärmenden Stämmen haben sich unter die Zuhörer gemischt und bezeichnen den Ort der Handlung; und daß wir auf dem Wege von Syrien nach Aegypten sind, sagt uns die Mohrenkaravane, die mit ihrem Gepäck, ihren Kameelen, einem Affen und einem Papagei bei dem Berge still hält, wo die Bewohner der Stadt Jerusalem und des ganzen jüdischen Landes und aller Länder am Jordan hinausgegangen waren, um den Prediger in der Wüste zu hören. In dem Kupferstiche, der unter dem Namen des großen Ecce homo bekannt ist, sieht man auf einem hohen Postament vor dem Richthause die Büste des Kaisers Tiberius, welche der Maler dort hingestellt hat, um anzudeuten, daß Christus unter der Regierung dieses Kaisers gerichtet worden, und in dem Gegenstück zu diesem Blatte, in dem sogenannten breiten Ecce homo, bemerkt man an der Façade des Gebäudes, vor welchem Christus ausgestellt ist, die Statuen der Stärke und der Gerechtigkeit, die das römische Richthaus zu Jerusalem bezeichnen sollen.

Bei der Darstellung jüdischer Cultusceremonien scheint Rembrandt den kirchlichen Luxus und die Pracht des jüdischen Tempels, wie sie in der Bibel beschrieben werden, vor Augen gehabt zu haben. Die Priester sind gekleidet wie persische Satrapen oder türkische Muftis; ihre Röcke, Gürtel und Kopfbinden strotzen und blitzen von Sammet und Seide, von Gold und Edelsteinen; Alles daran ist „herrlich und schön“, wie Moses verordnet hatte. Auffallende Verstöße gegen jüdische Kirchengebräuche sind sorgfältig vermieden. Die größten italienischen Meister, ja sogar der wegen seiner treuen Costumbeobachtung so hoch gepriesene Poussin, bewiesen in

diesem Stücke keine solche Genauigkeit und Gelehrsamkeit als Rembrandt; in seinen Darstellungen jüdischer Tempel finden sich nie Statuen, ionische Säulenordnungen u. dergl. angebracht, wol aber reiche Vor- und Umhänge, kostbare Teppiche, goldene Leuchter, Cherubsköpfe, hebräische Inschriften, ägyptische Kreuze mit der ehernen Schlange umwunden, und die zwei berühmten Säulen Jachin und Boas.[63])

Dieses echt jüdische Bestreben, sich an den Buchstaben des Bibeltextes zu binden, nahm jedoch zum Glück Rembrandt's Phantasie nicht so sehr gefangen, daß er drüber alles Andere vergaß. Er that zu und ab, was ihm nicht paßte, und behielt bei allem Streben nach Localfarbe ein Hauptaugenmerk auf das Pittoreske, geleitet von einem richtigen Kunstgefühl, welches ihm sagte, daß es in der Malerei mehr auf poetische, als auf historische Wahrheit ankommt. Auch herrscht diese archäologische Auffassung keineswegs in allen seinen Bildern biblischer Gegenstände, die oft ganz holländisch gedacht und in die örtliche und zeitliche Umgebung des Künstlers hineingezogen sind. Man stößt darin auf ganz ähnliche Naivetäten und Anachronismen, wie in den alten Kirchenbildern. Schon Houbraken erzählt als etwas Ueberaußes, daß der „große Rembrandt" einen Christus bei Martha und Maria gemalt, wo Martha am Kamin sitze und auf holländische Weise in einer lütticher Bratpfanne Kuchen backe. Auch war sonst in Holland von Rembrandt eine Anbetung der Könige berühmt, welche der Künstler vor einen Stall verlegt hat, der mit Stroh und Woerckden'schen Ziegeln gedeckt ist, wovon das Bild den Namen der Strohhütte erhielt. Rembrandt

repräsentirt in dieser Hinsicht die holländische National-tradition in der Kunst und stammt in gerader Linie von Lucas van Leyden ab, in dessen Kupferstichen die wunderlichen Trachten uns ebenso auffallend und selbst oft anstößiger erscheinen, als in Rembrandt's Werken. Rembrandt hatte die alten niederländischen Meister und ihre nahen Geistesverwandten, die Meister der altdeutschen Schule sehr sorgfältig studirt. Man merkt dies besonders in seinen Kupferstichen. Bei dem Tod der Maria schwebte ihm offenbar die Composition desselben Gegenstandes von Martin Schöngauer vor, und in der Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel ist der Christus aus dem Holzschnitte desselben Inhalts in Albrecht Dürer's kleiner Passion entlehnt. Der alte Mann, der in den Drei Kreuzen ohnmächtig hinweggeführt wird, erinnert ganz entschieden an die Hauptgruppe in Pauli Bekehrung, von Lucas van Leyden, dessen Ausstellung Christi auch Rembrandt bei seinem breiten Ecce homo zum Vorbilde genommen hat. Es ließen sich leicht noch mehr Belege dafür aufzählen, daß Rembrandt nicht verschmähte, Motive anderswo herzunehmen, als aus seinem eigensinnigen Kopfe, und hierin gerade so verfuhr wie Raphael, der in seinen Werken Masaccio's Figuren benutzte. Er vereinigte so in seiner Denkungsweise Tradition und eigene Ueberzeugung, Studium alter Meister und Eingebung des neuen Zeitgeistes. Hieraus erklärt sich in seinen Werken die zugleich altväterische und neuerungssüchtige Richtung, welche Fremdes und Einheimisches in sich aufnimmt, aber so, daß das vaterländische Element überwiegend hervortritt und den neuen Charakter seiner

Kunst bestimmt, die in ihrer holländischen Physionomie einen starken Zug von jüdischem oder vielmehr jüdelndem Wesen hat.

Durch diese Verbindung des Holländischen und Hebräischen in seiner Anschauungs- und Darstellungsweise war auch ein Costumgeschmack bedingt, der nach rein malerischen Gesetzen verfahren mußte und die plastischen Principien nicht mehr gelten lassen konnte. Bisher hatte man in der Historienmalerei die Figuren durchgängig drapirt nach gewissen Stilgesetzen, die den Wurf der Gewänder vorschrieben; Rembrandt kleidete seine Figuren nach Grundsätzen malerischer Wirkung, welche den Zuschnitt der Kleider bedingten. Denn obschon nicht mehr unter dem Zwange der Regel und herkömmlicher Satzung, war er darum doch nicht auf bloße Willkür und Phantasie angewiesen, sondern an bestimmte Gesetze des Colorits und Effects gebunden. Die Venetianer verfielen bei einer ähnlichen Art zu malen auch auf eine ähnliche Weise zu costumiren. Nichts ist frappanter als Rembrandt's Aehnlichkeit mit den Venetianern, besonders mit Paul Veronese, in diesem Theile der Kunst, im Reichthume der Stoffe und Prunk der Farben, beides vereint in dem schillernden Glanze von Seide und Sammet. In diesem bunten Reiche der Pracht kann nichts Strenges geduldet werden. Daher der Widerwille gegen die breiten, massenhaften Faltenschläge der römischen und florentinischen Schule, die Vorliebe für die vielfältigen, löcherigen Faltenbrüche, die das Licht auffangen und festhalten. Paul Veronese und Rembrandt unterscheiden sich hierbei nur dadurch, daß jener von venetianischen Edelleuten, dieser von

amsterdamer Bürgersleuten die Modelle zu seinen historischen Bildern hernahm.

Was uns als eine seltsame Verirrung und bizarre Eigenthümlichkeit erscheint, war somit für Rembrandt nicht blos eine moralische Ueberzeugung, sondern auch gewissermaßen eine materielle Nothwendigkeit. Der Maler Dietrich, einer der glücklichsten Nachahmer Rembrandt's, äußerte hierüber gegen Hagedorn: „Wenn man ein Bild in Rembrandt's Manier anordnen und beleuchten will, muß man auch seine Art, die Figuren zu bekleiden und aufzuputzen, annehmen; sonst hätte das Werk nicht die Würze, die es schmackhaft macht.“ Diese Aeußerung ist höchst treffend und belehrend über den in Rede stehenden Punkt, zumal da man sich auf einen so tüchtigen Maler wie Dietrich vollkommen verlassen kann, wenn er aus eigener Erfahrung sein Urtheil herholt. Hagedorn ist natürlich mit diesem Urtheil nicht einverstanden und meint: wenn Rembrandt zu seinem Colorit auch die andern Theile der Malerei studirt hätte wie Poussin, so würde er umsomehr zu bewundern sein. Aber abgesehen davon, daß Poussin im Costum sich die ärgsten Schnitzer zu Schulden kommen läßt und seine biblischen Figuren auf eine Art drapirt, die mehr an griechische als an orientalische Sitten erinnert, ist Rembrandt's Manier für den strengen historischen Stil viel zu malerisch. Seine Gewänder können allerdings nicht zum Muster im Faltenschlage dienen, aber zur Wirkung durch das Spiel der Farben und der Beleuchtung sind sie zweckgemäß und wahr. Bei Rembrandt ist diese Art der Gewandung am wenigsten verletzend, weil sie zu der orientalischen Kleiderpracht paßt, die eine charakteristische

Eigenthümlichkeit seines Stils ist, welchen man eben nicht für den einfachsten und erhabensten ausgeben kann. Auch die Wahl seiner Formen steht mit seiner Farbengebung im genauesten Verhältniß. Wäre er in einigen Stücken gewählter und correcter gewesen, so hätten seine Werke nicht die Vollkommenheit des Ensembles, die Einheit des Gusses und die Eigenschaft des Genies, aller Mängel ungeachtet in hohem Gerede zu fesseln und die Bewunderung gleichsam aufzudringen. Rembrandt muß das Eigenthümliche seiner Anlagen tief gefühlt und deutlich gekannt haben, da er sich durch keine Anfechtungen zur Rechten und Linken von seiner Art zu malen abbringen ließ, und dieser lebendigen Ueberzeugung ist die Originalität seines Stils zuzuschreiben, wodurch er, wie man wol sagen kann, die Grenzen seiner Kunst erweitert hat.

Man kann sich vorstellen, daß diese neue Art von Verarbeitung traditioneller Stoffe zu Rembrandt's Zeiten ebenso wenig ungerügt geblieben ist, als sie in unsern Tagen noch allgemein selbst von den unbefangensten Kritikern scharf getadelt wird. Wir haben absichtlich länger dabei verweilt, weil vor allem dieser Stein des Anstoßes wenn auch nicht aus dem Wege geräumt, wenigstens in ein anderes Licht gestellt werden mußte, um in das Wesen des Künstlers und zugleich noch auf manches Charakteristische in seiner Auffassungsweise näher eingehen zu können. Wenn man, wie nicht mehr als billig ist, Rembrandt's Denkungsart in ihrer von Zeit und Umständen bestimmten und bedingten Eigenthümlichkeit gelten läßt oder sich auch nur klare Rechenschaft davon gibt, und dabei die schöne Natur, das Ideal, den

Kirchenstil, die Antike, das Costum und wie der ästhetische Regelnkram weiter heißt, aus dem Kopfe schlagen kann, so wird man in Rembrandt's Werken ungetrübten Genuß und ungewöhnliche Belehrung finden. Wer ist aber der ästhetische Moses, der den Bürgern eines so freien Staates wie die Republik der Künste und Wissenschaften, schwache und dürftige Satzungen vorschreiben darf? die da sagen: Du sollt das nicht angreifen, Du sollt das nicht kosten, Du sollt das nicht anrühren. In der Natur ist manches unrein und gemein für einen Nachahmer — auch alles was nützlich ist, laßt euch nicht gelüsten! Es gibt ja nur so wenige Feuer, die aus eigenen Kohlen leuchten; was ist daher vernünftiger, als sie sich gefallen zu lassen wie sie sind und sich daran zu wärmen?

Von allen niederländischen Malern, vielleicht sogar von allen, die je gemalt haben, hat Rembrandt die meiste Deutlichkeit und Lebendigkeit in der Composition. Niemand versteht besser als er die Personen eines Bildes zu vertheilen und in Scene zu setzen; Alles ist am gehörigen Platze, Alles lebt und unterstützt in seiner Art die Entwickelung einer gemeinschaftlichen Handlung. Keine Figur, die nicht individuell charakterisirt, keine deren persönliche Gehabung und specielle Beziehung zum Ganzen nicht auf den ersten Blick verständlich ist. „Ueberall Drama, überall der Natur abgelauschtes Leben, und dabei eine Originalität des Gedankens und eine Bestimmtheit der Behandlung, die Rembrandt zu einem aparten Meister machen. Alles concentrirt sich auf die Darstellung des prägnanten Moments, auf das unmittelbare Hineinversetzen des Beschauers in den Mittelpunkt der Handlung.

Semper ad eventum festinat, et in medias res,
Non secus ac notas, auditorem rapit, et quae
Desperat tractata nitescere posse, relinquit.

So schreibt der Dichter, der für die Ewigkeit schreibt; so malt der Meister, der für die Ewigkeit malt. Er weiß Schönheiten, Vortheile aufzuopfern; durch seine Nachlässigkeiten, Fehler, Schwachheiten gewinnt er, wie Homer durch den Schlummer seiner Muse.

Man rühmt mit Recht stets Rembrandt's Helldunkel, läßt aber mit Unrecht hauptsächlich die Güte seiner Malerei darin bestehen. Einfalt und Bestimmtheit des Ausdrucks, Tiefe und Wahrheit der Empfindung, Zusammenhang und Deutlichkeit der Anordnung sind bei ihm ebenso viel werth als seine wundersamen Licht- und Schattenspiele. Seine Meisterschaft, die malerischen Wirkungen des Lichts und Schattens hervorzubringen, ist nicht bewundernswürdiger als seine Kunst, in allen Situationen den wirksamsten Moment zu ergreifen und allen Aufgaben die eigenthümlichste Seite abzugewinnen. Gegenstände, die durch die vielfältigste Behandlung verbraucht und erschöpft schienen, erhalten in seinen Compositionen neues Interesse durch Originalgedanken, die dabei zu Grunde gelegt sind. Ein frappantes Beispiel davon ist sein Kupferstich von der Verheißung Isaak's. Fast bei allen Meistern, die diesen Gegenstand behandelt haben, sehen wir dargestellt, wie Abraham, auf den Knien oder zur Erde gebückt, aus dem Munde der drei Engel die Verkündigung eines künftigen Erben anhört in Gegenwart von Sarah, die entweder hinter ihrem Manne oder unter der Thür, aber immer den Engeln gegenüber steht. Rembrandt hat den Vorgang weit rich-

tiger und treffender, dabei so schriftgemäß und eigenthümlich dargestellt, daß Bartsch und alle anderen Schriftsteller, die von diesem Blatte gesprochen, es zwar richtig benannt, aber ganz verkehrt beschrieben haben, weil sie die originelle Auffassung des Gegenstandes ganz übersehen. Wir werden hier wie gewöhnlich bei Rembrandt in die richtige Mitte der Handlung hineingeführt, nämlich in den Moment, wo die Himmelsboten sich die Mahlzeit schmecken lassen, welche Abraham ihnen angeboten und angerichtet hatte. Sie sitzen an der Thür seiner Hütte bei Tisch; vor ihnen steht der Patriarch mit einem Krug in der Hand und bedient seine Gäste, wovon nur zwei als Engel, d. h. mit Flügeln vorgestellt sind. Der dritte, der in der Mitte sitzt, ist ein ehrwürdiger Greis mit langem Bart, in Turban und Mantel; in seiner rechten Hand hält er eine Schale, als ob er trinken wollte. In allen Beschreibungen wird diese Figur für Abraham ausgegeben — ein unbegreiflicher Irrthum; denn zuverlässig ist damit der Herr vorgestellt, der dem Abraham im Hain Mamre erschien; er ist die Hauptfigur in dem Bilde und der älteste von den „drei Männern", die Abraham vor sich stehen sah, als er seine Augen aufhob. Rembrandt hat sich strenge an den Schrifttext gehalten: die zwei Engel, die den Herrn begleiten, sind bärtige Männer, und offenbar ist hier der Augenblick vergegenwärtigt, wo der Herr, nachdem Abraham die Trinkschale gefüllt, den Patriarchen fragt: Wo ist dein Weib Sarah? und auf die Antwort: Drinnen in der Hütte, dem hundertjährigen Greise die Verheißung bestätigt, daß er durch seine hochbetagte Gattin einen Sohn erhalten werde. Sarah steht hinter

der halb offenen Hausthür, welcher die Gäste den Rücken drehen, und lächelt über die Worte des Herrn, die sie lauschend mit angehört hat. Im Mittelgrunde, hinter dem Tisch, an welchem die Himmelsboten sitzen, ist ein Knabe, der sich über eine Mauer hinüberlehnt; er zieht nicht, wie die Beschreibungen sagen, Wasser aus dem Brunnen, sondern schießt mit einem Flitzbogen nach den Vögeln in den Bäumen, welche im Hintergrunde den Hain Mamre andeuten. Rembrandt hat mit diesem Knaben unstreitig den Ismael gemeint und ihm absichtlich einen Flitzbogen als Spielzeug in die Hand gegeben, um die Anlagen hervorzuheben, welche der Knabe später in der Wüste entwickelte, wo er, wie die Schrift meldet, „ein guter Schütze wurde."

Von obigem Gesichtspunkte aufgefaßt und gedeutet, ist Rembrandt's Composition an Tiefsinn und Originalität allen Darstellungen desselben Gegenstandes weit überlegen. Den gleichen Vorzug hat sein Gemälde des barmherzigen Samariters (im Louvre), welches mit Recht für eines seiner gelungensten Werke gilt. Dieser Gegenstand ist von Paul Veronese, Tintoretto und vielen andern Meistern behandelt worden, die alle den Augenblick gewählt haben, wo der Samariter zu dem halb todt am Wege liegen gelassenen Beraubten hingeht und ihm die Wunden verbindet. Rembrandt hat den Samariter vorgestellt, wie er mit dem Verwundeten vor der Herberge ankömmt, und damit so recht in die volle Mitte der Geschichte hineingegriffen. Diese zweite Handlung erinnert an die vorhergehende und deutet zugleich die neuen Maßregeln an, welche den Erfolg und Ausgang der ersten That sichern sollen.

Wir übersehen hier den ganzen Verlauf des Werkes der Barmherzigkeit von Anfang bis zu Ende. Es ist ein seltenes Glück und immer ein sicheres Zeichen ungewöhnlichen Talents, wenn man aus einer Handlung einen Moment zu wählen hat und die Wahl so trifft, daß man den Beschauer hineinversetzt in das was vorgeht, und dabei an das was vorhergegangen, erinnert, und das was nachfolgen wird, voraussehen läßt, wie in diesem Bilde der Fall ist. Der barmherzige Samariter steht vor der Hausthür und sieht sich um nach dem Verwundeten, der eben vom Pferde heruntergehoben worden: er hat die Börse in der Hand und braucht nicht zu sprechen; wer ihn sieht, weiß, daß er Alles bezahlt. Der Knabe, der die Füße des Verwundeten hält, wendet, bestürzt über den blutigen Mann, wie er nie einen gesehen, das Gesicht weg; der Stallknecht hingegen sieht den halb todt Geschlagenen mitleidig an und hält ihm vorsichtig den Kopf gerade; er ist in Hemdärmeln und herunterhängenden Strümpfen herbeigelaufen und denkt an nichts als an den Unglücklichen, den er trägt. Das Pferd, welches den Verwundeten gebracht hat, bückt sich so gelassen und gutwillig nieder auf die Erde, daß es beinahe aussieht, als hätte es ein Bewußtsein von dem Dienst, den es geleistet, und von dem Antheil, den ihm sein Herr bei der guten That aufgebürdet. Hinter dem Pferde richtet sich ein Knabe auf den Zehenspitzen in die Höhe, um besser zu sehen was vorgeht und wie der Kranke weggetragen wird, der seinen verbundenen Kopf in den Pelzüberrock des Samariters eingewickelt hat, und welchem die zugleich schmerzlichen und dankbaren Empfindungen anzusehen sind. Der Ausdruck in Köpfen und

Geberden ist vollkommen sprechend, und auch der Zug sehr treffend, daß bei der Ankunft des Fremden einige Leute im Gasthofe die Köpfe neugierig zum Fenster hinausstecken; sie bleiben aber im Schatten und Zwielicht, wie die Wirthin, die blos in der Thür sichtbar wird, um die Gastlichkeit des Hauses zu verbürgen. Auch die Pferde, die in wollene Decken eingehüllt sind, bezeugen hinlänglich, daß selbst das Vieh in diesem Hause gut gehalten wird. Ihr Tagewerk ist vollbracht, und sie kommen eben vom Felde zurück; denn es fängt an zu dämmern, und eine warme Abendglut leuchtet vom Himmel. Das Colorit ist im Gesammtton wie gewöhnlich etwas braun, aber für die Kraft, Harmonie und Durchsichtigkeit der Localtöne ebenso bewundernswürdig als die Composition. Alle Personen, die an dem Auftritte Theil nehmen, sind sich dessen nicht bewußt; aber der große Künstler vereinigt alle Umstände, die ihn unvergeßlich machen, er hat gerade den Moment erfaßt, wo alle Mitspielende sich am schönsten, am interessantesten darstellen, weil sie sich selbst vergessen und in die Scene hineingerissen sind. Dieses Werk ist keine Rhapsodie, sondern ein vollständiges Formular der barmherzigen That des Samariters, da es sowol die unmittelbare Wirkung für den Verwundeten, als den mittelbaren Einfluß auf alle Mitbetheiligten ausdrückt. Wir haben hier die genaueste, richtigste, deutlichste und lebendigste Einsicht guter Handlungen, gleichsam eine Schule der Nächstenliebe. [64])

Rembrandt hat zu diesem Bilde ein Seitenstück geliefert, welches man die Schule der Gottesfurcht nennen könnte: ich meine den Abschied des Engels Ra-

phael von der Familie des Tobias. Dieser Gegenstand eignete sich ganz besonders für Rembrandt's außerordentliches Talent, feine Schattirungen von Gemüthsaffecten auszudrücken, und ist von ihm zu einem bewundernswürdigen Meisterwerke verarbeitet. Der strahlende Engel hat sich eben in die Luft geschwungen und nimmt seinen Flug nach der Heimat durch Wolkenwirbel und Lichtströme hindurch; vor seinem Verschwinden sieht er sich noch einmal nach seinen Gästen um, die aus dem Hause herausgetreten und bei dem Anblick der himmlischen Erscheinung, je nach Alter und Charakter, von verschiedenen Gefühlen bewegt sind. Der alte Tobias demüthigt sich knieend vor Gottes Allmacht; er bückt den Kopf zur Erde und drückt die gefalteten Hände in den Staub; seine Haltung und Geberde sprechen die Unterwürfigkeit, Gerührtheit und Innigkeit eines frommen Herzens aus. Der junge Tobias neben ihm, ein Knie auf der Erde, blickt mit aufgehobenen Händen nach dem entschwebenden Engel und ist zugleich von ehrfurchtsvollem Dank und Erstaunen gerührt. Die beiden Frauen sind vor der Hausthür geblieben. Die altersschwache Sarah kann die heftige Gemüthsbewegung, welche sie erschüttert, nicht mehr vertragen; sie zittert, läßt ihre Krücke fallen und sinkt ohnmächtig zusammen. Die junge Sarah, die Hände auf der Brust, richtet, wie ihr Mann, den Kopf in die Höhe und betrachtet mit ehrerbietig staunenden und dankbaren Blicken den wegfliegenden Engel, während der alte Tobias und seine Frau in ihrer Demuth den Himmelsboten nicht anzuschauen wagen und die Augen niederschlagen. Auch hier läßt Rembrandt, wie gewöhnlich, die bei patriarchalischen Sitten zur Familie gehörigen

Hausthiere an der Handlung und Stimmung der dargestellten Personen Theil nehmen. Der Pudel sieht ebenso verwundert wie sein junger Herr nach dem Engel, den er von der Reise her kennt, und drückt sich mit geknickten Vorderbeinen an die Sarah; er scheint mehr als hündische Empfindungen zu haben und wie der alte Tobias auf die Knie fallen zu wollen. Der Reichthum des Colorits ist ebenso groß als die Wärme, Wahrheit und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks. Das Unterkleid des lichtumflossenen Engels ist schneeweiß, und sein Gewand von grünem Brocat mit Goldstickerei; seine bunten Fittige funkeln wie mit Edelsteinen übersäet und seine hellblonden Haare leuchten mit feurigem Scheine. Alle Schwierigkeiten, welche die Nachahmung einer menschlichen Figur in einer ihrer Natur so widerstrebenden Haltung darbietet, sind hier beseitigt: der Engel ist ebenso edel, als leicht und anmuthig bewegt und von zauberischer Wirkung. In der schönen natürlichen Weise, wie er die breiten Flügel schwingt und wie er himmelwärts fliegt, kann dieser Engel allen ähnlichen Darstellungen zum Muster dienen, und der strahlende Lichtglanz seines Wesens wird gehoben durch den Gegensatz des dicken Qualms, der unter den Füßen des Gottgesandten von der Erde heraufdampft in durcheinander quirlenden Rauchwirbeln, die ihn sofort in ihre Wolkenschatten einhüllen und den Blicken unsichtbar machen werden. Aus dieser Schattenmasse sprüht das himmlische Licht und fällt auf die Gruppe, die vor dem Hause Augenzeuge und Gegenstand des Wunders ist. Kopf, Schultern und Hände des Greises, als der Hauptperson, sind hell davon beschienen; die Gestalten des jungen

Tobias, seiner Frau und seiner Mutter empfangen ein minder glühendes und künstlich abgedämpftes Licht; kräftige Schatten und breite Halbtöne auf die Gewänder hingeworfen, deren Farben durchgängig braun gehalten sind, lassen die belebten und beseelten Theile um so stärker hervortreten. Der Engel beherrscht und erwärmt durch den leuchtenden Glanz seines Colorits die ganze Composition und verbreitet darüber eine feierliche Stimmung. Alles offenbart auf den ersten Blick die Welt des religiösen Gefühls, die Welt der hebräischen Lob- und Dankpsalmen, der altjüdischen Demuth und Gottesfurcht, die hier tief nachempfunden und aufs klarste herausgestellt sind von einem Maler, der nie daran gedacht hatte, nach Rom, geschweige denn nach Jerusalem zu pilgern.[65])

Rembrandt versteigt sich hier, wie in andern Bildern alttestamentarischen Inhalts, höher und geht in seinen Gegenstand tiefer ein als die italienischen Maler, die sich weniger um das Judenthum als um das Heidenthum bekümmerten. Wie rührend einfach und echt patriarchalisch ist die Scene, wo J a k o b d i e S ö h n e J o s e p h ' s segnet, in dem schönen Bilde gegeben, welches eine der kostbarsten Zierden der kurfürstlichen Galerie zu Kassel ist und allein hinreichen würde, seinem Urheber einen hohen Rang unter den größten Malern zu sichern. Ueberaus glücklich hat Rembrandt zur Darstellung den Moment gewählt, wo Joseph, als er bemerkt, daß Jakob seine rechte Hand auf den Kopf Ephraim's und seine linke auf den Kopf Manasse's legt, seines Vaters rechte Hand faßt und sagt: „Nicht so, mein Vater, dieser (Manasse nämlich) ist der Erstgeborene, lege

deine rechte Hand auf sein Haupt.“ Die Behutsamkeit, Vorsicht, Pietät und Ehrerbietigkeit, mit der Joseph die Hand seines Vaters faßt und von Ephraim's Haupt auf Manasse's Haupt hinzuwenden sucht, ist unbeschreiblich. Mit großer Kunst und feinem Gefühl hat der Maler jedem der beiden Kinder einen verschiedenen Ausdruck gegeben. Ephraim, die Hände auf der Brust gekreuzt, empfängt andächtig, aber mit der Naivetät seines Alters den Segen des Großvaters; sein Köpfchen ist von eigenthümlicher Anmuth; lange Lockenhaare ringeln auf seine Schultern herab, und seine kindlich fromme Geberde, seine ehrfurchtsvoll gesenkten Augen fesseln die Aufmerksamkeit und scheinen den Vorzug zu rechtfertigen, welchen der Großvater ihm angedeihen läßt auf Kosten Manasse's, der munterer und zerstreuter aussieht. Ebenso treffend als sinnig ist der Zug, daß Rembrandt bei dieser Familienscene auch die Mutter der Kinder zugegen sein läßt, welche mit innigster Rührung die Handlung betrachtet. Diese Gestalt ist von der ergreifendsten Wahrheit; sie erhöhet zugleich das Interesse und die Deutlichkeit des Vorganges, und steigert wesentlich die süße Wehmuth, welche die patriarchalische Familienscene einflößt. Dieses herrliche Gemälde liefert den sprechendsten Beweis, daß die gemüthvolle Auffassung und treffende Darstellung der Charaktere die höchste Bedingung der Kunst ist. Keine dramatische Situation oder Handlung beschäftigt hier das Auge, denn der Gegenstand hat nur moralisches Interesse; aber der Ausdruck tiefer Seelenstimmungen zieht den Beschauer mit unwiderstehlichem Reize an, und gern vergißt man die Costumanachronismen und die nicht sehr sorgsame Beendigung über der

sanften Harmonie, die in dem Ganzen waltet und die geistreich angedeuteten Formen hinlänglich scharf und bestimmt hervortreten läßt.

Ueberhaupt ist Rembrandt in der Auffassung biblischer Gegenstände inniger und humaner als die italienischen Maler, die von katholischen Gesinnungen und Meinungen geleitet wurden. Als Protestant verband Rembrandt mit seinem Christenthum mehr allgemein menschliche Gefühle und Ansichten, und ließ sich ebenso angelegen sein, die Bibel in das bürgerliche Privat- und Familienleben hineinzuziehen, als Raphael die katholische Glaubenslehre in das Staats- und Kirchenleben zu verpflanzen gesucht hatte. Man kann im Allgemeinen den italienischen Malern nachsagen, daß sie die Heiligkeit der Schrift verweltlicht, die ungebundene Rede des Originals in die geregelte Form der Epopöen und Tragödien, Sonette und Canzonen zierlich übersetzt, aber größtentheils über- oder wenigstens verfeinert haben, und daß die Geheimnisse morgenländischer Weisheit auf ihrem Grund und Boden zu romantischen Dichtungen umgeartet sind. Rembrandt hingegen übertrug den Urtext der Heiligen Schrift in schlichte holländische Prosa, und die Wunder des Orients gestalteten sich in seiner Vor- und Darstellung zu wirklichen Localbegebenheiten und wahren Geschichten. Er faßt die biblische Historienmalerei in dramatischem Sinne. Ohne ihr den heiligen Charakter zu benehmen, mischt er das menschliche Element hinein und ist, wenn nicht römisch oder florentinisch, doch pathetisch. Er steht zwar bei seinen Leistungen weder auf der Stufe des Epos, noch auf der Stufe der Tragödie; aber bürgerliche Dramen und Volksgeschichten hat er ge-

deine rechte Hand auf sein Haupt.“ Die Behutsamkeit, Vorsicht, Pietät und Ehrerbietigkeit, mit der Joseph die Hand seines Vaters faßt und von Ephraim's Haupt auf Manasse's Haupt hinzuwenden sucht, ist unbeschreiblich. Mit großer Kunst und feinem Gefühl hat der Maler jedem der beiden Kinder einen verschiedenen Ausdruck gegeben. Ephraim, die Hände auf der Brust gekreuzt, empfängt andächtig, aber mit der Naivetät seines Alters den Segen des Großvaters; sein Köpfchen ist von eigenthümlicher Anmuth; lange Lockenhaare ringeln auf seine Schultern herab, und seine kindlich fromme Geberde, seine ehrfurchtsvoll gesenkten Augen fesseln die Aufmerksamkeit und scheinen den Vorzug zu rechtfertigen, welchen der Großvater ihm angedeihen läßt auf Kosten Manasse's, der munterer und zerstreuter aussieht. Ebenso treffend als sinnig ist der Zug, daß Rembrandt bei dieser Familienscene auch die Mutter der Kinder zugegen sein läßt, welche mit innigster Rührung die Handlung betrachtet. Diese Gestalt ist von der ergreifendsten Wahrheit; sie erhöhet zugleich das Interesse und die Deutlichkeit des Vorganges, und steigert wesentlich die süße Wehmuth, welche die patriarchalische Familienscene einflößt. Dieses herrliche Gemälde liefert den sprechendsten Beweis, daß die gemüthvolle Auffassung und treffende Darstellung der Charaktere die höchste Bedingung der Kunst ist. Keine dramatische Situation oder Handlung beschäftigt hier das Auge, denn der Gegenstand hat nur moralisches Interesse; aber der Ausdruck tiefer Seelenstimmungen zieht den Beschauer mit unwiderstehlichem Reize an, und gern vergißt man die Costumanachronismen und die nicht sehr sorgsame Beendigung über der

sanften Harmonie, die in dem Ganzen waltet und die geistreich angedeuteten Formen hinlänglich scharf und bestimmt hervortreten läßt.

Ueberhaupt ist Rembrandt in der Auffassung biblischer Gegenstände inniger und humaner als die italienischen Maler, die von katholischen Gesinnungen und Meinungen geleitet wurden. Als Protestant verband Rembrandt mit seinem Christenthum mehr allgemein menschliche Gefühle und Ansichten, und ließ sich ebenso angelegen sein, die Bibel in das bürgerliche Privat- und Familienleben hineinzuziehen, als Raphael die katholische Glaubenslehre in das Staats- und Kirchenleben zu verpflanzen gesucht hatte. Man kann im Allgemeinen den italienischen Malern nachsagen, daß sie die Heiligkeit der Schrift verweltlicht, die ungebundene Rede des Originals in die geregelte Form der Epopöen und Tragödien, Sonette und Canzonen zierlich übersetzt, aber größtentheils über- oder wenigstens verfeinert haben, und daß die Geheimnisse morgenländischer Weisheit auf ihrem Grund und Boden zu romantischen Dichtungen umgeartet sind. Rembrandt hingegen übertrug den Urtext der Heiligen Schrift in schlichte holländische Prosa, und die Wunder des Orients gestalteten sich in seiner Vor- und Darstellung zu wirklichen Localbegebenheiten und wahren Geschichten. Er faßt die biblische Historienmalerei in dramatischem Sinne. Ohne ihr den heiligen Charakter zu benehmen, mischt er das menschliche Element hinein und ist, wenn nicht römisch oder florentinisch, doch pathetisch. Er steht zwar bei seinen Leistungen weder auf der Stufe des Epos, noch auf der Stufe der Tragödie; aber bürgerliche Dramen und Volksgeschichten hat er ge-

liefert im Geiste eines großen Prosaikers; Seelengemälde, in dieser Gattung nicht minder kunstvoll und verdienstlich, als irgend eines in jener höheren. Die Natur in ihren Leidenschaften und deren Wechselwirkung ist in seinen Bildern auf das Feinste belauscht und mit der treffendsten Wahrheit wiedergegeben, jede Figur voll regen, auf das Ganze bezüglichen Lebens, wodurch denn auch besser und echter, als durch mechanisch abgemessenes Gruppiren und Vertheilen, die künstlerisch gefoderte Einheit sich herausstellt: ein Verdienst, das häufig sehr berühmten Gemälden abgeht. Wenn die Bilder italienischer Meister dadurch, daß sie alle negativen Tugenden, die man an einem Kunstwerke rühmt: Schönheit, strenge Regelmäßigkeit, feine Auswahl, Glätte, Eleganz, selbst Hoheit, Beredtheit und Glanz vereinigen, in hohem Grade anziehen, so verlieren darum Rembrandt's Gemälde nicht ihren Reiz, weil sie Gefühl, Wahrheit, Tiefe, Individualität, Naivetät, Natur, kurz alle positiven Vorzüge haben, die freilich von orthodoxen Kritikern minder beachtet oder gar als Mangel an Geschmack und Schicklichkeit gerügt werden.

Wie abgeneigt man aber auch den Bildern Rembrandt's sein mag, so rechtfertigen sich doch die Urtheile nicht, die man so allgemein über diesen Künstler vernimmt; denn es gilt fast unbestritten, daß seine Auffassung grotesk, grobsinnlich und geschmacklos, nur in Darstellung von Scenen aus dem Volksleben zu dulden und in historischen Sujets nicht auszustehen sei; daß sein Hauptendzweck immer Gaukelei und Effect, Licht- und Schattenspiel gewesen, womit er die Augen der Ungebildeten geblendet und ihre Herzen erobert habe; daß sein Stil,

seine Manier, die Sprache, worin er seine Ideen ausdrückt, ein ekler Mischmasch von seltsamen Wörtern und Redensarten, die aus sehr verschiedenen Volksdialekten hergeholt und auf eine höchst lächerliche Art batavisirt und überdem mit einer Menge von Hebraismen gespickt und gewürzt seien; kurz, daß Rembrandt weder Kunst noch Wissenschaft in höherem Sinne besitze. Gewöhnlich haben diese Urtheile ihre Quelle in einseitigen Vergleichen mit der italienischen Kunst. Wir müssen nur, um ihn gehörig zu schätzen, den Geist seines Zeitalters und die ungünstigen Verhältnisse, unter denen er auftrat, in Anschlag bringen. Um dieses besser zu beurtheilen, werfe man einen Blick auf die ihm vorhergehende holländische Schule.

Hier herrschte in allen Theilen der Malerei ein falscher von dem Wesen der Kunst und der Natur abweichender Geschmack. Man erfand witzige Allegorien, die Niemand verstehen konnte, häufte eine Menge von Figuren ohne Zweck, Ausdruck und Ordnung auf einander, zeichnete verdrehete Stellungen, bedeutungslose Mienen, und kannte nichts Höheres als manierirte Nachahmung der Italiener, besonders der Florentiner, nachdem Lucas van Leyden aus der Mode gekommen war. Diesen Stil wird man bei Spranger, van Mander, Goltzius, Abraham Bloemaart u. s. w. mehr oder weniger finden. Selbst die Stücke von Pieter Lastman, dem Lehrer Rembrandt's, obschon in manchen Theilen naturwahrer, schlagen doch noch vielfach in die Schule von Kornelis Korneliß, woraus er hervorgegangen.

Rembrandt, vermuthlich von seinem Lehrer angeregt und von eigenem Hange getrieben, fühlte die Nothwen-

digkeit, sich der Natur mehr zu nähern. Aber der Uebergang von Affectation und Convenienz zur Natur und Wahrheit ist mit vielen Gefahren verbunden. Selten macht man sich von seinen früheren Fesseln völlig frei, und sehr häufig fällt man, um recht natürlich zu sein, ins Gemeine.

Was diese Gefahr für Rembrandt verminderte, war der Umstand, daß gerade, wie er zu seiner weiteren Ausbildung nach Amsterdam kam, sein Lehrer Pieter Lastman daselbst die Manier Elzheimer's aus Rom mitgebracht und in seine Schule eingeführt hatte. Man kann sich denken, welchen Eindruck diese malerische Auffassung und Effectuirung auf einen jungen Mann von Genie machen mußte, der in seinem Widerwillen gegen das Conventionelle sich der Wahrheit und Naturtreue nähern wollte. Rembrandt hat wirklich eine Zeit lang ganz in diesem Stile gearbeitet, wie manche Bilder seiner ersten Manier, und besonders mehre Radirungen beweisen, die ganz wie Elzheimerische Nachtstücke gehalten sind.

Es scheint uns, wie gesagt, eine irrige Annahme, daß Rembrandt durch Bilder von Honthorst auf die Manier des Caravaggio gerathen und überhaupt ein Naturalist wie dieser gewesen sei. Freilich, wenn wir Rembrandt mit der Antike, mit Raphael's überirdischer Schönheit, oder mit den späteren Idealisten vergleichen, so können wir ihn Naturalist nennen; allein mit Caravaggio und seinen Nachfolgern hat er deshalb noch nichts gemein. Weil diese ihre Formen, im Gegensatze gegen die antikischen oder idealischen Formen der Caracci und ihrer Schüler, aus der gemeinen Natur genommen und mit sklavischer Genauigkeit nachcopirt haben, hat man

die Einen Idealisten und die Andern Naturalisten genannt; übrigens aber ist die gepreßte, grimmige Stimmung der Naturalisten ebenso wenig natürlich als das zerflossene, süßliche Wesen der Idealisten. Von jener gewaltsamen, revolutionnairen Auffassung des Caravaggio ist denn doch in der zwar derben, aber durchaus nicht herben Welt des Rembrandt keine Spur, und es bleibt also nur die negative Aehnlichkeit, daß beide sich nicht gerade an die Antike und die akademischen Schönheitsgrundsätze gehalten, und daß auch Rembrandt Formen gegeben, die nicht edel und fein gewählt erscheinen. Sonst welch ein durchgängiger Unterschied, ja welch ein Gegensatz der Behandlung, der Sinnesart und natürlich auch der Wirkung! Caravaggio's Manier ist Effectmanier, die nur Bravour zeigen will. Es klingt in seinen Werken nichts Herzliches, nichts treu Mitfühlendes an, und es ist mehr nur die materielle Erscheinung, die mit wilder Kraft erfaßt ist. Vielleicht dürften auch Andere mit uns die Erfahrung gemacht haben, daß die Bilder Caravaggio's nicht in dem Maße gewinnen, als man sie länger und näher kennen lernt; ja, der erste Eindruck möchte leicht der stärkste sein. Rembrandt hingegen wird bei längerem und vertrauterem Umgange immer lieber und fesselt immer stärker. Caravaggio versteht den Figuren, die er darstellt, den Ausdruck einer bewegten Gemüthsstimmung zu geben; aber er faßt meist nur die gröberen und größeren Züge der Leidenschaften, die freilich außerordentlichen Effect machen, aber nicht die Stille und Mäßigung haben, noch sie geben können, während Rembrandt die heftigen Affecte und die feineren Seelenbewegungen mit einer Kunst auszudrücken weiß, welche

nachhaltige Wirkung hervorbringt und dem Herzen sanftere Empfindungen zuführt. Auch ist das verdächtige Lazzaroni- und Banditenvolk, welches in Caravaggio's Bildern sein Wesen treibt, entschieden häßlicher und unheimlicher, als die gemischte Gesellschaft von Christen und Juden, die sich in Rembrandt's Gemälden herumtummelt. Kugler meint zwar, daß Rembrandt in seiner demagogischen Verachtung alles Höheren nie etwas Anderes zur Anschauung bringen wollte, als was er um sich sah, und mit wahrer Ironie unter den ihn umgebenden gemeinen Volksclassen die Helden seiner biblischen oder historischen Dramen auswählte; aber ein nur einigermaßen unbefangener Blick auf seine Werke zeigt die Unhaltbarkeit dieser Meinung. Rembrandt ist bei Behandlung biblischer Stoffe allerdings nicht aus der Sphäre des Genremalers herausgetreten; aber wir finden in seinen biblischen Conversationsstücken, wenn auch keine Würde und Hoheit der Charaktere und Haltung, doch alle Tiefe und Wärme des Gefühls, alle Wahrheit und Naivetät des Ausdrucks, mithin die Haupterfodernisse der höheren Kunst. Viele seiner Ideen sind wirklich ebenso originell als rührend, und zuweilen hat er sogar Motive, die — ich habe es schon lange gedacht, hätte mir aber nicht getraut es auszusprechen ohne Waagen's Autorität — „an Innigkeit und Adel eines Raphael's würdig sind." Ueberall und immer ist in seinen Werken Natur; nie und nirgends eine Anstalt, eine Prätension, auch nicht die Prätension der Einfachheit; sondern es ist wahre Natur, mit treuem Auge angeschaut, mit aufrichtigem Herzen gefühlt und mit ehrlicher Hand baar hingelegt.

Wer kennt nicht das berühmte Hundertgulden-blatt? Die heilende Wunderkraft, welche die evangelische Geschichte dem Christus zuschreibt, bildet den Inhalt dieses Blattes, welches mit Recht für das bedeutendste des ganzen Rembrandt'schen Kupferstichwerkes angesehen wird. Es stellt eine verfallene Burg- oder Klosterhalle vor, wo sich wie in einem Spital eine Schar Nothleidender drängt: Blinde, Lahme, Gichtbrüchige, Krüppel, Preßhafte und Kranke jeder Art, jedes Alters und Geschlechts, — ein jämmerlicher, trostloser Anblick, von welchem Der sich ungefähr einen Begriff machen kann, welcher in der jüngsten Apostelzeit das wandernde Lazareth vor der Wohnung des Wunderfürsten Hohenlohe in Würzburg gesehen hat. Diese Erinnerung tauchte lebhaft in mir auf, als ich zum ersten Mal einen Abdruck des Hundertguldenblattes von Rembrandt sah. Ein Unterschied bleibt aber immer: das Schauspiel des Hohenlohe'schen Jammers war nur widrig und empörend; das Bild des Rembrandt'schen Elends hat etwas Anziehendes und ist reich an Poesie. In der Mitte, etwas erhöhet, steht Christus, das Haupt von Glorienschein umstrahlt, den linken Arm auf eine Mauer gestützt, die rechte Hand erhoben, und spricht zu den Kranken, welche der Ruf von seinen Wunderwerken herbeigelockt hat. Zu seinen Füßen auf einer Strohmatratze liegt eine kranke Frau, welche die Gelegenheit benutzt, sich ihm unbemerkt zu nahen und den Saum seines Gewandes zu berühren; ihr Vertrauen ist so groß, daß sie denkt: berühre ich nur sein Kleid, so wird mir schon geholfen sein. Zu seiner Rechten bringt eine Mutter ihr krankes Kind zur Heilung, um welche ihr Mann mit

sprechender Geberde bittet. Zu seiner Linken streckt eine alte Frau ihre dürren, runzeligen Arme nach ihm aus; inbrünstiges Flehen und unbegrenzte Zuversicht malen sich in ihren Zügen und ihrer Haltung. Weiterhin warten noch viele Unglückliche auf die Hülfe des Heilandes: ein Lahmer, quer auf einen Schubkarren gelegt; ein alter Mann, von einer alten Frau geführt, beide vom bewundernswürdigsten Ausdruck hohen Alters und hinfälliger Gebrechlichkeit. Auch ist in dieser Schar ein Aethiopier mit einem Kameel, als Andeutung, daß der Ruf von Christi Wunderthaten bis ins Mohrenland gedrungen. Man erkennt in den Gestalten und Handlungen aller Nothleidenden sehr bestimmt ihr innerliches Wesen und Anliegen. Auch die Zuschauer zeigen mannichfaltigen Antheilseifer in ihren Haltungen. Das ganze Werk, worin 30 oder mehr Figuren, ist auf das tiefsinnigste gedacht. Die strahlende Figur des Heilands theilt die Composition in zwei Hälften. Links die Pharisäer und Schriftgelehrten, die zusehen und über Wunderkuren disputiren — Wohlbehagen und Unglaube mit gelehrten Redensarten; rechts die Kranken, die hinzugehen und Genesung hoffen, — Elend und Glaube ohne Phrasen. Die Seite der Pharisäer, als die Seite der Aufgeklärten, hat starkes Licht, die Seite der Kranken hingegen ist in sanfterm Helldunkel gehalten, wie es für das Gebiet des Köhlerglaubens paßt, und welches für all den Jammer so kunst- und liebreich, fast möchte ich sagen so barmherzig ausgebildet ist, daß man dies Werk nicht genug beschauen und bewundern kann, auch ein ganzes Buch darüber zu schreiben im Stande wäre. Es ist eine Composition ganz im Geiste des Evangeliums

gedacht, mit christlichem Sinn und Herzen ausgeführt. Hier hat sich Rembrandt zur höchsten Stufe der Kunst erhoben und ein Seelengemälde geliefert, würdig neben Raphael's Werken zu glänzen. Wie sehr zu ihrem Vortheil erscheint diese Composition Rembrandt's gegen die Bilder ähnlichen Inhalts von Rubens: die Wunder des heiligen Ignatius und des heiligen Franciskus. Hier ist das Leiden in seiner furchtbarsten Gestalt geschildert: convulsivisches Muskelspiel, gräßliche, verzerrte Köpfe, ungestüme Affecte; dort bewegt sich Alles in aufmerksamer und andächtiger Stimmung. Bei Rubens eine Fülle von Episoden, Kranke, die schon genesen sind oder noch fürchterlich leiden, Wunderthaten, die schon in Erfüllung gegangen oder noch in Aussicht gestellt sind, Werdendes oder Gewordenes an einander gereihet. Bei Rembrandt herrscht völlige Einheit und ist zur Darstellung der Moment gewählt, wo die Kranken um Hülfe bitten und die Zuschauer auf Wunderthaten warten. Die einzelnen Gruppen sind durch die allgemeine nach dem Erlöser gerichtete Theilnahme zu einem Ganzen verbunden; in allen Köpfen und Stellungen zeigt sich, bald stärker, bald schwächer, der Ausdruck erwartungs- oder hingebungsvollen Anschauens und Vertrauens, er ist auf das Mannichfaltigste in Kranken und Gesunden ausgeprägt, jede Stellung ungezwungen, jedes Antlitz mehr oder minder beseelt, und über Alles scheint Christi erleuchtetes Angesicht.

Die charakteristischen Vorzüge Rembrandt's, die hier hervortreten: dichterische Anordnung und Beleuchtung, vermöge deren das Auge gleich auf Dasjenige hingeleitet wird, was es hauptsächlich sehen soll, lebendige und tref-

fende Composition finden sich durchgängig in seinen Werken. Wie viele seiner Compositionen sind wahrer und naturgemäßer, kräftiger und dramatischer gedacht, als die, welche von den größten Meistern ersonnen sind. Ich erinnere an seine herrlichen Radirungen: die Verkündigung der Geburt Christi, wo in Hirten und Vieh die Wirkung der unvermutheten Lufterscheinung so ungemein lebendig und frappant ausgedrückt ist; die große Auferweckung des Lazarus, wo alle Schattirungen des Staunens aufs feinste und stärkste in den Gesichtszügen der Personen gegeben sind, die sich vorbeugen oder zurückfahren oder starr stehen bleiben, wie auf Christi unwiderstehliches Machtgebot Lazarus todtenbleich und lebendig sich aus dem Grabe aufrichtet. Das Geberdenspiel der Figuren Raphael's ist, so viel ich weiß, nicht ausdrucksvoller. Welcher Maler hat die väterliche Güte und Nachsicht, die kindliche Reue und Zerknirschung so vor Augen und zu Herzen geführt, als Rembrandt in seinem Kupferstiche des verlorenen Sohnes? Ist es möglich, die schnöde Heuchelei der verleumderischen Juden, die Ergebung Christi, die Verlegenheit des Pilatus und den fanatischen Ungestüm einer meuterischen Volksmenge besser und nachdrücklicher vorzustellen, als sie Rembrandt vorgestellt hat in dem Kupferstich, der unter dem Namen des großen oder hohen Ecce homo bekannt ist? Wer so viel Geist und Gemüth mit malerischen Wirkungen zu verbinden weiß, ist sicherlich als ein sehr großer Maler zu betrachten. Solches hat Rembrandt mehr als ein Mal geleistet bei größeren und kleineren Compositionen, in seinen Kupferstichen sowol als in seinen Bildern, z. B. in dem sogenannten Petrus-

schiffchen, wo der schlafende Christus von den vom Sturm bedrängten Jüngern geweckt wird. Es ist nicht möglich, das empörte Element mit mehr Kraft und zugleich den Zustand der Menschen, die sein Opfer zu werden fürchten, mit größerer Wahrheit darzustellen. Der Wirrwarr und das Durcheinander der todesbangen Jünger macht mit der ruhigen, gelassenen Haltung des Erlösers einen ebenso wirksamen Gegensatz als der auf das Schiff fallende Lichtstrahl und der brandende Gischt mit dem schwarz bewölkten Himmel und der dunkel wogenden See.[66]) Endlich sei noch der Emmausgänger gedacht, des schönen Bildes im Louvre. Die Ueberraschung und Verwunderung in den Aposteln, welche bei dem Brechen des Brotes den Heiland erkennen, ist ebenso lebendig als rührend dargestellt. Es ist nicht sowol der göttliche Heiland, als der geliebte und verehrte Meister, den sie lebendig wiederfinden, nachdem sie ihn hatten ans Kreuz schlagen und ins Grab legen sehen; sie bleiben bei seinem Anblick wie geronnen in liebevoll scheuer und ehrfurchtsvoll banger Haltung. Der Beschauer, der aus Rembrandt's Lebensgeschichten blos den gemeinen Speculanten kennt, muß sich vor diesem Bilde unwillkürlich fragen, wie es zugeht, daß ein solcher Künstler die rührendsten Gefühle so wahr und treu wiederzugeben weiß. Rembrandt, dem man so oft seinen Hang zum Seltsamen und Abenteuerlichen vorwirft, hat hier kein Beiwerk angebracht, welches die Wirkung eines so pathetischen Vorganges stört. Der Hund als unerläßlicher Begleiter von Reisenden fehlt freilich nicht; aber er zankt sich nicht mit der Katze unter dem Tisch, wie in Tizian's Emmausgängern, sondern er liegt

ruhig hinter dem Stuhl seines Herrn und schläft, ist überdies so im Dunkeln versteckt, daß man ihn kaum bemerkt. Rembrandt verstößt überhaupt in seinen biblischen Compositionen wol häufig gegen das Costum, aber fast nie gegen das religiöse Gefühl: Zuschauer, die sich wegen des Leichengestanks die Nase zuhalten wie in den Auferweckungen des Lazarus, von Sebastiano del Piombo und Guercino, ein Hund, der unter dem Tische einen Knochen benagt wie beim Abendmahle des Herrn, von Rubens, — dergleichen Anstößigkeiten und Geschmacklosigkeiten hat Rembrandt sorgsam vermieden. Auf seinem Kupferstich des barmherzigen Samariters kömmt freilich ein Hund in flämisch unanständiger Haltung vor; aber die Handlung geht hier auf dem Lande vor, und es sind keine heiligen Personen dabei zugegen. Auch ist dieses Detail aus dem Bilde desselben Gegenstandes weggelassen. Rembrandt lebte unter einer Bevölkerung von Protestanten, die mit der Bibel genährt waren, und welche grobe Versündigungen gegen die Heilige Schrift nicht gelitten hätten. Wenn wir die obengenannten Bilder und Kupferstiche Rembrandt's mit den berühmten Darstellungen derselben Gegenstände von großen italienischen Meistern, ja überhaupt seine Auffassung mit der dieser Meister vergleichen, so können wir wol anerkennen, daß hier nicht blos eine neue Manier, sondern auch ein tieferer, mehr biblischer Ausdruck gewonnen ist, als die Historienmalerei bisher gekannt hatte. Seine malerische Erklärung und Auslegung der Heiligen Schrift ist wirklich ein Original in ihrer Art, ein ebenso stilles als tiefes Wasser, wo der einfältigste Beschauer und der gelehrteste Kenner das

Seine findet. Sie bleibt immer bei dem Wortverstand, mit einem kalten Blute, mit einer Deutlichkeit, mit einem künstlerischen Verstande, die unvergleichlich sind. Kunst und Natur sehen sich einander hier so ähnlich, daß es fast nicht möglich ist, sie zu unterscheiden.

Hinsichtlich gewisser Vorzüge müssen wir freilich die italienischen Meister der besten Zeit höher stellen als Rembrandt; allein es darf uns nicht hindern, auch ihn in seiner Ueberlegenheit gelten zu lassen. Er hat unstreitig nichts von Raphael's himmlisch reiner Schönheit, von Michel Angelo's großartiger Kraft, von Correggio's reizender Grazie; aber der Ausdruck des Affects ist bei ihm, wenn auch nicht so erhaben und edel, doch ebenso wahr und gefühlvoll, und die Handlung gedankenvoller und tiefer erfaßt als bei allen jenen Meistern.

Seine Menschenformen sind nicht schön; an einzelnen Gestalten ist gutes Ebenmaß und selbst Zierlichkeit zu loben; aber im Ganzen sind seine Männer zu kurz und gedrungen, seine Frauen zu völlig und plump. Man hat diese Fehler gemeiniglich auf Rechnung des Landes gesetzt, worin der Künstler geboren war, und geglaubt, seine unliterarische Erziehung und Unbekanntschaft mit den classischen Werken der Alten und Neuern habe den Sinn für das Schöne ganz in ihm abgestumpft. Daß Ersteres etwas dazu beigetragen habe, läßt sich allenfalls annehmen; aber daß Rembrandt gegen die Schönheit der Antike und der Renaissance ganz unempfindlich gewesen sei, ist gar nicht zu behaupten. Man weiß, daß er von Antiken eine ansehnliche Zahl Abgüsse nebst einigen Originalen zusammengebracht und einen reichen Schatz von Kupferstichen nach Raphael, Michel Angelo

u. s. w. gesammelt hatte; aber wenn er viel Rühmens von diesen Meistern machen hörte und ihre Werke in seinen Mappen sah, dachte er vermuthlich an Correggio's stolze Worte: Anch' io son pittore, und blieb bei seiner einmal angenommenen Weise. Auch darf man nicht vergessen, daß Rembrandt für ein Land und ein Jahrhundert arbeitete, wo eine gutmüthig derbe Sinnlichkeit charakteristischer Grundzug in allen Stockwerken der socialen Hierarchie war und Sitteneinfachheit sich aufs unbefangenste mit vorgeschrittener Bildung paarte. Dies war mit der Grund, warum er so wenig nach attischer Grazie oder römischer Eleganz strebte und seine Formen so ungefällig für unser Auge wählte. Er wollte seinen Zeitgenossen recht natürlich und recht malerisch erscheinen. Anstatt von seinen Umgebungen und seinen eigenen Ansichten und Anlagen zu abstrahiren, wie er beim Befolgen allgemeiner Schulregeln und Schönheitsprincipien hätte thun müssen, studirte er die Menschen, unter welchen er lebte, und stellte sie dar, wie er sie sah. Seine Köpfe haben stets Charakter und Ausdruck. Wenn er auch in seinen biblischen Bildern den Hohenpriestern, Pharisäern und Schriftgelehrten geradezu die Köpfe der zu seiner Zeit lebenden Rabbiner und Talmudisten aufsetzt, so haben doch diese Rabbiner und Talmudisten in ihrer Physionomie viel von Dem, was man den Hohenpriestern, Pharisäern und Schriftgelehrten sehr wohl zutrauen kann. Indeß hat er nicht für alle biblische Personen die passendsten Gesichtsbildungen herausgehoben und die Modelle dazu meist aus der Volksclasse hergenommen, wo man die Ansprüche an edle Formen aufgeben muß; aber mit welchem Geist, in welchem zaube-

rischen Lichte hat er die ärmsten Winkel dargestellt! wie tief und rührend sind bei ihm die allergewöhnlichsten und allergeringsten Menschengestalten beseelt! Seine Figuren im Allgemeinen haben keine Grazie und den Charakteren seiner heiligen Personen fehlt es an Hoheit und Adel, doch sind sie aller Ehren werth. Rembrandt sucht durchaus nicht das Niedere und Gewöhnliche dieser Personen zu verbergen, sondern verläßt sich auf die alleinige Macht der Lebendigkeit und Wahrheit, um den Widerwillen zu beseitigen, welchen z. B. seine Apostel unfehlbar einflößen, und er hat Recht; denn so ordinair auch jene Apostel sind, lassen sie doch das Interesse des Beschauers keinen Augenblick kalt werden. Es kömmt vor, daß sie abstoßen; aber eben wo das sträubende Zartgefühl sich unwillig wegwenden will, wird man wie von einem Zauber zu den ordinairen Gestalten hingezogen und kann sich daran nicht satt sehen, so unverwüstlich wahr und unendlich interessant sind diese merkwürdigen Figuren, die ich nicht gerade für musterhaft ausgeben will.

Man hört und liest gewöhnlich die Behauptung, daß Rembrandt im Zeichnen äußerst schwach gewesen und daß ihm dieser Theil der Kunst ganz abgegangen sei; das ist eine irrige Meinung der Kritiker vom alten orthodoxen Schlage. „Was das Nackte anlangt, sagt Houbraken, so hat er nicht sonderlich viel Umstände damit gemacht, sondern ist meist schlotterig und flüchtig darüber hingegangen. Sieht man eine gute Hand von ihm, so ist es selten, weil er die Hände, zumal bei seinen Portraits, in Schatten versteckt, oder es müßte denn eine runzelige Alteweiberhand sein." Wenn Rembrandt in so vielen Bildnissen entweder gar keine Hände an-

brachte, oder die Hände verbarg, so geschah es sicher nicht aus Furcht oder Ungeschicklichkeit, dieselben auszuführen, sondern vermuthlich nur darum, weil er Zeit gewinnen wollte, oder auch Hände gar nicht malen sollte, welche bei Portraits damals wie jetzt eigens ausbedungen und bezahlt wurden. Man braucht von Rembrandt blos ein Paar „Portraits mit Händen" zu kennen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er die Hände sehr gut, bisweilen sogar ausnehmend schön gemalt und auch in diesem Stücke sich als großer Meister gezeigt hat. Schon seine ungemeine Fertigkeit, alte Männer- und Frauenköpfe mit prägnanten Gesichtszügen zu malen, läßt seine Festigkeit im Zeichnen vermuthen; nichts desto weniger beschuldigen ihn schwer zu befriedigende Bewunderer seines Talents gröblicher Zeichenfehler. Die Unrichtigkeit seiner Zeichnung mag bisweilen von der Eilfertigkeit herkommen, mit der er gearbeitet hat; aber es ist thöricht, sie der Schwachheit zuzuschreiben, die ihm in diesem Theile der Kunst angeklebt haben soll. Rembrandt zeichnet unstreitig nicht mit der correcten Eleganz, welche die classische Tradition vorschreibt; er zeichnet, wie er auffaßt, höchst naiv, und hat keinen reinen, sondern einen einfachen Umriß, der die Natur ganz treuherzig wiedergibt. Die Richtigkeit zeigt sich dabei mehr in dem Charakter des Ganzen als in der Correctheit des Einzelnen, und selbst seine Details, so incorrect sie auch sind, sprechen sehr an, weil viel Geist und Feuer darin zu erkennen ist. Man merkt allerdings nicht den geringsten Einfluß der Antike; aber die Zeichnung ist, wenn auch nicht correct, edel und graziös, doch voll Ausdruck, Charakter und Bewegung. Die Extremitäten, besonders die Hände, sind ebenso vortrefflich

gezeichnet, als bewundernswürdig angemessen für die Affecte, welche die Bewegung der Figuren ausspricht, und die Köpfe vom lebendigsten und richtigsten Ausdruck. Das ist meines Erachtens eben das Außerordentlichste und Wunderbarste an Rembrandt's Zeichnung, daß die Richtigkeit im Ensemble und in der Bewegung der Figuren so entschieden hervortritt. Da der Ausdruck der Gesichter mit der Anordnung der Körpertheile so glücklich übereinstimmt, so verkündet die ganze Figur vom Kopf bis zu den Füßen die Seelenstimmung, welche sie bewegt.

Von Rembrandt's nackten Frauenfiguren meint Houbraken, könne man eben kein Loblied singen, weil es durchgehends Vorstellungen seien, wobei einem übel werde und man sich verwundern müsse, wie ein Mann von so viel Talent und Geist so abscheuliche Modelle habe auswählen können. Es ist wahr, Rembrandt studirte das Nackte nicht nach den schönen Verhältnissen und reinen Umrissen, welche die Antike dafür festgesetzt hat. Seine Bathsebas sind holländische Waschfrauen; ihre wohlgenährten nackten Körper mit gutmüthig dicken Köpfen und schlappen Brüsten, die wie ein Paar halb aufgeblasene Blasebälge daran hängen und zu ihrer Zeit ebenso viel Milch gegeben, als sie zu sich genommen, sind auch für die reizbarste Lüsternheit ohne Gefahr, und solche fette, glänzende Fleischklumpen konnten den König David höchstens durch ihren warmen Ton und ihre vollblütige Carnation verführen. Seine keuschen Susannen sind Viehmägde, und den beiden Aeltesten hätte gewiß wenig daran gelegen, sie im Bade zu belauern, oder es müßte denn ein zauberischer Dämmerschein über die Plumpheit ihrer nackten Reize getäuscht und die prosaische

Alltäglichkeit ihrer Körperformen mit poetischen Sonnenstäubchen bestreut haben; allein bei diesen störenden Mängeln besitzt das Nackte, wie es Rembrandt gemalt, doch wesentliche Vorzüge: es hat das Quabbelige [67]), welches an Corregio's nackten Figuren so sehr gerühmt wird, und die ganz eigene täuschend lebendige Fleischfarbe, die man an Tizian's Venusbildern bewundert. Man meint das Blut unter der Epidermis fließen zu sehen, und wenn man sich getrauete, die Hand auf seine Susannen zu legen, würde man den Pulsschlag des warmen Lebens fühlen. Der Künstler, der die reine makellose Schönheit darzustellen strebt, faßt seinen Beruf unstreitig höher und edler auf; doch ist es auch eine löbliche Seite der Kunst, sich zu bekümmern um das Blut, das wie blasses Morgenroth durch die Schläfe scheint, wie Rosen auf den Wangen blüht und wie Purpur auf den Lippen prangt, — um das Licht, welches mit feuchtem Krystallglanz die Augen umleuchtet und mit Atlasschiller die Schultern umspielt, — um die hunderterlei Schattirungen des wunderbaren Stoffes der menschlichen Haut, die bald bläulich wie Milch, bald hellgelb wie Bernstein schimmert, — um Luft, Sonne und Alles, was in dieser weiten Welt mit Zeichenstift oder Reißfeder sich nicht wiedergeben läßt.

Rembrandt war in allen Fächern der Malerei zu Hause, und in denjenigen, worin er sich nur vorübergehend versuchte, hat er die frappanteste Originalität gezeigt und Schüler gebildet, die sich ausgezeichnet haben. Wie vielseitig er als Portraitmaler in dem damals an berühmten Männern reichen Amsterdam beschäftigt war, ist bekannt. Seine Bildnisse sind voll Kraft, von leben-

digem Fleisch und individueller Wahrheit; sie ergreifen beim ersten Anblicke ebenso stark als die von Tizian, sind dagegen diesen an Feinheit überlegen und wirken nicht minder durch stillen, nachhaltigen Eindruck. Man hat von ihm kleine Genrestücke, die an bedeutsamem Gehalt große historische Bilder weit übertreffen und in dem Beschauer ganz dieselben Stimmungen anregen, welche Jean Paul mit seinen poetischen Kleingemälden dem Herzen seiner Leser zuführt. Köstliche Belege hierfür sind die beiden in tiefes Nachdenken versunkenen Gelehrten, im Louvre, zwei Meisterwerke von der gefühl- und liebevollsten Behandlung. Die Landschaften von Rembrandt haben ebenfalls außerordentliche Vorzüge; die Natur ist darin mit poetischem, originellem Gefühl aufgefaßt und wiedergegeben. Man findet bei ihm nichts Gemeinplätziges, wie bei so vielen Landschaftsmalern, die in der Natur nichts sehen, als was man gewöhnlich darin sieht, Felsen, Bäume, Bäche, Gräser und Steine, aber nicht die verschiedenen Temperamente in diesen Wesen ergreifen, die von individuellem Leben beseelt sind, welches je nach Witterung oder Sonnenschein auf ihrer veränderlichen Physionomie hervortritt. Die Natur hat wie der Mensch Qualen und Leidenschaften, Ausbrüche von Wildheit und Anfälle von Schwermuth, finstern Ungestüm oder heitere Ruhe. Die poetischen Seelen verkehren mit diesem geheimnißvollen Naturleben, und Rembrandt versteht den Eindrücken, welche er aus diesem Umgange schöpft, die anschaulichste Darstellung und die malerischste Sprache zu geben. Seinen Landschaften ist mehr als seinen übrigen Bildern ein bestimmter Vorsatz anzumerken, der damals eine große Neuerung war.

Nach Rembrandt's Meinung ist die äußere Natur nur poetisch, groß und ergreifend, wenn sie in Massen und Linien aufgefaßt wird, die so vertheilt und zusammengeordnet sind, daß die einen wesentlich zurück, die andern ergiebig zum Behuf eines gewissen Effects hervortreten. Das Einzelne wird wenig berücksichtigt; der breite Pinsel geht, nach der Masse strebend, rücksichtslos, aber dabei absichtsvoll über das Detail hin. Das Meiste ist in breite Schatten und kräftige Halbtöne gehüllt, Anderes hingegen lebhaft durch Streif- und Schlaglichter hervorgehoben, die über den Mittelgrund hinschießen oder hervorragende Gegenstände beblitzen. Seine landschaftlichen Darstellungen sind nicht sowol Ansichten, als Anschauungen und Erinnerungen von der Natur, die hier so gegeben ist, als der Künstler sie in den glücklichsten Momenten und schlagendsten Wirkungen belauscht hatte.

Landschaften von Rembrandt gehören zu den größten und gesuchtesten Seltenheiten; sie werden zwar häufig in Galerien angetroffen, sind aber meist nicht von ihm, sondern von Roelant Rogman, der, obgleich kein Schüler Rembrandt's, doch ganz entschieden unter seinem Einflusse gearbeitet hat. Rogman war Rembrandt's guter Freund und ein tüchtiger Landschaftsmaler, hat aber mehr gezeichnet und radirt als gemalt, was seine Bilder selten macht. Gewöhnlich werden sie, zumal bei uns in Deutschland, dem Rembrandt zugeschrieben. Unter diesem berühmten Namen war lange eine Landschaft Rogman's in der Sammlung des Grafen Stadion in Wien zu sehen; unter eben diesem Namen figuriren auch in der kurfürstlichen Galerie zu Kassel zwei andere Landschaften Rogman's, die zur Zeit des ersten französischen Kaiser-

reichs im Musée Napoléon ausgestellt waren, wo sie ebenfalls für Werke von Rembrandt gehalten und als solche un- und allgemein bewundert worden.[68]) Man muß gestehen, Rogman's Landschaften haben in ihrem Machwerk, in ihrer Farbenstimmung, in ihrer Effectuirung etwas von Rembrandt's origineller Weise: sie sind von guter Gesammthaltung und lohbraunem Ton. Was diesen geschickten Landschaftsmaler auch sonst noch charakterisirt, ist eine Art Composition, die ihm eigen ist. Er malte besonders gern wilde romantische Gegenden mit Burgruinen und Thalschluchten mit ungeheuern Felsenmassen, wo die Natur sich von der Seite einer imposanten Großartigkeit zeigt, während Rembrandt gemeiniglich einfache und platte Gegenden dargestellt hat, die er aber durch die Wirkung des Helldunkeln, durch den Zufall des Lichts und durch die Staffage sehr pikant zu machen wußte.

5. Rembrandt's Colorit und Farbentechnik.

Wie die moralische Auffassung von Rembrandt's historischen Bildern, so ist auch die materielle Behandlung derselben für ganz absonderlich und verwunderlich ausgegeben worden, und selbst in technischer Hinsicht soll sein Genie etwas von der Kabbala und vom Stein der Weisen an sich haben. Sehr genaue Kenner und Liebhaber, die Alles mit dem Vergrößerungsglase untersuchen, werden durch seine Malerei aus dem Concepte gebracht und in Verlegenheit gesetzt; sie können nicht angeben, wie sie gemacht ist, und wissen sich nicht anders zu helfen als mit der Erklärung, das hermetisch versiegelte Machwerk seiner Bilder sei eine Zauberei und der Maler selbst habe keine klare Erkenntniß davon gehabt.

Ich gestehe, daß ich kein Freund dieser Erklärungsart bin. Ebenso gut ließe sich annehmen, daß Beethoven seine Symphonien nicht verstand, als er sie componirte, und daß blos den späteren Dilettanten und Executanten das Glück vorbehalten war, die Gemüthsstimmungen des Meisters nachzuempfinden und die Schönheiten seiner Werke mit dem Violinbogen herauszustreichen.

Rembrandt soll von mir so gröblich nicht beleidigt werden. Was mich so oft an seinen Werken beschäftigte und verwunderte, war die Sicherheit der Technik, ein deutlich vorliegendes, herbes und doch zweckvolles Schalten und Walten mit allen Mitteln der Darstellung.

Rembrandt vereinigt alle Vorzüge der Farbe: Pracht und Klarheit, Kraft und Zartheit, Glut und Tiefe. Inzwischen Blendwerk bleibt seine Malerei immer, und sein mit Recht so hochgepriesenes Colorit, die Lust des Kenners wie des Nichtkenners, beruht im Grunde auf Convenienz; selbst seine eigenthümlich lebendige Fleischfarbe ist genau besehen ein täuschendes Farbenspiel, wobei er sich jedoch von der Wahrheit und Natur nicht weiter entfernt hat, als andere große Maler, z. B. Rubens und Tizian. Rubens, der in seine Fleischtöne den Zinnober hineinbringt, malt Fleisch, das spielt wie Atlas und brennt wie bei Personen, die sehr erhitzt sind. Bei Rembrandt herrscht wie bei Tizian ein bald heller, bald dunkler gelblicher Ton vor, nicht fieberhaft und gallig, sondern so als ob Ambra oder Gold anstatt des Blutes sich mit der Säftemasse vermischt und eine gleichmäßige Wärme über den ganzen Körper verbreitet hätten. Die Wahrheit des Rembrandt'schen Colorits ist also nicht durch eine strenge Vergleichung mit der Farbe der Ge-

genstände außer dem Gemälde zu suchen: man muß nur gewisse allgemeine Ideen von den Farben, wodurch sich die Gegenstände in der Natur unterscheiden, mit zu dem Anblick der Gemälde hinzubringen und sich dann von der Wahrheit der Farbe eines jeden Gegenstandes im Gemälde durch den Contrast überzeugen. Wenn man z. B. von einer Figur in Rembrandt's Bildern eine einzelne Wange ansieht und das Uebrige bedeckt, so wird diese Wange vielleicht nicht als wahres Fleisch erscheinen; wenn man sie aber gegen die anderen Theile des Gesichts oder gar gegen Haare und Gewand hält, so macht sie den Eindruck von lebendigem Fleisch. Was ihn auch hier über alle diejenigen Maler setzt, welche durch bunte Farbenspiele zu gefallen und zu blenden gesucht haben, ist dies, daß er wirklich bezaubert, daß der Glanz seines Colorits mit Stärke und Harmonie verbunden ist. Dabei hat sein Helldunkel einen unbeschreiblichen Reiz und eine wahrhaft magische Anziehungskraft.

Nach der ebenso geistreichen als treffenden Bemerkung eines feinen Kunstkenners [69]) ist Rembrandt hinsichtlich des Helldunkels der holländische Correggio, der jedoch zu dem italienischen in umgekehrtem Verhältniß steht, indem bei diesem das Licht und eine allgemeine Helligkeit, worin Alles strahlt, bei jenem hingegen der Schatten und eine allgemeine Dunkelheit, woraus nur Einzelnes in starker Beleuchtung hervorspringt, die vorwaltenden Elemente sind. Von allen Naturerscheinungen hat das Licht die beiden Meister vorzüglich beschäftigt; aber bei Rembrandt ist es nicht die lautere Reinheit des Lichtes, sondern das reizvolle Gemisch von Licht und Dunkel, worin sich die Außenwelt durch seine Anschauung

hindurch bewegt. Wie das Licht mit Blitzesschlägen erhellend durch das Dunkel fährt und die Finsterniß mit einbrechender Gewalt besiegt und mit eindringender Kraft besänftigt, das ist das materielle Problem, womit er beinahe funfzig Jahre lang, den Pinsel in der Hand, sich rastlos gemessen und welches er auf wunderbare Weise gelöset hat. Es ist daher in seinen Bildern gewöhnlich Nacht oder Dämmerung, in die er einen Strahl der glühenden Abendsonne oder des blassen Mondlichts, den Schein brennender Kerzen oder Fackeln, oft auch das poetische Licht seiner Phantasie hineinfallen läßt, welches mit den himmlischen und irdischen Lichtern um den Vorrang streitet. Das ist unseres Meisters wahrer Balg; mit dergleichen nagelneuen, höchst seltsamen, pikanten Lichtwirkungen überrascht und überfällt er immer seinen Mann. Er trägt, so zu sagen, Blendlaternen unter seinem Mantel, die er plötzlich hervorzieht und uns ins Gesicht hält, daß wir anfangs vor lauter Schimmer fast nichts sehen können. Es ist, als ob wir in ein tiefes, düsteres Zimmer hineintreten, welches eine flackernde Flamme spärlich erleuchtet, und wo wir nicht sogleich alle Gegenstände übersehen können; das Auge muß sich erst an das gegebene Maß von Licht gewöhnen, bis es aus der dunkeln Masse, worin zuerst das Ganze verschwamm, allmälig das Einzelne mit bestimmtem Umriß und Dasein herauserkennt. Reynolds will bemerkt haben, daß die venetianischen Maler auf ihren Bildern durchgängig blos ein Viertel dem Lichte, ein anderes Viertel dem stärksten Schatten und das Uebrige den Halbtönen einräumten; daß Rubens mehr als ein Viertel von seinen Gemälden dem Lichte auszusetzen pflegte, Rembrandt hingegen viel

weniger, nämlich höchstens ein Achtel. Daraus erklärt sich, daß Rembrandt den Ort der Handlung so gern ins Innere von Kirchen, Grotten, gewölbten, kellerartigen Räumen verlegt, wo die Finsterniß als vorherrschendes Element nur stellenweise das Licht siegreich walten läßt.

Die Wirkung des Helldunkeln ist für Rembrandt das Hauptmittel zur Geltendmachung seiner malerischen Zwecke, und das Hauptstück, welchem die andern Theile der Malerei sich mehr oder weniger unterordnen und fügen müssen. Er sucht vor allen Dingen die Fläche, worauf er malt, zu vertiefen und den Gegenstand der Darstellung aus der Tiefe hervortreten zu lassen. Damit meinen wir jedoch nicht die von vielen Kunstschriftstellern als sehr wichtig betrachtete Eigenschaft, die Gegenstände abzuheben und den Gestalten ein frappantes Relief zu geben. Das war nicht die Sache, worauf Rembrandt vorzüglich ausging. Weit unbedeutendere Maler verstanden sich viel besser auf diesen Effect, der bei den alten Meistern sehr hoch angesehen war, wie er es noch bei einigen Liebhabern ist, die ein ganz besonderes Wohlgefallen verspüren, wenn sie eine Figur antreffen, um die sie, so zu sagen, herumgehen können. Eine solche Art von Illusion verträgt sich nicht mit der Gesammthaltung, die sich in Rembrandt's Werken findet und welche dadurch entsteht, daß die Schatten in einem Hintergrund, der noch dunkler als diese Schatten ist, aufgehen, wogegen das Relief dadurch zu Stande kömmt, daß die Umrisse hart abgeschnitten und die Figuren so zu sagen eingelegt werden. Rembrandt's Bestreben geht vor allen dahin, die Conturen in den Hintergrund verlaufen und diesen tief zurückweichen zu lassen. Dann sucht er

das Licht zusammenzuhalten, damit das Auge durch den Contrast dieser hellen Masse zu der dunkeln wie von der Wirkung des Sonnenlichts in der Natur afficirt werden möge. In diesem Stücke nähert er sich einigermaßen der Verfahrungsart des Caravaggio, indem er sowie dieser Meister seinen Gegenständen die Wirkung einer theilweisen Beleuchtung gibt. Rembrandt bringt aber nicht wie Caravaggio die Gegenstände unter ein von oben durch eine geringe Oeffnung herabfallendes Licht, und es ist ein großer Irrthum zu glauben, daß er vorerst damit anfing, alles Licht bis auf den kleinen Theil eines Fensters zu versperren. Auf diese Weise bekömmt man freilich starke Schatten, weiter aber auch nichts; denn das helle Licht ist nicht mehr da, welches auch die Schatten klar und leuchtend macht. Nichts ist dem Lichte, das eine Masse ausmachen und sich in einem ganzen Bilde verbreiten muß, so entgegen als jene Funken, welche man mit Gewalt durch den Gegensatz der Töne herauslockt und die nur auf einige Augenblicke blenden, um uns hernach der Finsterniß zu überlassen. Solche Kunststücke schimmern blos durch den Widerspruch einer einzigen Ecke an einem Gegenstande, dessen übrige Seiten alle im Schatten verschwinden. Rembrandt nimmt für seine Bilder ein solches Licht an, welches in der Natur ein günstiger Zufall zuweilen auf die Gegenstände wirft, wenn gewisse Nebendinge es vortheilhaft leiten und verstärken, wenn z. B. Sonnenlicht zwischen Wolken hindurchfällt oder Kerzenlicht sich an dunkeln Körpern bricht, sodaß um einen Lichtkern mannichfach helle und dunkle Partien sich ansetzen. Auf ähnliche Weise, wie Rembrandt's Auffassung von der des Caravaggio absticht,

unterscheidet sich auch das Colorit des Hauptmeisters der holländischen Schule von dem Colorit des Koryphäen der naturalistischen Richtung. Bei beiden ist tiefes Dunkel der vorherrschende Ton ihrer Gemälde, aus dem starke Lichter und kräftige Farben hervortreten; aber darin hat Rembrandt einen wesentlichen Vorzug vor Caravaggio, daß er die hellen und dunkeln Partien in die schönste Harmonie zu bringen, die Schatten durchsichtig zu halten, das Licht verständig zu führen und weitläuftige Gruppen, ja weitläuftige, aus mehren Gruppen bestehende Compositionen zu einem durch eine Erleuchtung zusammenhängenden Ganzen zu verbinden weiß. Caravaggio's Helldunkel besteht in einem starken und kräftigen Farbenton und ist oft trefflich behandelt, aber doch nicht eigentlich Das, was die Italiener chiaro nel scuro nennen, das wahre Helldunkel wie bei Rembrandt, dessen Bilder vom höchsten Lichte bis zum tiefsten Schatten aufs feinste abgestuft sind, sodaß sie von eigenem Glanze zu leuchten scheinen und darin nicht blos die Gegenstände, die in Augenschein gesetzt werden sollten, sondern auch die Gegenstände, die unbeschadet dem Augenschein entzogen und in Schatten gestellt werden konnten, zu unterscheiden sind. Ein Gemälde von Caravaggio frappirt, indem das Abstechende der lichten Massen von den dunkeln die Sehnerven stark rührt; aber diese Rührung hat etwas Schmerzhaftes, weil der Eindruck zu grell ist. Rembrandt's Gemälde hingegen thun den Sehnerven wohl. Licht und Schatten machen hier nicht blos schwarze und weiße Flecken, sondern bringen abwechselnd dunkle, dämmerige, helle, hellere und leuchtende Stellen, die harmonisch und mit natürlichen Uebergängen an einander hängen.

Man vergißt, daß die Gegenstände auf einer Fläche dargestellt sind, so tief ist die Leinwand ausgehöhlt und die ganze Tiefe in eine Menge kleiner Pläne abgestuft. Diese Pläne und alle Theile der darauf befindlichen Gegenstände sind verhältnißmäßig beleuchtet, und die Widerscheine und Widerschläge aller Lichter auf einander vereinigen sich zu der gefälligsten Wirkung für das Auge, welches überall angezogen und festgehalten, überall ausruht, weitergeht und wieder umkehrt, um die malerische Rundschau von neuem vorzunehmen. Die Gestalten haben Rundung und Bewegung; die Gruppen, durch ihren Gegensatz und Contrast, die Halbtöne, die Lasuren, die Reflexe, die Schattirungen thun die wunderbaren Wirkungen der Ruhepunkte und Drucker; Licht und Schatten verschlingen und unterstützen sich gegenseitig, die Lichter durch Uebergänge zusammen verbunden bilden nur eine Masse, und alles dies gibt ein Concert prägnanter Farbenwirkung, welches im Ganzen harmonisch laut wird, und im Einzelnen seine Bravouren und seine anmuthigen Partien hat.

Der Reiz von Mannichfaltigkeit und Einheit, der dadurch entsteht, wird durch die Wahl der Farben, welche den Hauptzweck unterstützen, außerordentlich erhöhet. Rembrandt bekleidet die Gegenstände mit solchen Farben, welche der Natur so nahe kommen, als es die angenehme Wirkung des Helldunkeln gestattet. Wenn also eine gewisse Farbe, die in der Natur wirklich angetroffen wird, das Licht an irgend einer Stelle im Gemälde hemmen, abspringen lassen und die einzelne Partie mit den übrigen nicht vermählen sollte, so wird sie so weit abgeändert, als es die Harmonie des Helldunkeln erfodert, ohne je-

doch eine völlige Unwahrheit hervorzubringen. Dieser Harmonie zu Gefallen sind oft einige Theile dunkler und andere heller gehalten mit stärkeren Reflexen, als die Natur sie wirklich darbietet. Rembrandt hat sich übrigens in diesem Stücke keine grössere Freiheit herausgenommen, als z. B. Paul Veronese, der einst auf die Frage, warum er gewisse Figuren in Schatten verhüllet habe, wovon man die Ursache im Bilde selbst nicht bemerke, blos erwiderte: una nuevola che passa „eine vorüberziehende Wolke beschatte sie.“ Vor allen Dingen Coloristen, glaubten diese Meister, daß in solchen Fällen das Auge auf Kosten jeder andern Rücksicht befriedigt werden müsse; sie hätten gewiß naturgetreuer malen können, aber zum Nachtheil Desjenigen, welches sie für wesentlicher und kunstgemäßer hielten, nämlich die aus dem Contrast und Wechsel der Farben entspringende Harmonie.

In diesem Punkte entwickelte Rembrandt die energischste Virtuosität. Was bei dem ersten Blick an seinen Gemälden frappirt, ist die massenhafte Wirkung und harmonische Haltung. Man hänge eines seiner Bilder unter zwanzig andere aus den verschiedensten Schulen, auf der Stelle wird man es daraus hervorstechen sehen durch die Fülle und Belebtheit des Colorits, und mehr noch durch die mächtige Harmonie der Tonart. Hierin ist er wirklich originell und meisterhaft, und hiermit machte er zu seiner Zeit um so größeres Aufsehen, als man damals fleißiges geleccktes Auspinseln mit glänzenden Farben für colorirt hielt, und vom Helldunkeln in weitläuftigen Compositionen, vom Zusammenhalten des Lichts und Schattens in bestimmten Massen, welche Gruppen bilden, keine wahre Vorstellung hatte. Was Rembrandt's

Hauptstärke ausmacht, sein überaus kräftiges Colorit, Verbindung der Farben durch Mitteltinten zu der gefälligsten Harmonie, sorgfältige Unterordnung aller unter einen Hauptton, richtige und in den sanftesten Uebergängen sich verlierende Abstufung des Lichtes, das überraschende Leben und Hervorkommen der Hauptpersonen, — mußte daher bei seinem Auftreten in den Augen der Kenner einen hohen Vorzug begründen und die Aufmerksamkeit der Künstler vor allem an seinen Bildern beschäftigen. Auch wird diese Seite des Talents unseres Meisters von den älteren Schriftstellern mit einstimmigem Lobe hervorgehoben. Sandrart rühmt an Rembrandt's Gemälden, „die Gesammtharmonie, in welcher er fürtrefflich gewesen, und womit er allen denen die Augen eröffnet, welche, dem gemeinen Brauch nach, mehr Färber als Maler sind, indem sie die Härtigkeit und rauhe Art der Farben frech und hart neben einander legen, daß sie mit der Natur ganz keine Gemeinschaft haben, sondern nur denen in den Kramläden gefüllten Farbenschachtlen, oder aus der Färberei gebrachten Tüchern ähnlich und gleich sehen." Ebenso äußert sich Samuel von Hoogstraeten über Rembrandt's Stück auf „dem Schützenhause zu Amsterdam", die berühmte Nachtwache: „Dieses Werk, obschon nicht tadellos, soll, meiner Ansicht nach, doch alle seine Nebenbuhler ausstechen, weil es so malerisch gedacht, so großartig angeordnet und so kräftig colorirt ist, daß, nach vieler Leute Meinung, alle andern Stücke als Kartenblätter daneben aussehen. Wiewol ich gewünscht hätte, daß er mehr Licht hineingebracht."

Bei dem vorherrschenden Streben nach Harmonie

und Haltung begreift man die Antwort, worin Rembrandt sich einst gegen den Vorwurf allzu ungleicher Ausführung vertheidigt haben soll: „Ein Stück ist fertig, wenn der Künstler ausgedrückt hat, was er geben wollte.“ Eben daher kömmt es, daß er bei Darstellung von Harnischen und dergleichen blinkenden Sachen bisweilen in einen Fehler fällt, den Houbraken ihm vorhält in der Anekdote von der Perle, welcher zu Gefallen Rembrandt eine schöne Kleopatra über und über in Schatten vertrieben habe. Denn wenn man auch, um das stärkste Licht des Metall- oder Perlmutterglanzes auszudrücken, das reinste Weiß gebraucht, so tritt es im Bilde gegen das Fleisch doch nicht so überwiegend hervor, als in der Natur, oder man muß die Fleischfarbe im Ton herunterstimmen. Nach diesem Grundsatze hat Rembrandt bisweilen seine geharnischten Krieger gemalt, deren Köpfe in der Carnation stumpf betont sind, um so zwischen dem Panzer und dem Gesicht eine richtige Abstufung zu vermitteln und das Ganze harmonisch zu halten. Seine Gemälde dieser Art sind daher im Allgemeinen zu schwarz ausgefallen, und man muß gestehen, daß Rembrandt für seinen Hauptzweck hier etwas zu viel von der Natur aufgeopfert, während er andererseits sich manchmal beinahe allzu strenge an die Natur angeschlossen hat, z. B. in einigen seiner radirten Nachtstücke, wo er, um das Kerzenlicht recht natürlich brennend wiederzugeben, rund herum Alles so schwarz gehalten, daß nahebei, wenn man diese Lichtchen zudeckt, das Uebrige von dem Werke dunkel bleibt und weiterab davon nichts als ein heller Fleck zu sehen ist. Rembrandt begeht in diesen Stücken den umgekehrten Fehler von

Rubens, der über seine Mondscheinbilder nicht blos mehr Licht verbreitet, als die Naturwahrheit zuläßt, sondern zu solchen Effecten auch seine gewöhnlichen warmen und brillanten Farben gebraucht, sodaß man dabei leicht irre werden und auf den Gedanken verfallen könnte, er habe einen schwachen Sonnenuntergang malen wollen, wenn er nicht Sterne und Laternen hinzugesetzt hätte. Muß man auch zugeben, daß diese Behandlungsweise ihre Mängel hat, so ist sie jedoch nicht so fehlerhaft, als die entgegengesetzte Art, Nachtstücke so dunkel zu halten, daß die Gegenstände nur bei einem gewissen Lichte und selbst dann nur mit Mühe zu erkennen sind. Uebrigens ist diese Art der Beleuchtung eine Ausnahme bei Rembrandt, der in der Regel sein Licht- und Schattenspiel sehr kunstvoll zur Verdeutlichung des Gegenstandes anwendet. Er läßt freilich in seinen Werken durchgehends wenig Licht sehen, nur an den Hauptstellen, die er in Augenschein setzen will, und um welche er Licht und Schatten künstlich beisammenhält, nebst angemessenen Reflexen, sodaß das Licht in den Schatten sehr verständig weicht; dabei aber weiß er es so einzurichten, daß das Auge zunächst auf die durch stärkere Beleuchtung passend hervorgehobenen Hauptpersonen, sodann zu den weniger erhellten Figuren geleitet und endlich in das geheimnißvolle Dunkel des Hintergrundes hineingezogen wird.

Dieses Gefühl des Malerischen, welches Rembrandt's Talent in so hohem Grade auszeichnet, kann man auch das musikalische Element in seinen Bildern nennen, weil es auf das Auge in ähnlicher Weise wirkt wie die Töne auf das Ohr. Diese Aehnlichkeit ist schon in der Sprache bezeichnet. Die Maler sprechen von dumpfen, lärmenden,

schreienden, missstimmigen Tönen, von Harmonie der Farben, von ihrer Scala; die Musiker sprechen ihrerseits von chromatisch. Das sind Metaphern; aber die Metaphern, ich meine die der gewöhnlichen Sprache, wenn auch nicht die der Dichter, sind alle wahr. Die Farbentöne sind demnach in eigentlichem und unmittelbarem Verstande einer Melodie und Harmonie fähig. Man kann sie auf alle Arten erklingen lassen und Accorde aus ihnen herausziehen. Alle großen Coloristen, Tizian, Rembrandt, Rubens, Murillo, Velasquez u. s. w. spielen in einer gewissen Tonart, und jeder von diesen Meistern hat einen vorwaltenden Grundton, aus welchem sich die Harmonie seiner Bilder entwickelt. Wollte man den Vergleich noch weiter ausdehnen, so könnte man die Coloristen, wie man's bisweilen bei den Musikern thut, in Melodisten und Harmonisten eintheilen. Rembrandt wäre mehr ein Harmonist. Vergessen wir nicht dabei zu bemerken, daß die musikalischen Eigenschaften der Farbe und Wirkung keine bloße Spiele der Optik sind zu läppischer Belustigung oder Ueberraschung der Augen wie das Geflimmer eines Kaleidoskops.

In der Malerei, wie in der Natur, sehen wir die Farbe blos auf Körpern haften, deren Wesen und Eigenschaften, Contour und Relief sie auf ihre Weise ausdrückt; sie umhüllt Formen und hält sich an Linien, welche gleichsam die Worte dieser Musik sind; sie verdeutlicht nach ihrer Art den Gegenstand des Bildes, wie das Orchester in die Handlung eines Musikstückes eingeht und dieselbe dadurch verständlich macht, daß es sie in Symphonie eintaucht. Die Farbe eignet sich demnach zu mehr oder minder bestimmten Ausdrücken und

gehört zu den rechtmäßigen Mitteln künstlerischer Darstellung. Sie hat aus diesem Grunde ihre Wahrheit, ihre Schönheit, ihre Poesie, ihr Ideal. Auch ist nicht Colorist wer will. Dieses Talent scheint vor allem angeboren zu sein und begründet sogar eine Art Genie, wenn es mit der Stärke von Erfindung, der Gewalt von Wirkung und der Originalität eines Rubens, eines Murillo oder eines Rembrandt hervortritt. Vielleicht war Niemand so sehr Colorist als Rembrandt: vor seinen Augen erglänzt Alles in Brillantfeuer oder spielt wie ein Pfauenschweif; alle Nuancen des Prismas schimmern in seinen Wimpern und alle Farbenlichter, die durch die Natur durchschießen, sind in seinen Bildern aufgehascht. Man kann sehr wohl die Wirkung seiner Gemälde mit der Wirkung eines Haufens Preziosen vergleichen: seine Farben funkeln und glänzen wie Edelsteine und haben dabei nicht das Schillernde und Flimmernde, welches man von so brillanten Tinten hätte erwarten sollen.

Was die Behandlung betrifft, so lassen sich bei Rembrandt wie bei jedem großen Meister verschiedene Manieren unterscheiden. Seine erste Manier ist ein sorgsames Saubermalen, welches sein Schüler Gerrit Dow sich zum Muster nahm. Sehr irrig wird in den Kunstbüchern angegeben, daß diese Manier Rembrandt's der Feinmalerei des Mieris verwandt ist, die nicht das Allergeringste damit zu schaffen hat. Behutsame Behandlung, zarte Ausführung, feine Abtönung, sorgfältige Modellirung sind charakteristische Merkmale und Vorzüge der Bilder aus der ersten Zeit des Meisters; man bemerkt nirgends starke Impastirungen, kecke Aufhöhungen, derbe

Pinselstriche; alles ist weich, verschmolzen, glatt; Silbertöne sind reichlich vorhanden; jedoch schon hier welche Sicherheit des Vortrags, welche Gründlichkeit des Wissens, welche Kraft in der Mäßigung! Gerrit Dou hielt unverändert fest an dieser ersten Manier seines Meisters, welche die für malerische „Kunststücke“ leidenschaftlich eingenommenen Holländer in hohem Grade entzückte. Aber Rembrandt änderte mit zunehmender Praxis und wachsender Einsicht seine Technik. Die saubere, glatte Arbeit, wie sie seine ersten Bilder zeigen, macht einem pastoseren, unvertriebeneren Auftrage Platz. Seine zweite Manier zu malen ist fett, mürbe, voll Saft und Kraft, und wird, im Gegensatze zu seiner ersten verschmolzenen Manier (manière fondue), von den französischen Bildertrödlern mit einem nicht sehr gewählten, aber bezeichnenden Ausdruck die butterige Manier (manière beurrée) genannt. Die Weichheit ist beiden Manieren eigenthümlich; aber die letztere hat wirklich etwas, das sich gegen den zarten Schmelz und Fluß der ersteren wie geknetete Butter ausnimmt. In den Bildern der zweiten Manier herrschen Ambratöne vor; das Weiß, obschon für das Hauptlicht bisweilen ganz rein gebraucht, ist jedoch öfter nach Tizianischer Weise wie in die Goldglut der Abendsonne eingetaucht, und ein warmer Schattenduft bräunt und vergoldet das Ganze. Eine strenge Durchbildung aller Theile gesellt sich zu einer freieren und breiteren Ausführung, welche allmälig zu der höchsten Leichtigkeit und Virtuosität des Machwerks übergeht, wie sie Rembrandt's dritter und letzter Manier eigen sind. Diese Manier ist von einer Keckheit und Rauhheit der Pinselführung und Farbengebung, die fast

an Roheit und Frechheit zu grenzen scheint, aber von einer Wahrheit und Energie der Darstellung und Wirkung, die bis zu Zauberei geht. Was hier wirkt, ist nicht blos eine frappante Charakteristik, sondern es kommt auf Augenblicke wirklich zu einer Art von optischer Illusion, und der Eindruck, den die Kunst macht, ist zunächst der des Staunens. Dies wird dann noch vermehrt, wenn man einem solchen Bilde ganz nahe tritt, um es auf die angewendeten Mittel und auf seine Behandlung anzusehen. Wie tief stehen diese tiefen und doch nicht schwarzen Schatten, wie scharf blitzen die hellen, aber nicht grellen Lichter, und wie leicht und spielend sind alle Pinselstriche hingeworfen! Oft ist es schwer, sie für etwas Anderes als ein Werk des Zufalls zu halten, aber nur zwei Schritte rückwärts und man wird Alles darstellungsvoll finden, und sich zugleich überzeugen, wie sehr es berechnet ist. Auch ist es keineswegs der erste Wurf, welcher die Figuren mit so vollendeter Rundung und Haltung vor- und zurücktreten macht, sondern von Plan zu Plan wird hier eine feine Abtönung bemerkbar. Ueberhaupt war hier Streben nach größtmöglicher Wirkung das Erste; dazu mußten überall Contraste, sowol von Schatten und Licht, als auch der Farben und Töne unter einander helfen; ja, hier und da wurden einzelne Theile absichtlich geopfert, um dafür in anderen eine desto schlagendere Plastik zu erreichen. Verkürzte Finger sind mit einem Pinselstrich gegeben, Goldstickereien ganz reliefartig modellirt, ebenso Edelsteine und Juwelen, wobei die Farben fett, körperlich aufgesetzt, zum Theil wie kleine unregelmäßige Krystalle herausgearbeitet sind, sodaß sie mit dem vollen Glanze einer

glatten, körnigen und facettirten Substanz funkelnd ins Auge treten. Seltsam und für Rembrandt's Genie charakteristisch, diese Ausführung von unglaublicher Brutalität ist zugleich von äußerster Delicatesse; es ist eine Zartheit mit Fußtritten und Faustschlägen, aber so, wie sie die allersaubersten Feinmaler nie haben erreichen können: aus diesem Chaos gehackter und hingesäbelter Striche, aus diesem Gewühl von Schatten und Licht, aus diesem Haufen von anscheinend zufällig und ordnungslos hingeworfenen Farben entspringt die höchste, herrlichste Harmonie.

Rembrandt unterscheidet sich demnach von so vielen großen Meistern auch durch den merkwürdigen Gang seiner künstlerischen Entwickelung. Seine ersten Bilder sind von ruhiger, besonnener, sorgsamer Ausführung, von heller Farbe und sanfter Wirkung; mit zunehmenden Jahren wird er feuriger, anstatt kälter, ausgelassener, anstatt zurückhaltender. Unumschränkter Herr aller darstellenden Mittel, läßt er der Phantasie freies Spiel; seine Originalität entfaltet sich immer stärker und reicher, und seine Dreistigkeit geht zuletzt beinahe bis zur Impertinenz, seine Bravour bis zur Wildheit: er wirthschaftet mit seinen Löwentatzen auf das grimmigste in Asphalt und Ocker herum; seine Mähne mischt sich mit hinein, erglüht röther und röther, und geräth so zu sagen in lichterlohen Brand: keine Höhle, sie mag so dunkel sein wie sie will, ist jetzt im Stande, ihn zu schrecken; er stürzt keck hinein und weiß, daß er nur hier und da mit dem Pinsel hinzustreichen braucht, um das Schwarze der finstersten Nacht zum vollen Mittage zu verkehren, der Alles erleuchtet.

Rembrandt machte gewiß nie Cartons. Nicht Form

und Zeichnung, sondern Farbe und Beleuchtung war ihm Hauptsache, diese der Natur anzunähern und nach den Gesetzen des Helldunkeln durchzubilden, Hauptziel. Bei dem Grundsatze, das Einzelne dem Ganzen zu opfern und auf Harmonie und Haltung hinzuarbeiten, hörte die Nothwendigkeit der Cartons auf: Rembrandt malte nach Farbenskizzen, wozu er sorgfältig Studien sammelte. Mehre von seinen Lehrlingen äußerten zu Houbraken, daß er einen Kopf oft auf zehnerlei Weise abzeichnete, ehe er ihn auf das Tuch oder Bret malte. Daher finden sich von Rembrandt nicht allein so viel einzelne Studien, sondern auch so viel ganze Compositionsskizzen. Selbst Houbraken gesteht, er kenne Niemand, der von einem und demselben Gegenstande so viele verschiedene Skizzen componirt habe als Rembrandt, weil er reich an Gedanken gewesen und auf Mannichfaltigkeit der Costume und Affecte viel Obacht gegeben. Auch aus andern Nachrichten geht hervor, wie gewissenhaft Rembrandt seine Sache betrieb, daß er die Palette nicht eher zur Hand nahm, als bis er Alles, was er brauchte, beisammen hatte und den Gegenstand in Gedanken fix und fertig auf seiner Tafel oder Leinwand voraussah.

Es scheint, daß Rembrandt, wie die Venetianer gethan hatten, gewöhnlich auf weißen Grund malte. Ehe er darauf malte, legte er seine weiß grundirte Tafel oder Leinwand mit einem warmen Ockerton an und schattirte das ganze Bild mit einer solchen Farbe.[70]) Auf diese Weise gab er gleich von Anfang die Haltung des Bildes an; hernach erst legte er alle Localfarben mit Lasurfarben an, setzte mit Deckfarben die Lichter auf und vollendete die Schatten mit Farbenspielungen. Buchanan[71])

behauptet, daß Rembrandt in die Uebermalung und in seine ersten Lasuren oft feine Abgänge von Malergold hineingemischt habe, welche die große Durchsichtigkeit oder die glühende Tiefe und Fülle des Tones in seinen Schatten hervorbrächten und wovon einzelne Theilchen in seinen Bildern bei starkem Licht, oder wenn ein alter Firniß abgehoben werde, zu sehen seien. Diese Meinung ist aber nicht wohl zulässig. Die angeblichen Goldtheilchen, die in Rembrandt's Schattenpartien durchschimmern sollen, rühren allem Anschein nach von dem warmen Ockergrunde her, welchen er in seinen Gemälden oft rein stehen ließ und welchen er absichtlich dazu benutzte, seine Tinten hell und durchsichtig zu machen. Seine Tinten haben in der That etwas unbeschreiblich Saftiges, Durchsichtiges und Frisches an sich, und seine Farben sehen aus, als wenn sie eben naß auf das Tuch gestrichen wären. Diesen Vorzug hat er zum Theil den schönen dauerhaften Farben zu verdanken, welche damals aus Ostindien kamen, oder deren Verfertigung man zu Rembrandt's Zeiten[72]) besser verstand und fleißiger besorgte als in unseren Tagen. Noch mehr aber liegt der Grund in seiner vortrefflichen Behandlung. Er hatte durch eine lange Erfahrung so viel Sicherheit in seinen Grundsätzen und in seiner Hand bekommen, daß er die Farben wenig oder gar nicht vertrieb, sondern sie aufs Tuch gesetzt rein stehen ließ. Seine Lichter brachte er stets mit Massen von verschiedenen Farben hervor, die gut zu einander paßten und welche er pur und ungemischt auftrug. Wenn die erste Anlage fertig war, vertrieb er weiter nicht, sondern setzte Pinselzug bei Pinselzug hin. In seiner letzten Zeit war sein Auftrag oft so stark, daß die Farben, be-

sonders im hohen Lichte, wie Kleckse aussehen und von ungefähr auf die Leinwand wie Mörtel an die Wand geworfen scheinen. Aber da er diese ungemischten und unvertriebenen Tinten so ab- und angemessen an die Stelle zu setzen wußte, wo sie genau die Mitte zwischen den übrigen ausmachen und sie richtig abstufen, so sehen doch seine Farben, in der gehörigen Entfernung betrachtet, für welche sie berechnet sind, selbst auf den Bildern seiner keckſten Manier äußerst in einander verschmolzen aus. Auch Tizian malte in seiner letzten Zeit sehr rauh und pastos, welches in der Nähe nicht, aber in einiger Entfernung sehr wohl stand, und im Grunde hatten Tizian und Rembrandt einerlei Verfahrungsart, nur mit dem Unterschiede: Tizian setzte bei dem Uebergange aus einer Farbe in die andere die ganze Stufenreihe der Tinten hin, Rembrandt nur wenige, nur die hauptsächlichsten, auffallendsten. Daher sind Tizian's Bilder mehr in der Nähe zu sehen, während die von Rembrandt nahebei sich fast wie ein wüstes Chaos von Farbenkleckſen ausnehmen und nicht mit dem Pinsel, sondern mit der Spachtel oder Gott weiß, mit was sonst gemalt scheinen. Man sagt, Rembrandt habe oft mit den Fingern impastirt, oder die Farben mit vollen Händen aus einem Kübel genommen, sie auf die Leinwand geworfen und nachher mit der Spachtel glatt und zurecht gestrichen. Es scheint allerdings, daß Rembrandt, wenn er Zufälligkeiten benutzen wollte, anstatt des Pinsels die Spachtel oder irgend ein anderes Werkzeug zum Auf- und Durchstreichen der Farben gebraucht hat. Mag er übrigens die Spachtel, oder einen Kamm oder irgend ein anderes Instrument gebraucht haben, jedenfalls scheint es etwas gewesen zu

sein, das der Künstler nicht ganz in seiner Gewalt hatte. Er hat damit in seinem Machwerk oft kühne und seltsame Dinge hervorgebracht, die durch ihre Leichtigkeit in Erstaunen setzen, und welche er gewiß nicht ausgedacht oder der regelmäßigen Führung des Pinsels zugemuthet hätte. Das konnte aber nur bei Gegenständen geschehen, die keine Genauigkeit verlangen, bei Baumstämmen, Felsen, gewissen Terrains, Säulen u. s. w. Bei der zufälligen und rauhen Behandlung bringen die gefurchten, gerillten, geharkten oder gekämmten Impastirungen an diesen Gegenständen die freie und leichte Wirkung hervor, die man in der Wirklichkeit daran bemerkt, und machen daher einen lebhaft körperlichen Eindruck, zumal wenn sie, wie bei Rembrandt, durch den Gegensatz feiner und geistreicher Pinselstriche gehoben werden. Rembrandt's Technik ist immer von der mannichfaltigsten und zweckvollsten Art. Jeder Gegenstand ist in einem ganz eigenen Gefühle modellirt. Die Gewänder sind von ihm nicht mit derselben Pinselführung gemalt wie die nackten Körpertheile. Er ist keck, kräftig und pastos im Aufsatze der Farben, womit er die Localtöne sammt den Lichtern anlegt; aber er trägt diese Farben desto behutsamer und sparsamer auf, je tiefer sie in die Schatten gehen, sodaß die tiefsten Schatten beinahe nur aus der ersten Anlage bestehen und dieselbe Durchsichtigkeit wie in der Natur zeigen.

Man hat die breite, kecke Manier, mit welcher Rembrandt so zauberische Effecte hervorzubringen wußte, oft als eine freche Bravourmalerei gescholten, und wenn man vielleicht zugestehen darf, daß der Künstler dabei bis ans Aeußerste des Gestatteten gegangen ist, so wird man auch nicht verkennen wollen, daß er sich immer noch

diesseits befindet. Rembrandt schlägt hier freilich zuerst mit der Energie seiner Auffassung und mit der Bravour seines Vortrags Alles nieder, aber er versöhnt uns wieder durch die lebendige Wahrheit, die aus jedem Zuge seiner kühnsten Effectstücke spricht, durch eine so mächtige Empfindung, wie wir sie bei wenigen finden. Das Feuer, womit der Gedanke ausgeführt ist, ergreift die Seele des Zuschauers und zieht in den Vorgang der dargestellten Handlung mit hinein. Alles ist Leben in diesen Bildern, die mehr hingezaubert als gemalt zu sein scheinen. Durch die eigenthümliche Betonung der Beiwerke, selbst der unbedeutendsten Dinge, durch die Tiefe des pathologischen Ausdruckes seiner Figuren, selbst seiner häßlichsten Köpfe, bringt es Rembrandt zu einer gewissen absonderlichen Schönheit, die sich mehr fühlen als beschreiben läßt. Ein gewaltiger Charakter herrscht in seinen Gemälden und erhebt sie zu gleichem Range mit allen Meisterwerken. Die zauberische und meisterhafte Art und Weise, wie er Schatten und Licht vertheilt, seine großartigen Wirkungen des Helldunkels machen aus ihm einen so poetischen Künstler als nur je einer war. Um uns zu ergreifen und einen ganzen Tag in Nachdenken zu versetzen[73]), hat er nichts nöthig als einen alten Mann, der vom Stuhl aufsteht, oder einen Stern, der aus dem Dunkeln hervorleuchtet.

Rembrandt wird mit Recht als der Vater des Helldunkels gepriesen; er hat es mit einer Menge malerischer Feinheiten und glücklicher Zauberspiele bereichert und in dasselbe eine Durchsichtigkeit und Mannichfaltigkeit gebracht, wovon man bisher keine Ahnung, geschweige denn eine Vorstellung gehabt hatte. Die Mittel-, Halb-

und Schattentöne fließen aus seinem Pinsel mit wunderbarer Fülle. Bei allen diesen Vorzügen jedoch, wovon einige mit dem Wesen der niederländischen Kunst zusammenhängen, hätte Rembrandt wie so viele Andere altern und aus der Mode kommen können, wenn er in seiner Art zu malen sich nicht selbst geschildert hätte, wenn Alles, was aus seinem Pinsel hervorgegangen, nicht den Ausdruck seines Charakters, seiner Physionomie so zu sagen, an sich trüge. Was man an Rembrandt's Werken liebt, ist Rembrandt in eigener Person. Sein Stil oder, wenn man lieber will, seine Manier ist, so scheint es, blos der Dolmetscher und Spiegel seiner Seele. Diese naive, wohlgemeinte und ehrbare Manier spiegelt die Herzensgüte des Mannes und die Fülle der poetischen Anschauungen zurück, die Rembrandt in seinem eigenen Gemüthe trug. Hätte er seine Meisterstücke malen und ihnen so viel Gemüthliches, so viel Ergreifendes geben können, ohne selbst die Stimmungen und Empfindungen mitzufühlen, die er einst hervorrufen sollte?

Und wenn das Argument, welches ich hier gebrauche, seltsam erscheint, ist es nicht aus der Betrachtung Rembrandt's selbst hergenommen? Was sind seine Werke anders als sein allerbestes, ureigenes Selbst?

Uebrigens, wenn die eigenthümliche Betonung und Stimmung, die Rembrandt sogar über Stillleben und leblose Gegenstände verbreitete, ein blos materielles Verfahren, ein angelerntes Kunststück ist, warum unterscheidet er sich von allen seinen Schülern, die in so hohem Grade von seinem Unterricht Nutzen gezogen und theilweise seine besondere Gunst genossen, hauptsächlich auch dadurch, daß er seinen Figuren Seele und Ausdruck zu

geben weiß? Warum hat er vor vielen der größten Meister aller Schulen den Vorzug, daß seine Bilder, bei allem Incorrecten, Anstößigen und Ungefälligen an Form und Stil, doch so tief bewegen? Weil er eines Theils ein Malergenie besaß, ich meine die Ursprünglichkeit des Talents, die mit vielen Fehlern verbunden sein kann, aber durch keine angelernte Eigenschaft zu ersetzen ist; — und weil er andern Theils diese lebendige und persönliche Originalität, welche die strengen Kunstkritiker wunderliche Laune, unausstehliche Keckheit, trotzige Demagogenstimmung u. s. w. schelten, unversehrt bewahrte und unveränderlich festhielt an der freien, stolzen und naiven Selbständigkeit, die für den Geist Das ist, was für materielle Dinge das Salz, und welche ihn allein frisch, kräftig und lebendig erhält. Unbekümmert um akademische Schulregeln und Satzungen, versenkte er sich in die unbetretenen Regionen des freien Naturwirkens und brachte von seinen Ausflügen das Geheimniß einer Malerei mit, die zu ihren Farben weniger Ocker und Asphalt als Herz und Seele verwendet. Seine Kunst ist keine Erdichtung phantastischer Traumgebilde, keine Hervorzauberung einer übernatürlichen Welt, auch keine sklavische Nachahmung und bloße Natur, sondern eine freie Schöpfung, eine andere Natur und in ihren Erscheinungen ebenso wunderbar wie die Natur selbst, die sie nachahmt und in zauberischen Momenten erfaßt wiedergibt.

Ich breche hier meine Arbeit ab. Es fehlt mir an Raum und mehr noch an Zeit, auch über Rembrandt's Radirungen meine Ansicht auszusprechen. Ich sage nur so viel: wer sich an Das hält, was in Kunst-

büchern und Specialschriften davon zu lesen ist, macht sich eine falsche Vorstellung von dem Kupferstecher, welchem die Tradition und gedankenlose Nachsprecherei ebenso viel Schimpfliches und Schmähliches angehängt haben als dem Maler. Vielleicht finde ich künftig hier oder an einem andern Orte Gelegenheit, mich über diesen Gegenstand weiter auszulassen und unsern Meister auch von dieser Seite, die sein halbes Selbst begreift, in ein zugleich menschliches und künstlerisches Licht zu stellen.

Paris, am 30. Juni 1853.

E. Kolloff.

Anlage

(zu Seite 458).

Inventarium von den Gemälden, nebst Mobilien und anderweitigem Hausgeräth, vorgefunden im Besitzstande von Rembrandt van Ryn.

(Wohnhaft gewesen in der Breestraat bei der Sanct Anthonis-Schleuse.)

Vorhaus.

Gemälde.

Ein kleines Stück von Adrian Brouwer, stellt einen Kuchenbäcker vor; ein dito, Spieler vorstellend, von demselben Brouwer; ein dito, eine Frau mit einem Kinde, von Rembrandt van Ryn; eine Malerstube, von Ad. Brouwer; eine fette Küche, von demselben Brouwer; ein Kopf von Gyps; zwei nackte Kinder von Gyps; ein schlafendes Kind von Gyps; eine kleine Landschaft, von Rembrandt; noch eine Landschaft, von demselben; eine stehende

Figur, von demselben; eine Weihnacht, von Jan Lievensz; ein Hieronymus, von Rembrandt; ein Bildchen mit Hasen, von demselben; ein Bildchen mit einem Ferkel, von demselben; eine kleine Landschaft, von Hercules Seghers; eine Landschaft, von Jan Lievensz; noch eine Landschaft, von demselben; eine kleine Landschaft, von Rembrandt; eine Löwenjagd, von demselben; ein Mondschein, von Jan Lievensz; ein Kopf, von Rembrandt; ein Kopf, von demselben; ein Stillleben, von Rembrandt, retouchirt; ein geharnischter Krieger, von demselben; eine Vanitas, von Rembrandt, retouchirt; eine dito (von demselben) mit einem Zepter, retouchirt; ein Seestück, von Hendrik Antonissen ausgeführt; vier spanische Stühle mit Juchtleder; zwei spanische Stühle mit schwarzen Kissen; ein Brennholzkorb.

Im Nebenzimmer.

Ein Gemälde von einem barmherzigen Samariter, von Rembrandt, retouchirt; ein reicher Mann, von Palma vecchio, wovon die Hälfte dem Pieter de la Tombe zugehört; ein Hinterhaus, von Rembrandt; zwei Windhunde, nach dem Leben, von demselben; eine Abnahme vom Kreuz, großes Stück, von Rembrandt, in schönem goldenen Rahmen; eine Auferweckung Lazari, von demselben; eine Courtisane, die sich putzt, von demselben; ein Gehölz, von Hercules Seghers; ein Tobias, von Lastman; eine Auferweckung Lazari, von Jan Lievensz; eine bergige Landschaft, von Rembrandt; eine kleine Landschaft, von Govert Jansz; zwei Köpfe, von Rembrandt; eine Grisaille, von Jan Lievensz; zwei Grisaillen, von Persellis; ein Kopf, von Rembrandt; ein Kopf, von demselben; ein Eremit, von Jan Lievensz; zwei kleine Köpfchen, von Lucas van Valkenburgh; ein brennendes Lager, vom alten Bassano; ein Quacksalber, nach Brouwer; zwei Köpfe, von Pinas; eine Perspective, von Lucas van Leyden; ein Priester, nach Jan Lievensz; eine Modellfigur, von Rembrandt; eine Viehtrift, von demselben; eine Geißelung Christi, von demselben; eine Grisaille, von Persellis; eine Grisaille, von Simon de Vlieger; eine Landschaft, von Rembrandt; ein Kopf, nach dem Leben, von demselben; ein Kopf, von Raefel Urbyn (Raphael); einige Häuser, nach der Natur, von Rem=

brandt; eine Landschaft, nach der Natur, von demselben; einige Häuser, von Hercules Seghers; eine Juno, von Pinas; ein Spiegel in einem Rahmen von Ebenholz; ein Rahmen von Ebenholz; ein marmornes Kühlgefäß; ein Tisch von Nußbaumholz mit einem Dornick'schen Teppich; sieben spanische Stühle, mit grünen Sammetkissen.

In dem Zimmer hinter dem Nebenzimmer.

Ein Gemälde von Jephta; eine Maria mit dem Christuskinde, von Rembrandt; eine Kreuzigung Christi, von demselben; eine nackte Frau, von demselben; eine Copie, nach Hannibal Crats (Annibale Caracci); zwei Halbfiguren, von Brouwer; noch eine Copie, nach Hannibal Crats; ein Seestückchen, von Persellis; ein alter Kopf, von Van Eyck; ein Todten-Bildniß, von Abraham Vinck; eine Todten-Auferstehung, von Aertje van Leyden; eine Skizze, von Rembrandt; eine Copie, nach einer Skizze von Rembrandt; zwei Köpfe, nach dem Leben, von Rembrandt; die Einweihung des Salomonischen Tempels, Grisaille von demselben; die Beschneidung Christi, Copie nach Rembrandt; zwei kleine Landschaften, von Hercules Seghers; ein vergoldeter Rahmen; ein eichenes Tischchen; vier Papierschirme; eine eichene Presse; vier einfache Stühle; vier grüne Stuhlkissen; ein kupferner Kessel; ein Kappenbret.

In dem Hinterzimmer oder Salon.

Ein Gehölz, von einem unbekannten Meister; ein alter Mannskopf, von Rembrandt; eine große Landschaft, von Hercules Seghers; ein Frauenkopf, von Rembrandt; die Landeseintracht, von demselben; ein Dorf, von Govert Jansz; ein Stier, nach dem Leben, von Rembrandt; ein großes Gemälde von der Samariterin von Sjorjon (Giorgione), wovon die Hälfte dem Pieter de la Tombe zugehörig; drei antike Figuren; eine Skizze der Grablegung Christi, von Rembrandt; ein Petrusschiffchen (Christus mit den Jüngern auf dem ungestümen Meer), von Aertje van Leyden; die Auferstehung Christi, von Rembrandt; ein Madonnenbildchen, von Raefel Urbyn; ein Christuskopf, von Rembrandt; eine Winterlandschaft, von Grummers; die Kreuzigung Christi,

von Lely de Novellaena; ein Christuskopf, von Rembrandt; ein Stier, von Lastman; eine Vanitas, von Rembrandt, retouchirt; ein Ecce homo, grau in grau, von Rembrandt; ein Opfer Abraham's, von Jan Lievensz; eine Vanitas, retouchirt von Rembrandt; eine Landschaft, grau in grau, von Hercules Seghers; eine Abendstunde, von Rembrandt; ein großer Spiegel; sechs Stühle, mit blauen Kissen; ein eichener Tisch; ein gestickter Tischteppich; eine Presse von gelbgeadertem Holz; ein Weißzeugkasten von demselben Holz; ein Bett und Pfühl; zwei Kopfkissen; zwei Decken; ein blauer Vorhang; ein Rohrstuhl; ein Feuereisen oder Plätteisen (een vuyrijser).

In der Kunstkammer (Kunstcabinet).

Zwei Erdkugeln; eine Schachtel mit Mineralien; ein Säulchen; ein zinnernes Töpfchen; ein zinnernes Kännchen; zwei ostindische Kümpfchen; ein ostindischer Napf, nebst einem chinesischen; eine Statue von einer Kaiserin; ein ostindisches Pulverhorn; eine Statue des Kaisers Augustus; ein indisches Schälchen; eine Statue des Kaisers Tiberius; ein ostindisches Nähkästchen; ein Kopf von Cajus; ein Caligula; zwei Porzellanstücke (porcelyne caguwarissen); ein Heraklit; zwei Porzellanfigürchen; ein Nero; zwei eiserne Helme; ein japanischer Helm; ein ..... Helm; ein römischer Kaiser; ein Mohr, nach dem Leben abgegossen; ein Sokrates; ein Homer; ein Aristoteles; ein brauner antiker Kopf; eine Faustina; eine eiserne Rüstung mit dem Helm; ein Kaiser, Galba; ein Kaiser, Otto; ein Kaiser, Vitellius; ein Kaiser, Vespasian; ein Titus Vespasianus; ein Domitian; ein Silius Brutus; 47 Stück See- und Landgewächse und dergleichen; 23 Stück See- und Landthiere; eine Hangematte und zwei Kürbisflaschen, eine von Kupfer; acht Stück Gypsmodelle, nach dem Leben abgegossen, groß.

Auf dem hintersten Bret (Richel).

Eine große Anzahl Hörner, Seegewächse, Gypsabgüsse nach dem Leben und viele andere Seltenheiten; eine Statue des Amor; ein Schießgewehr, eine Pistole; ein seltener mit Figuren geschmückter eiserner Schild von Quintyn dem Schmied (Quintin

Messys); ein altmodisches Pulverhorn; ein türkisches Pulverhorn; eine Schublade mit Medaillen; ein geflochtener Schild; zwei ganz nackte Figuren; die Todtenmaske des Prinzen Moritz von Nassau, von seinem eigenen natürlichen Gesichte abgegossen; ein Löwe und ein Bulle, nach dem Leben bossirt; einige Rohrstöcke; eine Armbrust.

Kunstbücher.

Ein Buch voll Skizzen, von Rembrandt; ein Buch mit Holzschnitten, von Lucas van Leyden; ein Buch mit Holzschnitten, von Was; ein Buch mit Kupferstichen, von Vanni, Baroccio und Andern; ein Buch mit Kupferstichen, von Raefel; eine vergoldete Bettstelle, modellirt von Verhulst; ein Buch mit Kupferstichen, von Lucas van Leyden, doppelt und einzeln; ein Buch mit Zeichnungen, von den vornehmsten Meistern der ganzen Welt; ein köstliches Buch, von André de Montaigne (Andrea Mantegna); ein großes Buch voll Zeichnungen und Kupferstiche von vielen Meistern; noch ein größeres Buch mit Zeichnungen und Kupferstichen von verschiedenen Meistern; ein Buch voll merkwürdiger Miniaturzeichnungen, nebst verschiedenen Holzschnitten und Kupferstichen von allerlei Art; ein Buch voll Kupferstiche, vom alten Breugel; ein Buch mit Kupferstichen, von Raefel Urbin; ein Buch mit sehr kostbaren Kupferstichen, von demselben [74]); ein Buch voll Kupferstiche, von Antony Tempeest (Tempesta); ein Buch mit Kupferstichen und Holzschnitten, von Lucas Craenagh; ein Buch, von Hanibal, Augustyn und Lodewyk Crats (Caracci), Guwido de Bolonese (Guido Reni) und Spanjolette (Ribera); ein Buch mit gestochenen und geätzten Figuren, von Antonie Tempeest; ein dito großes Buch, von demselben; ein dito Buch, von Rembrandt; ein Buch mit Kupferstichen, von Goltsius und Muller, bestehend in Porträten; ein Buch, von Raefel Urbin, sehr schöne Abdrücke; ein Buch mit Zeichnungen, von Ad. Brouwer; ein Buch, sehr groß, mit fast allen Werken von Tizian; etliche Seltenheiten von Töpfereien und venetianischen Gläsern; ein altes Buch mit einer Partie Skizzen von Rembrandt; ein altes Buch; ein großes Buch, voll Skizzen, von Rembrandt; noch ein altes Buch, ledig; ein kleines Triktrakbrett; ein sehr

altmodischer Stuhl; ein chinesischer Napf mit Mineralien; ein großer weißer Korallenberg; ein Buch, voll Statuen, in Kupfer gestochen; ein Buch von Heemskerck, enthält das ganze Werk von demselben; ein Buch mit Porträten, von Van Dyck, Rubens und verschiedenen andern alten Meistern; ein Buch, voll Landschaften, von verschiedenen Meistern; ein Buch, voll von den Werken von Michiel Angelo Bonarotti; zwei geflochtene Körbchen; ein Buch mit den Buhlschaften von Raefel, Roest (Rosso), Hannibal Crats und Julis Bonasoni; ein Buch, voll Landschaften, von verschiedenen berühmten Meistern; ein Buch, voll türkischer Bauten von Melchior Lorich, Hendrik van Aelst und andern mehr, das türkische Volksleben vorstellend; ein ostindisches Körbchen, worin verschiedene Kupferstiche von Rembrandt, Hollaert, Coecq und andern mehr; ein Buch, in schwarzem Leder gebunden, mit den besten Skizzen von Rembrandt; ein Carton, voll Kupferstiche von Hubse Marte (Martin Schöngauer), Holbeen, Hans Broesmer (Brosamer) und Isräll van Mens (Israhel van Meckenen); noch ein Buch mit dem ganzen Werk von Rembrandt; ein Buch, voll Zeichnungen von Rembrandt verfertigt, bestehend in nackten Männern und Frauen; ein Buch, voll Zeichnungen von allen römischen Gebäuden und Ansichten, von den vorzüglichsten Meistern; ein chinesischer Korb voll abgegossener Köpfe; ein lediges Kunstbuch; ein lediges wie vorhin; ein Buch, voll Landschaften, nach der Natur gezeichnet, von Rembrandt; ein Buch, mit Probedrücken von Rubens und Jaques Jordaens; ein Buch, voll Porträte von Mierevelt, Titiaan und andern mehr; ein chinesisches Körbchen; ein desgleichen, voll gestochener Architecturstücke; ein desgleichen, voll Zeichnungen von Rembrandt, bestehend in Thieren nach dem Leben; ein desgleichen, voll Kupferstiche von Franz Floris, Buitewech, Goltsius und Abraham Bloemer (Bloemaert); ein Bündel voll antikscher Zeichnungen, von Rembrandt; fünf Büchelchen in quarto, voll Zeichnungen von Rembrandt; ein desgleichen, voll Kupferstiche von Bauten; die Medea von Jan Six, Trauerspiel; ganz Jerusalem, von Jakob Calot; ein Pergamentband, voll Landschaften nach der Natur, von Rembrandt; ein dergleichen, voll Figurskizzen von Rembrandt;

ein dergleichen, von Rembrandt; ein hölzernes Gestell mit Tellern; ein Büchelchen voll Ansichten, gezeichnet von Rembrandt; ein Büchelchen mit trefflichen Schriftproben; ein Büchelchen, voll Statuen, nach dem Leben gezeichnet von Rembrandt; ein Büchelchen, von Rembrandt; ein Büchelchen, voll Skizzen von Pieter Lastman, mit der Feder gezeichnet; ein Büchelchen von Lastman, mit Rothstift gezeichnet; ein Büchelchen, voll Skizzen mit der Feder gezeichnet von Rembrandt; ein Büchelchen, von Rembrandt; ein Büchelchen, als vorhin; noch ein Büchelchen von demselben; noch ein Büchelchen von demselben; ein Büchelchen, groß, mit Ansichten aus Tyrol, von Roeland Savrye (Savery) nach der Natur gezeichnet; ein Büchelchen, voll Zeichnungen von verschiedenen vorzüglichen Meistern; ein Büchelchen, in Quarto, voll Skizzen von Rembrandt; das Buch von den Verhältnissen, von Albrecht Dürer, mit Holzschnitten; noch ein Buch mit Kupferstichen, enthält die Werke von Jan Lievensz und Ferdinand Bol; einige Bündel mit Skizzen von Rembrandt und Andern; eine Partie Papier, ganz großes Format; ein Carton mit Kupferstichen von Van Vliet nach Gemälden von Rembrandt; ein tuchener Zimmerschirm, ein eiserner Ringkragen; eine Schublade, worin ein Paradiesvogel und sechs Fächer; fünfzehn Bücher von verschiedenem Format; ein hochdeutsches Buch mit Abbildungen von Kriegsleuten; ein desgleichen mit Holzschnitten; ein hochdeutscher Flavius Josevus, geziert mit Kupfern von Tobias Timmerman; eine alte Bibel; ein marmornes Dintenfaß; die Gypsmaske vom Prinzen Moritz.

Im Vorzimmer vor der Kunstkammer.

Ein Joseph, von Aertje van Leyden; drei eingerahmte Kupferstiche; Mariä Verkündigung; eine kleine Landschaft nach der Natur, von Rembrandt; eine kleine Landschaft, von Hercules Seghers; eine Abnahme vom Kreuz, von Rembrandt; ein Kopf nach dem Leben; ein Todtenkopf, von Rembrandt übermalt; ein Bad der Diana, in Gyps, von Adam van Vianen; ein Modell nach dem Leben, von Rembrandt; drei Hündchen, nach dem Leben, von Titus van Ryn; ein gemaltes Buch, von demselben; ein Madonnenkopf von demselben; ein Mondschein, von Rembrandt

übermalt; eine Copie von der Geißelung Christi, nach Rembrandt; eine nackte Frau, nach dem Leben modellirt, von Rembrandt; eine angefangene Landschaft, nach der Natur, von demselben; ein Pferd, nach dem Leben, von demselben; ein kleines Bildchen, von dem jungen Hals; ein Fisch, nach dem Leben; ein Becken von Gyps mit nackten Figuren von Adam van Vianen; ein alter Koffer; vier Stühle mit schwarzledernen Sitzkissen; ein Plätttisch (vuyer taefel).

In der kleinen Malerstube.

Im ersten Fach.

33 Stück alte Schießgewehre und Blasinstrumente.

Im zweiten Fach.

60 Stück indianische Schießgewehre, Pfeile, Spieße und Bogen.

Im dritten Fach.

13 Stück Bambusse und Flötinstrumente.

In demselben Fach.

13 Stück Pfeile, Bogen, Schilde und andere Sachen.

Im vierten Fach.

Eine große Partie Hände und Köpfe, nach dem Leben abgegossen, nebst einer Harfe und einem türkischen Bogen.

Im fünften Fach.

17 Hände und Arme, nach dem Leben abgegossen; eine Partie Hirschhörner; vier Armbrüste; fünf altmodische Hüte und Schilde; neun Kürbisflaschen und gewöhnliche Flaschen; zwei modellirte Porträte, stellen Bartholt Been und seine Hausfrau vor[75]); ein Gypsabguß von einer griechischen Antike; die Statue des Kaisers Agrippa; ein Christuskopf; ein Satyrskopf mit Hörnern; eine antike Sibylle; ein antiker Laocoon; ein großes Seegewächs; ein Vitellius; ein Seneka; drei bis vier antike Frauenköpfe; noch vier andere Köpfe; ein metallenes Stück Geschütz; eine Partie altmodischer Lappen von verschiedenen Farben; sieben Schnarrinstrumente (Saiteninstrumente); zwei kleine Gemälde von Rembrandt.

In der großen Malerstube.

20 Stück Hellebarden, Schlachtschwerter und indianische Fächer;

ein indianisches Manns- und Frauenkleid; ein Helm von einem Riesen; fünf Kürasse; eine Holztrompete; zwei Mohren, in einem Stück von Rembrandt; ein Kindchen, von Michael Angelo Bonarotti.

In dem Malerverschlag.

Eine Löwen- und eine Löwinnenhaut, nebst zwei bunten Wämmsen; ein großes Stück, stellt eine Dianae (Danae) vor; ein Pitoor (ein Vogel), nach dem Leben, von Rembrandt.

In dem kleinen Comptoir.

Zehn Stück Gemälde, klein und groß, von Rembrandt; eine Bettstelle.

In der kleinen Küche.

Ein zinnerner Wassertopf; einige Töpfe und Pfannen; ein Tischchen; eine Schaffterei (Speiseschrank); etliche alte Stühle; zwei Stuhlkissen.

Im Gange.

Neun weiße Schaalen; zwei irdene Schüsseln.

Weißzeug, das auf der Bleiche sein soll.

Drei Mannshemden; sechs Schnupftücher, 12 Servietten, drei Tischtücher; etliche Bäffchen und Manschetten.

Also geschehen und inventirt den
25. und 26. Juli 1656.

Auszug aus dem Register der Inventarien L^a. R., Anno 1656, in der Handelskammer (Desolate Boedelskamer) der Stadt Amsterdam.

Anmerkungen.

1) Beschrijving der Stadt Leyden, door Jan Jansz. Orlers (Leyden 1641), 3 Bde. 4. Die erste Ausgabe ist von 1614. Orlers' Angaben sind wegen ihrer Gleichzeitigkeit sehr beachtenswerth.

2) Ausgabe von 1675. Ich citire von kunsthistorischen Schriften durchgängig die ersten Ausgaben, auf die man zurückgehen muß, wenn man gewissen Dingen auf die Spur kommen will.

3) Cominciamento e Progresso dell' arte dell' intagliare in rame (Florenz 1686, 4.). Baldinucci schöpfte seine Nachrichten vermuthlich aus dem Munde des Bernhard Keil, eines dänischen Malers, der damals in Rom arbeitete, nachdem er acht Jahre lang in Rembrandt's Schule studirt hatte.

4) Entretiens sur les vies et sur les ouvrages des Peintres (Paris 1685), 2 Bde. 4.

5) Abrégé de la Vie des Peintres (Paris 1699).

6) Cabinet des Singularités (Paris 1699—1700), 3 Bde.

7) De Groote Schoubourgh (Amsterdam 1718), 3 Bde.

8) De Levens-Beschrijvingen der nederlandsch Konst-Schilders (im Haag 1729), 3 Bde. 4.

9) Abrégé de la Vie des Peintres (Paris 1745), 2 Bde. 4.

10) La Vie des Peintres flamands (Paris 1753—64), 4 Bde.

11) In der Vorrede zu dem Beredeneerde Catalogus der Werken van Rembrandt van Rhyn en van zyne lerlingen, herkommende uit het Kabinet van wylen den Heer C. Ploos van Amstel (Amsterdam 1810), und in der Notiz über Rembrandt zu den Imitations de dessins d'après les maitres hollandais et flamands (London 1821). Fol.

12) A Review of the lives and works of some of the most eminent Painters (London 1834).

13) A Catalogue raisonné of the works of the most eminent dutch, flemish and french Painters. Tome VII containing the life and works of Rembrandt van Rhyn (London 1836).

14) A descriptive Catalogue of the Prints of Rembrandt (London 1836).

15) In der Lofrede op Rembrandt (Amsterdam 1841), und in dem Künstlerlexikon: De Levens en Werken der hollandsche en vlaamsche Kunstschilders, etc. (Amsterdam 1842—43), 3 Bde.

16) Diese Schrift ist seitdem erschienen unter dem Titel: Redevoering over het leven en de verdiensten van Rembrandt van Rijn, door Dr. P. Scheltema (Amsterdam 1853), und als ein höchst wesentlicher Beitrag zu Rembrandt's Leben anzusehen. Der Verfasser berichtigt und ergänzt die früher bekannt gemachten Actenstücke und bringt neue hinzu, die über Rembrandt's häusliche Verhältnisse weiteren Aufschluß geben; seine fleißigen Forschungen haben das wenige Gewisse, was vom Leben Rembrandt's ausgemittelt war, mit wichtigen Zusätzen bereichert und verdienen die dankbarste Anerkennung. Das Hauptsächlichste ist in unserer Arbeit nachträglich mit aufgenommen worden.

17) Diminutivum von Kornelie, so viel als Neelchen.

18) Dieses Monogramm ist nicht, wie Brulliot irrig meint, aus einem R und H, sondern aus R und t zusammengesetzt; erst spätere Nachstecher verdreheten das Rt in RH. Weil Brulliot diesen Unterschied nicht beachtete, so ist kein einziges von den Monogrammen Rembrandt's, die er anführt, getreu wiedergegeben.

19) Ich vermuthe, daß Bartsch zu diesem Irrthume Veranlassung gegeben. Derselbe führt nämlich bei Gelegenheit einer Landschaft, welche sich als Unicum in dem Kupferstichwerke Rembrandt's auf der kaiserlichen Bibliothek in Wien befinden soll (Catalogue de Rembrandt, I, Nr. 255), ein Monogramm an, das aus drei großen Anfangsbuchstaben zusammengesetzt sei und Paul van Rijn bedeute; allein schon Brulliot bemerkt, daß man selbst bei der lebhaftesten Einbildungskraft jene drei Initialen daraus nicht entziffern könne,

und Wilson sagt, jenes Monogramm bestehe aus den drei verschlungenen Buchstaben PDK und sei auf Philipp de Koningh zu deuten, was auch wol das Richtige ist.

20) Ich citire hier nach Angabe von Anderen, weil ich mir diese Beschreibung nicht habe verschaffen können, die insofern specielle Berücksichtigung zu verdienen scheint, als der Verfasser in direkte Verbindung mit der Rembrandt'schen Familie gekommen ist, wenigstens vermuthe ich solches aus dem Umstande, daß Elizabeth Symonsdochter van Leeuwen an Pieter Reiniers von Mecklenburg verheirathet war, welchem Adrian van Ryn im J. 1551 seine Mühle verkaufte (Scheltema S. 44).

21) Het Gulden Cabinet (Antwerpen 1662). 4.

22) Jonas Suyderhoef stach nach diesem Meister das Bildniß des Professors der Theologie Abraham Heydanus, und van Vliet eine historische Composition, das Gespräch Christi mit der Samariterin.

23) Dieser hält einen Zettel, worauf die Namen der verschiedenen Personen geschrieben stehen.

24) Rembrandt hatte zu diesem Bilde ein Gegenstück gemalt, worauf der Doctor Johannes Deyman, Inspector des Collegium medicum, mit einem Leichnam vor sich, abgebildet war. Dieses Gegenstück wurde am 8. November 1723, bei einem Brande in der Schneidekammer, wo beide Bilder hingen, stark beschädigt, muß jedoch später wieder hergestellt worden sein; denn Reynolds, auf seiner Reise in Flandern und Holland (Oeuvres complètes de Reynolds, II, S. 328, Paris 1806), sah es in einem Zimmer des ersten Stocks der Schneidekammer und spricht davon in sehr rühmenden Ausdrücken: „Man sieht darauf den Professor Deyman bei einem Leichnam, der so stark verkürzt ist, daß die Füße und Hände sich so zu sagen berühren; er liegt auf dem Rücken, die Füße nach dem Beschauer hingewendet. Der Charakter des Kopfes, der an einen von Michel Angelo erinnert, hat etwas Erhabenes. Das Ganze ist vortrefflich gemalt und das Colorit hat viel Verwandtschaft mit dem Tizianischen." Am 7. Febr. 1842 wurde dieses Bild zu Amsterdam im „Hause mit den Köpfen" versteigert und für nicht mehr als 666 Gulden einem

englischen Kunsthändler zugeschlagen, der es nach London brachte. Wo es sich gegenwärtig befindet, habe ich nicht erfahren können.

25) Scheltema, S. 75.

26) Scheltema, S. 55.

27) Diese Portraits werden in alten Verzeichnissen der Rembrandt'schen Kupferstiche als Bildnisse von zwei verschiedenen Personen angeführt; man braucht sie indeß nur gegen einander zu halten, um sich auf den ersten Blick zu überzeugen, daß sie dieselbe Person in verschiedenem Alter vorstellen. Auf diese Weise ist zu begreifen, daß von einem Prediger Janus Sylvius, der auf einem der beiden Blätter abgebildet sein soll, nirgends die geringste Nachricht überliefert worden.

28) Auch dieser wird in allen Katalogen irrig Reinier Anslo genannt und mit dem holländischen Dichter Anslo verwechselt, der jenen Vornamen hatte.

29) Die sogenannte „Studie der jüdischen Braut", die auch in Rembrandt's Kupferstichwerk figurirt, wird diesem Meister mit Unrecht zugeschrieben und ist offenbar eine Copie von anderer Hand.

30) Ausgabe von 1845, Nr. 802.

31) Handbuch der Geschichte der Malerei, II, S. 179.

32) G. F. Schmidt fühlte das Anstößige von Zuschauern bei einer solchen Scene, hatte aber sehr Unrecht, sich gegen Rembrandt so arg zu versündigen, daß er in seinem Kupferstiche die beiden Negerknaben des Originals wegließ.

33) Mitgetheilt in der holländischen Zeitschrift: Het Instituut, Jahrg. 1843, H. 2, S. 142, wo auch der dritte Brief abgedruckt ist. Der zweite findet sich in dem Werke von J. Burnet: Rembrandt and his works, S. 14. Alle drei Briefe bei Scheltema, S. 91 u. fg.

34) Auf dieses Bild bezieht sich wahrscheinlich der in dem Catalogue of autograph letters etc. der Sammlung Donnadieu (London 1851. 4.) mitgetheilte Brief, der ebenfalls an Huygens gerichtet ist und diesen benachrichtigt, daß das bestellte Bild nächstens abgehen werde. „Was den Preis des Stückes anlangt, so habe ich damit wol 200 Pfund verdient, will mich aber begnügen

lassen mit dem, was seine Excellenz mir aussetzt.“ Auch hier fügt Rembrandt nachschriftlich hinzu: „In der Galerie von Seiner Excellenz soll es am besten zu sehen sein, wo starkes Licht ist.“ Der Verfasser des oben erwähnten Catalogs bemerkt: Der Brief, obschon an eine hohe Person gerichtet, sei nichts destoweniger auf einem Blatt Papier geschrieben, welches Rembrandt wahrscheinlich gebraucht habe eine Kupferplatte einzuwickeln, und zieht hieraus eine hämische Schlußfolgerung auf die Knickerei des Künstlers, da doch der Inhalt des Briefes gerade das Gegentheil beweiset.

35) Het Instituut, S. 146.

36) Dafür spricht auch das köstliche kleine Bildniß, welches Rembrandt 1640 oder 1641 (die letzte Ziffer des Datums ist unleserlich) von Friedrich Heinrich's Sohn, Wilhelm II. von Nassau radirt hat. Bartsch (Catalogue de Rembrandt, Nr. 310), Claussin u. A. nennen dieses Blatt schlechtweg das „Bildniß eines jungen Mannes“ und setzen es unter die Phantasieköpfe.

37) Von einem der sechs Bilder findet sich in Rembrandt's Kupferstichwerk ein radirtes Blatt, nämlich die berühmte große Kreuzabnahme, die mit 1633 bezeichnet ist und bis auf einige Abänderungen mit der gemalten Composition übereinstimmt. Von diesem Blatte beschreibt Bartsch drei und Claussin vier Arten Abdrücke, die, wie sie annehmen, alle von einer Platte kommen. Diese Annahme ist aber durchaus ungegründet. Rembrandt radirte seine Composition auf einer Platte, die beim Aetzen verunglückte; der Firniß platzte und das Scheidewasser konnte nicht einfressen. Von dieser ersten beim Aetzen verunglückten Platte hat man einige äußerst seltene Abdrücke: der, welchen das Pariser Kupferstichcabinet besitzt, ist von grauem, schmutzigem Aussehen, das Meiste gar nicht zu sehen; unten links steht: Rembrant (nicht Rembrandt) f[t], und darunter 1633 (die unteren Bäuche der zwei letzten Zahlen sind nicht ausgedrückt). Die Abdrücke, welche Bartsch und Claussin, als Abdrücke zweiter Classe bezeichnen, rühren nicht von dieser Platte her, sondern von einer andern Platte, die mit dem Grabstichel überarbeitet und in Effect gesetzt ist. Diese Grabstichelarbeit ist so sauber und bedächtig ausgeführt, daß ich sie nicht für eine Arbeit von Rembrandt halten

kann, welcher in dieser Weise den Grabstichel nie angewandt hat. Auch die unten links stehende Inschrift: Rembrandt f. cum pryvl° 1633 scheint mir nicht von seiner Hand zu sein. Diese zweite Platte ist 0,13 M. höher und 0,7 M. breiter als die erste: ich habe beide genau mit einander verglichen; es sind zwei ganz verschiedene Platten, beide viereckig, aber mit dem Unterschiede, daß der Rand um die Composition auf der ersten Platte oben abgerundet, auf der zweiten hingegen auf allen vier Seiten geradelinig herumgezogen ist. Die erste Platte, nachdem sie einmal verunglückt war, befand sich in zu schlechtem Zustande, als daß sie noch zu gebrauchen gewesen. Rembrandt vernichtete sie wahrscheinlich im gerechten Unmuth über das mislungene Werk, und dieser Unmuth mochte ihn abhalten, seine Zeit und Arbeit an die zweite Platte zu wenden, die, wie ich glaube, nach seiner Zeichnung im Auftrage eines Verlegers von einem vortrefflichen Kupferstecher ausgeführt wurde. Schon der Umstand, daß von allen Radirungen, welche unter Rembrandt's Namen gehen, diese Platte die einzige ist, die, wie andere nach seinen Zeichnungen gestochene Blätter, die Adresse eines Verlegers trägt, scheint anzudeuten, daß dieselbe nicht von ihm selbst radirt worden. Dieser auffallende Umstand läßt außerdem vermuthen, daß alle von Rembrandt eigenhändig radirte Platten anfangs im Besitz des Künstlers oder der Privatpersonen, die sie bestellt hatten, blieben und nicht eher in den eigentlichen Kunsthandel übergingen, als bis sie aus dem Nachlasse jener Privatpersonen und aus dem Verkauf der gerichtlich eingezogenen Habe des Künstlers unter den Hammer des öffentlichen Auctionators kamen. Bei solchen Gelegenheiten erstanden sie die Kunsthändler, die sich wohl hüteten ihre Adresse darauf zu setzen, um mit desto mehr Erfolg vorgeben zu können, alle späteren Retouchen und Veränderungen, die auf ihre Bestellung von Pfuschern gemacht wurden, seien von Rembrandt selbst ausgeführt. Die Sammler, leichtgläubig wie alle Liebhaber, ließen sich von diesen Lügen gewissenloser Speculanten bethören, und so entstand die abscheuliche Sage, welche Rembrandt die nichtswürdigsten Gaunermotive unterschob, die ihn verleitet hätten, fast mit jeder Platte fünf- und sechsmalige Aenderungen vorzunehmen.

38) A review etc., S. 39.

39) Wagenaar, Beschrijving van Amsterdam, I, S. 541.

40) Van Dijk, Beschrijving van alle de schilderijen op het stadhuis van Amsterdam, S. 61.

41) Derselbe hat die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Knaben, der den alten Zacharias in der Heimsuchung begleitet. Uebrigens ist nicht unmöglich, daß Rembrandt in dem fraglichen Bilde die Prophetin Hanna vorstellen wollte, die, wie die Schrift sagt, nimmer aus dem Tempel kam und bei der Darstellung des Christuskindes zugegen war.

42) Eine Uebersetzung dieses merkwürdigen Actenstückes liefert die Anlage am Ende des Aufsatzes (S. 563 fg.).

43) Das Bildniß dieses Hausmeisters und das seines Sohnes des Auctionsproclamators sind von Rembrandt radirt und unter dem Namen des alten und jungen Haeringh bekannt.

44) Die Anzeige dieser zweiten Auction hat Jost mitgetheilt in seinem Beredeneerde Catalogus, Vorrede, S. 11.

45) Mitgetheilt bei Nieuwenhuys, S. 38.

46) Teutsche Academie (Ausgabe von 1675), II, S. 240.

47) Inleyding tot de Hooge Schoole der Schilderkonst, S. 212 (Rotterdam 1678).

48) Vorrede, S. 12.

49) Die Geschichte des Denkmals und eine Beschreibung des Festes findet man bei Scheltema, S. 107 fg.

50) In den J. 1633 und 1634.

51) Beide Gedichte sind mitgetheilt bei Immerzeel, Lofrede, S. 64.

52) Dieses Portrait wird in den Verzeichnissen von Rembrandt's Kupferstichen gewöhnlich der Advocat Tolling genannt. Adrian Toll war Arzt zu Leyden und hat eine Uebersetzung der Abhandlung über die Edelsteine von Anselm von Boot herausgegeben. Er starb 1635 zu Leyden an der Pest.

53) Menasseh ben Israil wurde 1604 in Lissabon geboren und kam als Kind mit seinem Vater nach Amsterdam, wo man ihn wegen seiner ausnehmenden Gelehrsamkeit schon in seinem achtzehnten Jahre zum Oberrabbiner von einer der drei amsterdam'schen Synagogen ernannte. Er wohnte mit Rembrandt in

einer Straße. Rembrandt malte und radirte sein Bildniß, und verfertigte auch vier Kupferstiche zu einem seiner Bücher, welches folgenden Titel führt: אבן יקרה. Piedra gloriosa o de la estatua de Nebuchadnesor, compuesto par el hacham Menasseh ben Israël. Amsterdam, An. 5415 (1655. 12.) XII, S. 259. Dieses seltene Büchelchen wird jetzt in Versteigerungen mit 3—400 Francs bezahlt.

54) Ephraim Bonus war von Geburt auch ein Portugiese, der nach Amsterdam ging und daselbst 1651 das Bürgerrecht erhielt. Es mag sein, daß Rembrandt ihn zu seinem Hausarzt angenommen hatte; jedenfalls ist er mit ihm sehr befreundet gewesen, da er sein Bildniß gemalt und gestochen hat. Der jüdische Arzt Josef Bonus, dessen Hülfe bei der letzten Krankheit des Prinzen Moritz im J. 1625, als seine gewöhnlichen Aerzte alle Hoffnung auf Herstellung schon aufgegeben hatten, vergebens in Anspruch genommen wurde, war, allem Anschein nach, der Vater von Ephraim Bonus.

55) Coppenol muß als Schreibmeister in großem Ruf und Ansehen gestanden und mit Rembrandt sehr vertrauten Umgang gehabt haben, da dieser so außerordentlich dafür gesorgt, daß die Züge seines Freundes auf die Nachwelt gelangen sollten. Er ist von Rembrandt zwei Mal radirt; der sogenannte „große Coppenol" ist eines von den seltensten und schönsten Blättern des Meisters. Er hat ihn auch zwei Mal gemalt, und sogar drei Mal, denn wenn die Benennung des federschneidenden Mannes in Kassel richtig ist, so muß man denselben Namen auch dem Portrait geben, welches aus der Brühl'schen Galerie in die Eremitage zu Petersburg übergegangen und von Filloeul gestochen ist. Der auf diesen beiden Bildern und auf einem dritten in der Sammlung des Lord Ashburton befindlichen Gemälde vorgestellte Mann ist offenbar derselbe, etwa 20 Jahre jünger als der von Rembrandt radirte Coppenol.

56) In jenen Briefen ist zwar viel von Geld die Rede; aber selbst abgesehen davon, daß Geschäftsbriefe es so mit sich bringen, hat dieser Umstand nichts Auffallendes. Rubens bricht in seinen Briefen ebenso häufig in Klagen aus, wie schwer es halte, von

Fürsten und Königen auch nur den verdienten Lohn für abge= lieferte Arbeiten zu erhalten. Die damaligen Finanzverhältnisse der meisten Höfe waren nicht die glänzendsten, und man kann weder Rubens noch Rembrandt der Geldgier bezüchtigen, wenn sie ihre Ausstände eintreiben.

57) Collection d'imitation des dessins, etc.

58) Inleijding tot de Hooge School der Schilderkonst, S. 13.

59) So nennen ihn Orlers und Sandrart, seine Zeitgenossen. Houbraken schließt aus dem Umstande, daß Karl van Mander ihn 1604 als einen hoffnungsvollen jungen Mann in Italien studiren läßt, daß Lastman um 1581 geboren sei, weil man sich nicht wohl denken könne, daß er vor seinem 23. Jahre die Reise nach Rom angetreten. Neuere Kunsthistoriker lassen ihn 1562 auf die Welt kommen und schreiben diese Jahreszahl dem Campo Weyerman nach, der den etwas zweideutigen Text Houbraken's misverstanden und jenes Jahr 1562, welches Houbraken als das Geburtsjahr von Kornelis Kornelisz, Lastman's Lehrer, angibt, für Lastman's Geburtsjahr genommen hat. So erben sich die falschen Daten von einem Kunstbuche in das andere fort.

60) Er unterzeichnet sich in seinen Kupferstichen: Nicolaus Petri, mit Auslassung von Filius. Es ist rathsam, darauf Acht zu geben; denn sonst könnte man aus einem und demselben Künstler zwei machen, wie es auch bisweilen geschehen ist.

61) Dieses überaus seltene, in Rembrandt's Manier geätzte Blatt wird in allen Handbüchern für Kupferstichsammler dem Pieter Lastman zugeschrieben. Es ist allerdings mit dem Monogramm dieses Künstlers versehen, aber der dabei befindliche Zusatz: inv. besagt zur Genüge, daß es blos von ihm erfunden ist. Ich halte es für eine Arbeit des Jan van Noordt. Der Kupferstecher hat zwar seinen Namen nicht auf das Blatt gesetzt; allein es hat hinsichtlich der Behandlung so viel Aehnlichkeit mit einer Landschaft, die Jan van Noordt nach P. Lastman radirt hat und worauf man seinen Namen findet, daß ich keinen Anstand nehme, ihm die Radirung von Juda und Thamar zuzuschreiben. Ganz in derselben Art ist auch der heilige Christoph nach Elzheimer radirt, und ich glaube, daß dieses Blatt ebenfalls von Jan van Noordt herrührt.

62) Zwei Radirungen und zwei Gemälde, eines in der Münchener Pinakothek, das andere in der Londoner Nationalgalerie.

63) Sie stehen z. B. in dem Bilde der Ehebrecherin, nicht in der Vorhalle, sondern am obern Ende der Treppe, die zum Sitz des Hohenpriesters hinanführt. Rembrandt's malerische Divinationsgabe blickte hier vielleicht tiefer als der gelehrte Scharfsinn der Archäologen, die sich bekanntlich viel gestritten und noch nicht einig sind über die Stelle, wo jene beiden Säulen des jüdischen Tempels gestanden haben.

64) Rembrandt hat diesen Gegenstand zwei Mal componirt und in beiden Compositionen denselben Moment zur Darstellung gewählt. Eines dieser Bilder, minder reich componirt, befand sich früher in der Sammlung des Herzogs von Choiseul und ist mit einigen Abänderungen von Rembrandt selbst gestochen. Das Bild im Louvre ist von Denon radirt.

65) Rembrandt hat an diesem Gegenstande mehr als ein Mal seine Kräfte versucht. Er selbst hat ein Blatt radirt, welches den Engel Raphael vorstellt, wie er vor den Augen des Tobias und seiner Familie verschwindet. Anthon Walker hat nach Rembrandt ein Bild gestochen, welches denselben Vorgang darstellt, und wo man den Engel von vorn sieht. Diese beiden Compositionen sind jedoch nicht so gelungen, als die auf dem Bilde, welches der Louvre besitzt und Denon in Rembrandt's Manier geätzt hat.

66) Simon de Vlieger hat dieses Gemälde zu einem seiner Seestücke verarbeitet. Die Composition selbst ist verballhornt, aber das Meer ist verbessert, wie von einem Seemaler zu erwarten stand. Bei Rembrandt wird das Schiff hinten von einer anstürmenden Woge emporgehoben und sinkt mit dem Vordertheile in die See hinab; Vlieger hingegen hat auch vorne Wellen angebracht, die das Schiff halten und das Geschaukel naturgemäß motiviren. Das Bild von de Vlieger ist gestochen von P. C. Canot, in der Sammlung Boydell's, II, Nr. 63.

67) Man erlaube mir dies niederdeutsche Wort. Wir haben im hochdeutschen Dialekt keines, das es ersetzt; es drückt am besten aus, was die Italiener morbidezza di carne, Mürbheit oder Weichheit des Fleisches, nennen.

68) Sie sind in der Galerie du Musée Napoléon, von Filhol,

unter den Nummern 508 und 581 gestochen und im Inventarium der kaiserlichen Museen jede auf 20,000 Francs geschätzt.

69) Waagen, Kunstwerke und Künstler, III, S. 582.

70) Bisweilen malte er auch auf grauen Grund und legte mit dieser grauen Farbe in dunkleren und helleren Tönen das Ganze an. Rembrandt's Bilder dieser Art, z. B. die berühmte Predigt Johannis des Täufers, sonst in der Sammlung des Cardinals Fesch, haben einen steinfarbenen Grundton und heißen in den alten holländischen Auctionskatalogen Graeuwties, Grisaillen, wobei man aber durchaus nicht an Das, was wir jetzt so nennen, denken darf.

71) Memoirs of Painting, I, S. 197 (London 1824).

72) Sandrart rühmt zunächst „das gerechte beständige Schulpweiß, aus englischem Zinn oder Blei zubereitet, zu Amsterdam bei den Farbhändlern Schulpwitt genannt, weil solches beständig bleibt und nicht verstirbt. Sie haben auch allda in Menge sehr schöne gute gelbe Ocker, so eine der nöthigsten Farben: deren Hoch-Gelbe auch in den Schatten zu untermengen, und so glühend gut in Deutschland nicht zu haben ist. Diesem folgt das Braunroth, sonderlich das, so nicht so finster und schwärzlich aussieht: wird ebenmäßig aus England in gemeldetes Amsterdam übergebracht, gleich wie Terra verda. Dann haben sie auch braune Ocker, cölsche Erde von guter Substanz, u. s. w."

73) Winckelmann, der von überströmendem Gefühl hingerissen, bei dem Anblick des Apoll vom Belvedere Thränen der Rührung und Bewunderung vergoß, blieb einst vor einem nachdenkenden Altenmannskopf von Rembrandt einen ganzen Tag lang in grübelnder Betrachtung verloren.

74) Vermuthlich Kupferstiche von Marc Anton.

75) Wahrscheinlich die Bildnisse des Hans Sebald Beham und seiner Frau, in Form von Medaillen und von diesem Meister selbst gestochen im J. 1540, als er 40 und seine Frau 45 Jahre alt war. Dieser Kupferstich ist äußerst selten; er führt das Monogramm des Künstlers: HB mit dem Zusatz: Sculpsit in lapide. W. Hollar hat 1647 eine Copie davon gemacht.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



